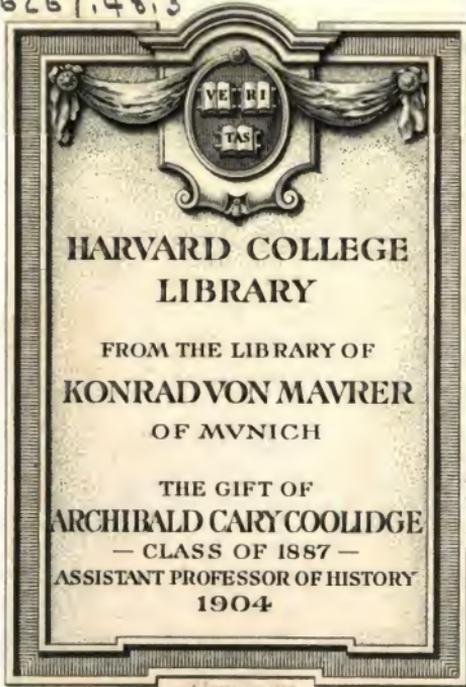


Die sagen Vorarlbergs

Franz Josef
Vonbun

26267.48.3



②

DIE

SAGEN VORARLBERGS.

NACH SCHRIFTLICHEN UND MUENDLICHEN UEBERLIEFERUNGEN
GESAMMELT UND ERLAEUTERT

VON

DR. F. J. VONBUN.

ZWEITE VERMEHRTE AUSGABE.

NACH DER HINTERLASSENEN HANDSCHRIFT DES VERFASSERS UND ANDEREN QUELLEN
ERWEITERT UND MIT EINEM LEBENSABRISSE VONBUNS VERSEHEN

VON

HERMANN SANDER.

INNSBRUCK.

VERLAG DER WAGNER'SCHEN UNIVERSITAETS-BUCHHANDLUNG.

1889.

26267.48.3

1872

Harvard University
Von Meißner Collection
Gift of Von Meißner
July 18, 1894

DRUCK DER WAGNER'SCHEN UNIVERSITAETS-BUCHDRUCKEREL.

1007

VORWORT.

Eine neue Ausgabe der „Sagen Vorarlbergs“ von Dr. F. J. Vonbun wird schon seit Jahren von allen Gebildeten des kleinen Landes am jungen Rhein erharrt. Die Witwe des so frühe verstorbenen Germanisten betraute denn auch bereits vor längerer Zeit den Herausgeber des hier endlich vorliegenden Buches mit dieser schwierigen, aber auch lohnenden Aufgabe, und er unterzog sich derselben gerne, da er dem Geschiedenen persönlich nahegestanden hatte.

Als Grundlage diente der neuen Ausgabe die von Vonbun fast vollendete Handschrift. Diese Arbeit sollte dem Leser so unverändert, als es immer thunlich erschien, geboten werden. Doch heischte sie mancherlei Ergänzungen und Zusätze. So wurden die seit Vonbuns Tode erschienenen Sagen: die Tannberger, deren Mittheilung ich Herrn F. J. Gaßner in Innsbruck verdanke (sie waren zum Theil in meinen „Beiträgen zur Geschichte des vorarlbergischen Gerichtes Tannberg“ veröffentlicht) und die Damülser, welche in Grabherrs „Damüls“ stehen, herbeigezogen, nachdem Vonbun selbst die Arbeiten von Ver-naleken und Elsensohn fleißig benutzt hatte. Durch Ver-

mittlung des seither verstorbenen Professors Lorenz Hämmerle erhielt ich vom Landeshauptmann-Stellvertreter von Vorarlberg, Herrn Adolf Rhomberg in Dornbirn, eine kleine handschriftliche Sammlung von Sagen und Gebräuchen aus dem Nachlasse des Dr. Friedrich Spiegel¹⁾, die sich theilweise als wohl verwendbar erwiesen. Außer der Sagensammlung wurden auch die Angaben über die einschlägige geschichtliche Literatur Vorarlbergs ergänzt, dagegen blieben die mythologischen und charakterisierenden Bemerkungen Vonbuns zu den einzelnen Abtheilungen des Werkes unverändert, und auch eine Vermehrung der Hinweisungen auf verwandte Sagen in anderen Werken schien unnothwendig. Um der Verbreitung des Buches nicht zu schaden, wurde im hochdeutschen Texte die österreichische Schulrechtsschreibung verwendet, und in der Darstellung der mundartlichen Laute eine Vereinfachung angestrebt. Vielleicht hätten in letzterer Hinsicht ein paar kühnere Schritte nur nützen können, doch ist zu hoffen, dass die in der Volkssprache dargebotenen Sagen nun leicht gelesen werden, da wenigstens die befremdlichsten Lautbezeichnungen verschwunden sind. Was die Erzielung einer folgerichtigen Schreibung anbelangt, so bin ich

¹⁾ Spiegel wurde am 24. Februar 1824 zu Dornbirn geboren, studierte 1835 bis 1842 am Gymnasium zu Feldkirch, 1842 und 1843 am Lyceum in Salzburg und 1844 bis 1849 an der Universität in Wien. Im letztgenannten Jahre erlangte er daselbst das Doctorat der Medicin. Er ließ sich alsbald in Dornbirn nieder und wirkte dort seit 1854 als Gemeindefeuerarzt. Als Mandatar des Vorarlberger Museums-Vereins und als Mitglied der Landwirtschafts-Gesellschaft für Tirol und Vorarlberg war er in hervorragender Weise thätig. Leider starb er schon am 16. October 1866. — In den »Verhandlungen der k. k. zool.-botan. Gesellschaft in Wien« X, 755 ff. erschien Spiegels Abhandlung über das Torfmoor von Dornbirn, ferner im V. Rechenschaftsbericht des Vorarlberger Museums-Vereins für 1862, S. 14 f. die Notiz: »Ueber das Schloss der Edlen von Ems zu Dornbirn« und in jenem für 1863, S. 11 f.: »Die Ueberreste von Neu-Montfort zu Götzis«.

Herrn Professor Christian Hauser aus Langesthei im Paznaun zu großem Danke verpflichtet; er nahm sich mit unermüdlichem Eifer der Sache an und förderte sie zu einer Zeit, in welcher ich durch eine langwierige Augenkrankheit in meiner wissenschaftlichen Thätigkeit sehr gehemmt war. Er half auch getreulich bei der Ergänzung des Glossars mit. Die betreffenden Worterklärungen sollen nicht den gelehrten Kreisen dienen, sondern lediglich die Bedeutung der mundartlichen Ausdrücke angeben. Genauere Auskünfte sind ja leicht in Staub-Toblers „Schweizerischem Idiotikon“, in den verwandten Werken von Stalder und Tobler und in den Wörterbüchern von Schmeller, Lexer u. s. w. zu finden, die ohnehin den Germanisten zur Hand sein müssen.

Schwierig war die Beschaffung des Stoffes für die Lebensbeschreibung Vonbuns. Da galt es, einen lebhaften Briefwechsel zu führen, und doch wurde häufig nur wenig erreicht. Außer der treuen Lebensgefährtin des Verewigten, Frau Lucretia Vonbun in Balzers, und seinem Jugendfreunde, meinem hochverehrten Lehrer, Herrn Regierungsrath Professor Dr. J. V. Zingerle in Innsbruck, verdanke ich besonders folgenden Herren ergiebige Mittheilungen: Karl Graf von Belrupt-Tissac, Landeshauptmann in Vorarlberg, und Statthaltereirath Fidel Ritter von Ratz in Bregenz; Dr. J. G. Waibel, Bürgermeister und Reichsrathsabgeordneter in Dornbirn; Josef Elsensohn, k. k. Gymnasial-Director, und Dr. Victor Perathoner, k. k. Professor in Feldkirch; Advocat Dr. J. B. Biedermann und Adjunct Caspar Moosbrugger in Bludenz; Franz Bole, Professor der Theologie in Brixen; J. G. Vonbank, Weltpriester (damals in Mieders); Josef Waibel, Privat in Wilten; Dr. Ernst Ritter von Bergmann, Dr. Ludwig Seeger (an der Lutz), Alfons Freiherr von Vesque-Püttlingen und

VI

Dr. Josef Vonbun in Wien; endlich Frau Kronenwirtin Mayer in Schruns. Allen diesen sei hiemit der herzlichste Dank ausgesprochen!

Möge das Buch in seiner verjüngten Gestalt die alten Freunde sich bewahren und viele neue Leser gewinnen!

Innsbruck, Ostern 1889.

H. Sander.

Dr. F. J. Vonbun,

ein Lebensbild.

„Das Geschlecht Vonbun gehört zu den ältesten im oberen Vorarlberg und hat noch guten Klang“, schrieb 1844 der bedeutendste vorarlbergische Geschichtsforscher, Dr. Josef Bergmann. Aus dessen Untersuchungen ergibt sich zugleich mit Sicherheit, dass die Vonbun walserischer Abstammung sind. Ein Peter von Bun erlag am 20. April 1499 mit fünfundvierzig andern Kämpen aus dem Kirchspiele zu Sonntag nach hartnäckiger Gegenwehr in der Schlacht von Frastanz den Streichen der siegreich andringenden Eidgenossen. Im 16. Jahrhundert ist das Geschlecht nicht nur im großen Walserthal an der Lutz, sondern auch im Montavon und in der Herrschaft Feldkirch nachgewiesen: ein Jakob war 1512 an der bedeutungsvollen Hochschule von Wittenberg eingeschrieben, ein Jörg bekleidete 1541 zu Sonntag die Würde eines Ammanns. In der bewegten Zeit am Ende des vorigen Jahrhunderts hatte Andreas als Landschreiber von Sonnenberg und ständischer Deputierter eine einflussreiche Stellung, sein Sohn Anton aber saß 1848 als Vertreter Vorarlbergs in der Paulskirche. Waren neben den genannten noch andere Glieder des Geschlechtes zu Amt und Würden in den Städten Bludenz und Feldkirch oder im Kreise der Geistlichkeit gelangt, so wurde bei weitem der namhafteste doch derjenige, dessen Leben wir im folgenden Abriss zu zeichnen versuchen.

Nicht was Franz Josef Vonbun im bürgerlichen Alltagsgetriebe gethan, fällt bei dieser Abschätzung ins Gewicht: ihn heben vielmehr die Liebe, der Eifer und die Ausdauer empor,

VIII

mit denen er als Schriftsteller seiner Heimat unvergessliche Dienste erwies. Er war ein Schilderer ihrer landschaftlichen Schönheit, ein wissenschaftlicher Beobachter ihrer Sprache, der Sammler ihrer Märcen und Sagen; mit nimmermüdem Auge forschte er nach den Eigenthümlichkeiten der alemannischen Bewohner Vorarlbergs in Sitte und Brauch, lauschte gespannt deren Liedern und Räthseln und verzeichnete sorgsam ihre belehrenden Sprüche und ihre abergläubischen Meinungen. Und was er vom Volke entlehnt, das erstattete er ihm reichlich zurück; niemand hat bisher in ungebundener mundartlicher Rede einfacher und treuherziger und eben deshalb gefälliger und packender erzählt als unser Vonbun; aber auch den Vers versteht er so vortrefflich zu gestalten, dass er in rhythmischer Kunst und wohltönendem Reimspiel hinter keinem Dialectdichter zurücksteht. So schrieb er im wesentlichen unter dem Volke über das Volk und für das Volk und half nach seinem besten Vermögen redlich mit, unserem nationalen Schriftthum eine volksthümlichere Grundlage und einen lebensfrischeren Ausdruck zu gewinnen. Dieses Ziel verfolgte er nicht etwa unbewusst, sondern mit planvoller Absicht. Er war der berufenste Vertreter seiner Heimat im Kreise der Germanisten, suchte Fühlung mit bedeutenden Häuptern dieser Gruppe hochverdienter Männer und arbeitete an mehreren ihrer hervorragendsten Zeitschriften mit. So war sein Gesichtskreis nicht beengt durch die Berge der heimischen Thäler; schon früh dachte er darüber hinaus an „das ehemalige Herzogthum Alemannien“, und die Liebe zum alemannisch-schwäbischen Stamme leitete ihn vermittelnd zu warmer Gesinnung für das ganze deutsche Volk und dessen reichen geistigen Besitz. Deutsch und frei schlug das Herz unseres Vonbun von seinen Studentenjahren an bis zu seinem allzufrühen Tode, deutsch und frei dachte und dichtete der Jüngling, forschte und strebte der Mann. Die allmähliche Entwicklung, die mehrseitige Thätigkeit und die Gesammtheit der Leistungen dieser fesselnden Erscheinung möge sich aus den folgenden Nachrichten ergeben, welche aus den erreichbaren Quellen leider mehr tropften als flossen.

Franz Josef Vonbun ward am 28. November 1824 in der Rotte Lâz der Gemeinde Nüziders unweit Bludenz in Vorarlberg geboren. In der Familie ist die Erinnerung an ihre walsersische Abstammung erloschen; es kann dies umsoweniger befremden, als schon der Urgroßvater unseres Vonbun, namens Franz, im Taufbuche von Nüziders am Beginn des vorigen Jahrhunderts sich verzeichnet findet. Trotzdem blieb die Sippe im engen Zusammenhange mit der alten Heimat, denn sowohl der genannte Urgroßvater als dessen Sohn und Enkel freiten Walserinnen aus Raggâl. Dieser, der gleichnamige Vater Franz Josefs, hauste als schlichter Bauersmann auf der bescheidenen Scholle in Lâz, die er als einziger Sohn von seinem Erzeuger ungetheilt ererbt hatte. Geistig weit entwickelter war seine Frau Maria Katharina Martin; sie galt allgemein für gescheit und besaß schlagfertigen Witz und anmuthige Heiterkeit; ihr begabter Sohn weihte ihr stets eine fast schwärmerische Verehrung. Franz Josef war das sechste in der Reihe seiner Geschwister, und drei folgten noch auf ihn, so dass seiner Mutter Bruder vollkommen recht hatte, als er meinte, es würden noch genug esslustige Häupter dableiben, wenn er eines zu sich nach Raggâl nähme¹⁾. Diesen Antrag mussten die Eltern mit Rücksicht auf ihren verhältnismäßig schmal bemessenen Antheil an irdischem Besitz freudig begrüßen, und dem großmüthigen Helfer in der Noth wurde die Auswahl unter den Sprösslingen freigestellt. In Reih und Glied sollen diese im entscheidenden Augenblick dagestanden sein, und nur der vierjährige dicke Junge habe sich nach Möglichkeit hinter die andern zu drücken gesucht, um nicht gesehen zu werden, denn der Gedanke, von den Lieben zu scheiden, schien ihm entsetzlich. Doch gerade er — unser Held — war ob seiner Auf-

¹⁾ E. Winder behauptet zwar in seiner Abhandlung: »Die Vorarlberger Dialectdichtung« II, 27 (§9. Programm des k. k. Gymnasiums in Innsbruck für 1888, S. 3—47), der junge Vonbun sei wegen des Todes seiner Mutter vom Vetter in Raggâl aufgenommen worden; es ist dies jedoch unrichtig. Die Mutter starb erst am 30. Juni 1845, der Vater am 24. März 1873. — Es sei bemerkt, dass der hier gebotene Lebensabriss längst vor dem Erscheinen der Winder'schen Arbeit vollendet war und diese zu Aenderungen keinen Anlass gab.

geräumtheit des Oheims Herzblatt, und so begann nun das zweite Hauptstück seines Lebens. Rasch wurde ein Hemd und überdies manch ein unentbehrliches Stück in einen Handkorb gepackt, und das Bürschlein, welches nach damaliger Walserart rothgeröckt war, musste gern oder ungern, geleitet vom Vetter und der ältesten Schwester Magdalena, die zeitweilig dafür sorgte, dass sein Fuß an keinen Stein stieß, zur luftigen Halde von Raggâl emporwandern.

Anfangs hatte Franz Josef im neuen Heim ein schmerzliches Weh nach dem alten zu bekämpfen; als er dies überwunden, schwanden seine Kinderjahre in aller Annehmlichkeit dahin. Eine der unschuldigsten und nachhaltigsten Freuden seines Lebens ward ihm etwa ein halbes Jahr nach seiner Uebersiedlung bereitet. Er erhielt eine Hose und zwar eine treffliche Lederhose, und nun konnte er sich mit den Händen nicht genug auf die Knie schlagen, denn das klatschte und patschte so prächtig! Um das Maß der Wonne ganz zu füllen, hatte ihm der Vetter einen Groschen in den Sack gesteckt. Ueberhaupt war der Ohm Johann Martin ein seelenguter Mann, der den Kleinen tüchtig verhätschelte und ihm während des ganzen Aufenthaltes in seinem Hause nur einmal eine Ohrfeige verabreichte, als er sich zuviel mit der schwarzen Katze befasste, die neben ihm des Veters Liebling war. Sonst stand das Büblein unter der Obhut der Ahne, die bei ihrem Sohne Johann wohnte. Das war eine Walserin ganz nach dem alten Schlage, tief eingeweiht in die Sagenwelt der Berge. Sie erzählte ihm manches Märlein und berichtete vom „Nachtvolk“, an dessen Dasein sie selbst glaubte; steif und fest bekräftigte sie, dasselbe oft singen gehört zu haben, wenn es durch das Grattobel herunterzog; seine Musik sei von so wunderbarer Schönheit, dass man es sich nicht vorstellen könne. So wurde schon damals ihm eine Anregung auf dem Gebiete gegeben, das er später mit rühmlicher Ausdauer hegte. Sonst hielt er sich gerne an fließendem Wasser auf und verstand es vortrefflich, mit Schuhnägeln und einem Stück Holz sogenannte „Spickermühlen“ einfachsten Gefüges herzurichten, welche ihm eine Masse von

Spickern oder Schussern (wie man anderswo sagt: Schnellkügeln) drehten, die er sodann an seine Gespielen verhandelte; bei dieser Gelegenheit offenbarte er hierin einen Geschäftsgeist, den er später nur zu wenig pflag.

Von seinem sechsten Jahre an besuchte Vonbun die Volksschule des Walserdorfes Raggäl. Bei seiner vorzüglichen Begabung machte ihm das Lernen wenig Mühe, auch ertheilte man damals auf dem Lande nur Winterunterricht. Im Sommer war er mit dem Vetter viel auf dem Maisäß Froßla, wo er Schafe und Ziegen hütete und jene walserischen Lockrufe in der Ausübung seines Hirtenamtes gebrauchte, die er nach Jahren in gelehrten Abhandlungen vor dem wissenschaftlichen Deutschland verzeichnete und vom Standpunkte des Sprachforschers zu deuten wagte. Dass er die Walser Mundart im Laufe der Zeit sich musterhaft aneignete, ist selbstverständlich; überhaupt erwarb er sich für alle Zukunft eine große Vorliebe für Sprache, Sitte, Glauben und Brauch des oberen Walserthales, in welche sich dieses freilich allmählich mit dem Montavon theilen musste. Er war ein geselliger und verträglicher Kamerad und nützte gewiss mit der Dorfjugend alle üblichen Spiele und Gebräuche aus. Vielleicht zog er auch am „Fasnacht-Sonntag“ morgens mit den Buben von Haus zu Haus, ums „Küechle“ zu singen¹⁾, und schwang acht Tage später um den „Funken“ seine Fackel. Sicher ist, dass er zum Zeitvertreib auf den Maisäß gewöhnlich einige Mitschüler einlud, denen er dann manchmal von einer kleinen Tanne herunter etwas vordredigte. Dem Vetter war diese Neigung des Neffen zu salbungsvoller Beredsamkeit höchst auffällig, und er schloss daraus auf den Beruf desselben zum geistlichen Stande. Da die guten Fortschritte des Knaben in der Schule andauerten, so bekam auch der Pfarrer von Raggäl,

¹⁾ Die Buben singen bei dieser Gelegenheit:

I kumm her ga krochna,
 Das kll Fingerle ist mer brocha,
 Es kä mers niemet abüeza
 A's d' Hüsmueter mit dem heißa Küechle.

(=Volkssagen aus Vorarlberg«. Innsbruck, 1850, S. 66).

Johann Baptist Rinderer, die günstigste Meinung von ihm, und als jener nun als Preis den „Goffine“¹⁾ erhielt, verkündete der geistliche Herr am Sonntag darauf von der Kanzel, man solle den Franz Josef Vonbun studieren lassen, denn es eigne ihm ein gar gutes Talent. Die Eltern waren über diese Ehrung nicht wenig erfreut und bald für den Plan gewonnen, und das umsomehr, als für sie keine oder nur unbedeutende Kosten aus der Standeswahl des Sohnes erwachsen sollten. Man rechnete ja gewiss nicht vergebens auf den bekannten Wohlthätigkeitssinn der Bewohner des freundlichen Städtchens Feldkirch, und der gute Onkel aus Raggâl versprach, den Rest beizutragen. Um den hoffnungsvollen Jungen aber auch wissenschaftlich besser auszustatten, bereitete ihn der erwähnte Pfarrherr jede Woche durch zwei Stunden in den Gegenständen der Lateinschule vor.

So kam Vonbun in Begleitung seines Vaters, der den Sohn rasch mit den nöthigen Freitischen versorgte, im Herbst 1836 nach Feldkirch. Das Gymnasium stand bis 1840 noch unter der Leitung des wegen seiner geschichtlichen Arbeiten bekannten Meinrad Merkle. In der ersten Classe lehrte mit Ausnahme der Religion, welche in sämtlichen Jahrgängen von Lorenz Häfele vorgetragen wurde, alle Gegenstände — neben Geographie und Geschichte und Arithmetik das gefürchtete Latein — Ignaz Vonier aus Schruns. Vonier²⁾, dem Aeußern nach schon durch sein feuriges Auge und das stark gebräunte Gesicht den Montavoner Romanen verrathend, besaß eine nicht gewöhnliche

¹⁾ »Goffine« ist aus einem Eigen- gleichsam ein Gattungsname geworden für eine Erklärung der Evangelien auf die verschiedenen Tage des Kirchenjahres, ähnlich wie »Canisi« für einen Katechismus der katholischen Lehre. Leonhard Goffine, geboren am 6. December 1648 in Köln, trat 1669 in die Prämonstratenser-Abtei Steinfeld in Westfalen und versah zu Oberstein und auf andern Pfarreien durch viele Jahre die Seelsorge. Er starb am 11. August 1719. Seine Schreibart fand allgemeines Lob.

²⁾ Der Geschlechtsname Vonier lautete früher Vinier, daher ist er aus dem Vornamen Vinerius entstanden und stellt sich zu diesem wie Xavier zu Xaverius und Rudigier zum latinisierten Rüdiger: Rudigerius. Dem hl. Vinerius ist ein uraltes Kirchlein zu Nüziders geweiht, und somit wird er im Walhengau ehemals sonderlich verehrt worden sein. Es gab auch ein Edelgeschlecht von St. Viner.

philologische und philosophische Bildung, die an einer Universität vielleicht besser am Platze gewesen wäre als an der Mittelschule. Hier galt er vor allem als „streng“ und erfreute sich daher nur geringer Beliebtheit. Am Beginn des Jahres zählte die erste Classe vierzehn Schüler, und mit der Hälfte derselben räumte Vonier auf, so dass nur sieben in die zweite kamen. Auch Vonbun musste anfänglich mühselig mit dem Latein ringen, und Vonier war sofort mit dem Rathe bei der Hand, er solle lieber nach Frankreich hinausgehen, den „Vogel“ zu tragen ¹⁾). In ähnlicher harter Weise hatte der gestrenge Mann zwölf Jahre vorher Hermann von Gilm angeherrscht, und so misskannte jener „erfahrene“ Jugendbildner zwei der befähigtesten Köpfe unter allen denen, die je vor seiner scharfen Zuchtruthe bangten. Er erinnerte sich, als er seine alten Tage zu Schruns im Ruhestande verbrachte, noch gar wohl dieser Begebenheit und meinte, er habe sich im Walserbüblein arg getäuscht.

Vonbun entrann nämlich den Händen des grimmigen Achilles und gelangte glücklich in den zweiten Curs, wenn auch sein Zeugnis über den ersten das schwächste war, welches er je erhielt. Dasselbe weist nur im sittlichen Betragen und in der Religionslehre die Vorzugsnote, in allen übrigen einfach primam oder, wie wir jetzt sagen würden, „genügend“ auf. In den beiden folgenden Jahren unterrichtete die Classe der Supplent Wunibald Briem, ein sechs Schuh langer Feldkircher und deshalb von den Schülern „Gigas“ genannt, ein eifriger, thatkräftig eingreifender Schulmann, übrigens kaum minder eine Eigenart als Vonier. In der vierten Grammatikalclassen trat wieder dieser in den Vordergrund, während der beiden „Humanitätsjahre“ aber kam der vom Brixner Gymnasium berufene Dominicus Falkner an die Reihe. Derselbe lebt heute noch als der älteste der Professoren und der gesammten Priesterschaft des Sprengels in

¹⁾ »Vogel« mundartlich: »Brett mit zwei auf den Schultern getragenen Armen, auf welchem der Handlanger dem Maurer den Mörtel zuträgt«. S. Schweizerisches Idiotikon von Friedr. Staub und Ludwig Tobler I, 693. — In Innsbruck nennt man das Werkzeug: »Mörtelschwalbe«.

Brixen und zwar in geistiger Frische und körperlichem Wohlsein. Er wurde 1794 geboren, kam 1806 als Zögling der Erziehungsanstalt Cassianeum an die Brixner Lateinschule und zog 1809 als Schreiber mit den Schützen seines Heimortes Prutz ins Feld, welche sein Vater als Hauptmann befehligte. Während der achtunddreißig Jahre seines Lehramtes versäumte er Unwohlseins wegen nicht eine Lehrstunde. Er genoss den Ruf eines guten Mathematikers und Lateiners, die deutschen Schriftsteller aber betrachtete er mit misstrauischen Augen und bedachte selbst Schiller und Goethe gelegentlich mit nicht schmeichelhaften Titeln. Ueberhaupt trug Falkner auch auf alemannischem Boden in Sprache und Gehaben ein gewisses urwüchsiges Tirolerthum zur Schau, während Josef Stocker, ein anderer Lehrer des Gymnasiums, ein feingarteter und hochgebildeter Mann war, der fleißig im Buche der Natur las und mit Aufmerksamkeit die Bewegung des deutschen Schriftthums auf geschichtlichem, naturgeschichtlichem und dichterischem Gebiete verfolgte. Auch den Werken der Kunst brachte er eine stets liebevolle Betrachtung entgegen. Er hielt viel auf eine reine deutsche Aussprache und verrieth in dieser Hinsicht keineswegs seinen Geburtsort Brixen. Daneben pflegte er feinen Witz und launige Satire, wovon seine „Versuche“ ein schönes Zeugnis ablegen ¹⁾. Stocker gab Stein- und Pflanzenkunde als Freifächer, und auch Vonbun besuchte dieselben. 1840 trat Merkle in den Ruhestand (gestorben 1846), und seine Stelle als Präfect übernahm der Innsbrucker Humanitäts-Professor Johann Mayr. Der erstere hatte die Anstalt in löblichster Weise geleitet, war aber für die Studierenden unnahbar; der letztere wollte gerne mitten unter ihnen und nahm im persönlichen Verkehre auf manche anregend, wegweisend und lenkend Einfluss. Unter diese gehörte auch Vonbun. Alle die hier genannten Lehrer

¹⁾ Stocker, geboren am 11. Juli 1798 zu Brixen, starb am 18. October 1872 zu Feldkirch. Seine »Versuche« erschienen 1869 zu Innsbruck unter dem Pseudonym H. El. Mele und behandeln in humoristischer Weise die Schulfrage, die Abschaffung der Todesstrafe und die sociale Frage. Stocker gab auch ein Lehrbuch der Mineralogie für Untergymnasien heraus.

waren Geistliche; es befand sich damals überhaupt nur ein weltlicher Professor am Feldkircher Gymnasium.

Vonbun wohnte während seines ganzen sechsjährigen Aufenthaltes in Feldkirch bei der betagten „Studentenmutter“ Schüler in einem der ältesten Häuser des Städtchens, das die Markt-gasse durch einen hübschen gothischen Erker zierte, welcher jetzt einen ihm ziemlich ähnlichen Nachfolger gefunden hat. Anfänglich war das Studentlein hauptsächlich auf Kosttage und Monats-gelder angewiesen, bald jedoch wurde seine Lage durch die Erlangung des Bertel'schen Stipendiums, welches sich auf fünfzig Gulden Reichswährung belief, verbessert. Sein Fortgang in den Studien ward nach der ersten Classe ein sehr erfreulicher und entwickelte sich, in je höhere Curse Vonbun emporrückte, um so verheißungsvoller. Die Zeugnisse der Humanitätsjahre prangen in allen Fächern fast ausschließlich mit „Eminenzen“. So nahm er bald unter seinen Mitschülern den ersten Platz ein und war nicht nur durch seine Fähigkeiten, sondern auch durch Gesittung und Bildung eine Zierde der Anstalt. Er lenkte nun die Aufmerksamkeit der Bewohner Feldkirchs auf sich und gewann als „Instructor“ Zutritt in den besten Häusern. Seine Verhältnisse hatten sich auf diese Weise nach und nach recht erträglich gestaltet.

Die Eigenschaft, welche ihn persönlich ganz besonders kennzeichnete, war eine sich stets gleiche, glückliche Heiterkeit; es musste ihm schon sehr knapp gehen, wenn seine Stimmung nicht mehr standhalten wollte. In freien Stunden bereitete es ihm Vergnügen, auf der Guitarre zu klimpern und sich dazu ein Lied zu singen. Gesänge gemeinen Schlages und Gassenhauer brachte er nicht über die Lippen, er forderte vielmehr dichterischen Wert oder deutungsvollen Gehalt. Feierlich gehoben fühlte er sich, wenn er die von Wehmuth durchhauchten Verse von August Binzer sang: „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus“. Manchmal gab er zum Schlusse sich und andern wohl auch ein heiteres Stücklein zum besten. Das Verhältniß zu seinen Mitschülern war ein durchaus freundliches. Der be-

deutendste derselben, Franz Bole¹⁾, gegenwärtig Theologie-Professor in Brixen, sagt von ihm, dass er im Kreise seiner Kameraden beliebt war wegen seines heiteren und geachtet wegen seines ordentlichen Wesens; bei seiner glücklichen Gemüthsverfassung sei er weniger in Gefahr gekommen als manche andere lebhaft junge Leute, merklich über die Schnur zu hauen.

Vor solchen Ausschreitungen bewahrte ihn gewiss auch seine Neigung zum Gesang, zur Dichtkunst und zur schönen Natur. Er streifte an schulfreien Tagen stundenlang in den prächtigen Wäldern, auf den aussichtreichen Warten und in den weiten Thälern umher, die das reizend gelegene Feldkirch von allen Seiten umschließen. Die erhebenden Genüsse, welche ihm jene Wanderungen bereitet, suchte er später, wie wir sehen werden, durch eine Schilderung der herrlichen Gegend zu vergelten. In den großen Herbstferien verweilte er meistens auf Lâz und brachte heiteres Leben in das elterliche Haus. Auch dort erscholl Gesang und Citherklang und fiel wie heller Sonnenschein in den grauen Ton des Alltagslebens. Aber jene freien Wochen waren auch die richtige Zeit für frische, frohe Wanderschaft. Allein oder mit andern Studenten führten ihn kleinere Ausflüge nach allen Richtungen auf die lohnenden Höhen und in die fruchtbaren Tiefen des Walgaus. In der Nähe seiner Heimat kannte er wohl alle Höcker und Rillen, alle Bleisen und Schneisen des Gebirges; er durchzog aber auch weiterhin die Thäler der Walser, sowie den Bregenzerwald, den Tannberg und das Montavon.

Als nun endlich nach sechs langen Jahren der Tag des Scheidens auf das Musenstädtchen an der Ill herabschwebte und

¹⁾ Franz Bole, geboren zu Feldkirch am 9. October 1824, Priester 1848, später Professor am Gymnasium zu Feldkirch, seit 1860 Professor der Fundamental-Theologie, Liturgik, Pädagogik, Katechetik und Methodik in Brixen. Nach einer Fahrt ins gelobte Land veröffentlichte er im »Boten für Tirol und Vorarlberg« 1857: »Pilgerbriefe«. Ein Aufsatz über das »jüngste Gericht« von Cornelius erschien 1885 in den Münchner »Historisch-politischen Blättern«, einer über Rafaels Disputa 1887 ebendasselbst. Eine andere Arbeit Boles befasst sich mit dem Organismus der Messe und des canonischen Stundengebotes: »Die hl. Messe und das Breviergebet« (2. Auflage, Brixen, 1888).

die grauschwarzen Ziegel der hohen Satteldächer vergoldete, konnte Vonbun den Glanz der jungen Sonne nur mit getheilten Gefühlen begrüßen. Hinter ihm lag eine Frist treuer Arbeit und reicher Ernte, verschmerzter Mühsal und unvergessnen Glückes, — vor ihm eine oft ersehnte Zukunft, deren Dunkel sich aber vielleicht nie freundlich erhellen sollte. Als der beste Schüler des obersten Curses hatte er bei der Schlussfeierlichkeit von der Kanzel der St. Johanneskirche die Abschiedsrede zu halten, welche gewiss niemanden tiefer rührte als seine zum Feste herbeigeeilte Mutter, die rothrückige Walserin, obwohl dieselbe vermuthlich nur wenig vom Inhalte verstand. Mit froher Zuversicht bemerkte sie hernach: „Miß Buebi würd geistli', 's chä scho guot prediga!“ Der gefühlvolle Sohn wollte zunächst der guten Mutter den schönen Wahn — bei uns ein Herzenswunsch fast aller Frauen vom Lande — nicht rauben, doch wies er darauf hin, dass bis zur Berufswahl noch zwei Jahre zu verfließen hätten und er sich erst dann entscheiden wolle.

Nun galt es noch, dem vorzüglichen Leiter der Anstalt, dem nachmaligen Landeschulrathe Mayr, dessen Liebling Vonbun war, den Dank und den Schmerz der Trennung auszusprechen. Dieser that es an der Spitze seiner Mitschüler mit einem von ihm selbst verfassten Gedichte, dessen Einleitung lautete:

„So wäre unser Tagewerk vollendet,
 Der Abendstern, der still ersehnte, blinkt,
 Und nach der Ferne steht der Blick gewendet,
 Wo uns die höh're Pflicht entgegen winkt“.

Die folgenden Strophen haften meinem Gewährsmanne nicht dem Wortlaute, sondern nur dem Gedankengange nach im Gedächtnisse, und sie besagten: Es fällt uns schwer, von Dir, o Vater, zu scheiden; dürftest Du mit uns durchs Leben ziehen! Und doch wäre ein solcher Wunsch grausam, denn er entzöge Dich den jüngern Brüdern. So bleibst Du hier, doch geht mit uns Dein Segen, Dein theures Bild, Deine Lehre. Mit all dem Schönen, was die Griechen und Römer enthalten, hast Du uns aufgenährt. Du hast uns nicht todten Formenkram und nackte Splitter vom grünen Baume mitgetheilt, vielmehr erteilte, uns

XVIII

zum Spaß, Dein Lächeln stets die tapfern Ritter mit ihrem Schwert von Holz. Du hast nie Geschmack verlangt zum Hungertod auf dürrer Heide oder selbst Lust dazu gezeigt, solange für Aug' und Herz die schönste Weide von Baum und Blume nickte. Der Schluss klang etwa so:

Des habe Dank! Wir tragen Deinen Samen
Begeisterungsvoll hinaus durch Raum und Zeit,
Um beides so zu ehren: Deinen Namen
Und der Antike Glanz und Herrlichkeit.
Mit jeder Sonne, die wir morgens grüßen,
Empfange Du den Wunsch, von uns gesandt:
Nur Rosen sollen Deinem Pfad entspringen,
Und Engel tragen Dich auf ihrer Hand!

Man wird zugeben müssen, dass der angehende „Philosoph“ seine Sache gut gemacht und sich zu weiterm Aufschwung hinlänglich flügge gezeigt. Gewiss waren diese Verse lange nicht der erste dichterische Versuch desselben, sie fußen vielmehr auf früherer fleißiger Übung; vielleicht waren Mayr oder Stocker seine Förderer oder Berather auf diesem Gebiete gewesen.

Auf der Heimreise hatten die Hinterländer Gymnasiasten ein kleines Abenteuer zu bestehen. Der Stellwagen, welcher damals zwischen Feldkirch und Bludenz verkehrte, ein langer, hoher Kasten, stieß in der Frastanzer Au gar unsanft an einen ihm begegnenden breiten Güterwagen und stürzte als der leichtere Theil, obgleich er an zwei Dutzend Studentlein führte, in die Grube. Nach und nach krochen die Insassen, von den Glas-scherben der Wagenfenster geritzt, mit blutigen Köpfen und zerschlossenen Röcken aus der gestrandeten Arche und schmählten um die Wette, nur einer wusch sich lächelnd im Grubenwasser Hand und Fuß, und blickte gemüthlich in das heiter-klägliche Schauspiel.

So hatte nun von die erste Stufe wissenschaftlicher Ausbildung anklopfen und arbeitete sich in den beiden nächsten Schuljahren, 1843 und 1844 mit gleicher Emsigkeit durch die Philosophie in Innsbruck empor. Die namengebenden Lehrgegenstände der beiden philosophischen Curse waren „Logik“ und

„Physik“; neben jenem Fache mussten die Studenten Religion, alte Sprachen, Mathematik und Psychologie, neben diesem Religion, Philologie und Metaphysik hören, während der Betrieb von Geschichte, Naturgeschichte und Aesthetik dem guten Willen des Einzelnen anheimgegeben war. Unter den Professoren der Hochschule ragten bedeutend der Philosoph Georg Schenach und der Philologe und Aesthetiker Alois Flir hervor. Der letztere verstand am besten, durch seine Vorträge und durch freimüthigen Verkehr die Jugend zu begeistern, und weder vor noch nach ihm dürfte in Tirol ein Lehrer mächtiger auf die empfänglichen Gemüther gewirkt haben. Es waren die herrlichsten Gestalten aller Zeiten: die großen Alten, Shakespeare, Goethe und Schiller und die hinreißende Gewalt ihrer Werke, welche er mit feinem Verständnisse darbot und dadurch seinen Zauberkreis zog. Auch in unserm Vonbun entwickelte sich unter Flirs¹⁾ Einfluss die Liebe zur Dichtkunst noch lebhafter, ja er ward der Gründer und Mittelpunkt einer Verbindung junger Dichter und dichterisch angehauchter Naturen.

Im Herbst 1843 scharte er die gleichstrebenden Geister um sich und nannte diese Vereinigung „Aurora“; sie sollte also wohl die Morgenröthe einer neuen Zeit für Tirol auf schriftstellerischem Gebiete bedeuten. In der „Aurora“ treffen wir Vonbuns alten Mitschüler Franz Bole, sowie den kränklichen und höckerigen Freiherrn Gottfried v. Giovanelli († 1852), einen sondern Schwärmer für Heine, Gilm und Lenau; dann den kurzen

¹⁾ Alois Flir wurde am 7. October 1805 in Landeck geboren, machte seine Gymnasialstudien zu Meran und Brixen und seine philosophischen zu Innsbruck, ward 1826 Mediciner in Wien, 1831—1833 Theologe in Brixen, 1834 Hilfspriester zu See im Paznaun und 1835 Professor der classischen Literatur und Aesthetik an der Hochschule in Innsbruck. 1848 ward er ins deutsche Parlament gewählt. 1853 kam er als deutscher Prediger und Rector der deutschen Nationalkirche all'anima nach Rom und erhielt 1858 die Würde eines päpstlichen Hausprälaten und des Uditore della Rota. Er starb daselbst am 7. März 1859. Von Flir erschienen folgende Schriften: »Bilder aus den Kriegszeiten Tirols« (1. Aufl. 1847, 2. mit einem Lebensbilde Flirs von Chr. Schneller 1878); »Die Manuharter« (1852); »Briefe über Shakespeares Hamlet« (1865); Die Tragödie »Reguar Lodbrog« (1865); »Briefe aus Rom« (1864); »Briefe aus Innsbruck, Frankfurt und Wien« (1865).

und breitschultrigen und deshalb „Attila“ genannten Franz Xaver Kupperion, der 1882 als Pfarrer in Tschars verblich; dem geistlichen Stande wandten sich später auch Sebastian Jesacher, Jos. Wieser, ein Bauernsohn aus Völlan, und Georg Gschwari zu. Wieser befasste sich hauptsächlich mit Kritik und lag fleißig über Lessing und Hegel. Gschwari, der Sohn eines Müllers aus Meran, trat in das Kloster Marienberg im Vinstgau, in welchem er den Mönchsamen Cölestin erhielt, und endete schon am 7. Mai 1847 seine irdische Laufbahn als Cleriker im Meraner Convicte des genannten Benedictinerstiftes. Im Jahre darauf gab J. V. Zingerle dessen hinterlassene Gedichte in einem Bändchen heraus ¹⁾. Tobias Wildauer beschäftigte sich eingehend mit alten Sprachen und Philosophie, errang sich 1862 durch seine Rede auf dem Schützenfeste zu Frankfurt einen in ganz Deutschland und Oesterreich bekannten Namen und theilt nun seit lange seine Zeit zwischen seinem Lehramt an der Innsbrucker Hochschule und seiner Wirksamkeit auf dem Landtage und im Reichsrathe. An diesen Kreis mehr nur angelehnt waren Paul v. Giovanelli, der Bruder Gottfrieds, und von Altmann, gegenwärtig Notar in Schwaz. Dagegen stimmte mit Vonbun in Bezug auf geistige Bestrebungen vor allen andern Ignaz Vincenz Zingerle überein und trat deshalb auch in den vertraulichsten und innigsten Verkehr mit ihm. Die große Bedeutung Zingerles für Tirol braucht hier nicht erst betont zu werden ²⁾.

¹⁾ Die 2. gleichfalls von J. V. Zingerle besorgte Ausgabe erschien 1888.

²⁾ J. V. Zingerle wurde am 6. Juni 1825 zu Meran geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und fühlte sich besonders durch P. Beda Weber, sowie durch seinen Oheim P. Pius Zingerle angeregt. Die »Logik« studierte er in Trient; der Verlauf seiner späteren Studien ergibt sich für unsern Zweck zur Genüge aus unserm Lebensabriss Vonbuns. Zingerle wurde 1848 Gymnasiallehrer in Innsbruck, 1858 Bibliothekar und 1859 Universitätsprofessor daselbst. Von Zingerles zahlreichen Werken erwähnen wir hier nur die folgenden: »Von den Alpen«, zwei Liedersträuße (1850. Der erste Theil von V. v. Erhart); »Sagen aus Tirol« (1850); »Tirol, Natur, Geschichte, Sage im Spiegel deutscher Dichtung« (1852); »Kinder- und Hausmärchen aus Tirol« (1852; 2. Aufl. Gera, 1870); »Gedichte« (1852); »Kinder- und Hausmärchen aus Süddeutschland« (Regensburg, 1854); »Die Oswaldlegende und ihre Beziehung zur deutschen Mythologie« (Stuttgart, 1856);

Die Glieder der Gesellschaft erhielten Ritternamen; so z. B. hieß Vonbun Sonnenberger, Kupperion Annenberger, Wieser Marienberger.

Die „Aurora“ versammelte sich wöchentlich zweimal, jeden Sonntag und Donnerstag vormittags. Anfänglich traf man sich auf Vonbuns Stube im Hörtnagl'schen Hause auf dem Burggraben, später bei Zingerle und Gschwari, welche ein Zimmer im „neuen“ Spitalgebäude bewohnten. Die Mitglieder brachten Gedichte oder Aufsätze, die sie wechselseitig beurtheilten. Die literarischen Schätze, über welche die jungen Männer verfügten, bestanden in der Schlegel'schen Uebersetzung Shakespeares, in den Gedichten von Goethe, Schiller, Uhland, Kerner, Schwab, Heine, Lenau und Freiligrath, in der bekannten eigenen Auswahl

»Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes« (1857 und 2. Aufl. 1871); »Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol« (1859); »Bericht über die Wiltener Meistersängerhandschrift« (Wien, 1861); »Johannissegens und Gertrudenminne, ein Beitrag zur deutschen Mythologie« (Wien, 1862); »Ueber die bildliche Verstärkung der Negation bei mittelhochdeutschen Dichtern« (Wien, 1862); »Die Sagen von Margaretha der Maultasche« (1862); »Die Alliteration bei mittelhochdeutschen Dichtern« (Wien, 1864); »Die deutschen Sprichwörter im Mittelalter« (Wien, 1864); »Eine Geographie aus dem dreizehnten Jahrhunderte« (Wien, 1865); »Das deutsche Kinderspiel im Mittelalter« (Wien, 1868; 2. verm. Aufl. Innsbruck, 1873); »Das Urbarbuch des Klosters zu Sonnenburg« (Wien, 1868); »Lusernisches Wörterbuch« (1869); »Beiträge zur tirolischen ältern Literatur: I. Oswald von Wolkenstein« (Wien, 1870); II. »Hans Vintler« (Wien, 1871); »Herbstblumen, Beiträge tirolischer Schriftsteller« etc. (1870); »Wie ein Müller Maler wurde« (Einsiedeln, 1871); »Johanna« (ebend., 1871); »Die Pluemen der Tugend des Hans Vintler« (1874); »Der Bauer von Longvall« (Frankfurt, 1874); »Die tirolischen Weisthümer« (4 Bände. Wien, seit 1875. Die ersten Bände mit K. Th. von Inama-Sternegg, der letzte mit Dr. Jos. Egger bearbeitet); »Schildereien aus Tirol« (1. Band 1876; 2. 1888); »Erzählungen aus dem Burggrafenamte« (1884); »Blätter der Erinnerung an das Burggrafenamte« (Gedichtsammlung im Vereine mit Hans v. Vintler herausgegeben. Meran, 1886). Für Tirol hatte eine besondere Wichtigkeit Zingerles »Phönix«, Zeitschrift für Literatur, Kunst und Vaterlandskunde (1850—1853). Zahlreiche Aufsätze Zingerles stehen in Wolfs »Zeitschrift für deutsche Mythologie«, in Pfeiffers »Germania«, im »Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit«, in der »Zeitschrift für deutsche Philologie«, im »Boten für Tirol und Vorarlberg« u. s. w. Wenn in dieser Anmerkung oder an andern Stellen der Verlagsort eines Werkes nicht angegeben wurde, so ist es in Innsbruck erschienen.

Rückerts aus seinen Liedern, in Anastasius Grüns „letztem Ritter“, in der Schwab-Echtermeyer'schen Blumenlese aus Deutschlands Dichtern und in der Jenaer Literaturzeitung. Von mundartlichen Gedichten wurden diejenigen Kobells, vorzüglich aber die Hebels gelesen. Goethes Werke standen in der Bücherei der Hochschule; einzelne derselben waren den Studenten zugänglich, andere als verderblich verboten; ersteres war z. B. mit Götz, letzteres mit Egmont der Fall; da nun aber beide Dramen zusammengebunden waren, so brauchte man nur jenes zu verlangen, um auch in dieses einen Einblick zu gewinnen.

An den Gedenktagen der Geburt oder des Todes großer Dichter begieng die „Aurora“ ihre Feste. Da gab es Gelegenheitsgedichte, Reden, Declamationen, Gesang und manchmal auch Ausflüge und heitere Zechgelage. Bei solchen Feiern wurde Peter Senn, jetzt Curat in Umhausen, beigezogen, der über einen guten Tenor verfügte. Um den Geist der Gesellschaft zu kennzeichnen, wollen wir etliche Einzelheiten anführen.

Am 10. November 1843 fand man sich abends in Zingerles Behausung zusammen. Gschwari und Zingerle hatten Festgesänge gedichtet, ersterer an „Schillers Leier“; da hieß es:

„Als Du erklangest, horchte der Erdkreis,
Horchte der Aether den Tönen entzückt;
Säuselnde Weste, flüsternde Bäume
Schwiegen und lauschten dem Sange beglückt.

Glaube und Hoffnung kehrten da wieder
Freundlich dem zagenden Menschengeschlecht;
„Freiheit!“ erklang es durch Deutschlands Gefilde,
„Hoch lebe die Freiheit! hoch lebe das Recht!“

Und zum Schlusse meinte Gschwari:

„Dich zu besingen, ein Staubgeborner,
Fühl' ich, ist eitles und leeres Bemüh'n;
Lasst mich drum lieber lauschen den Klängen,
Lauschen den himmlischen Harmonien!“

Das war die Aufforderung für Senn, die Guitarre zu stimmen und zu ihren Klängen Lieder Schillers zu singen.

Am 24. April 1844 unternahm die Gesellschaft einen Gang auf die Martinswand und nach Zirl. Auf dem Rückwege fiel es einem der Wanderer ein, dass heute das Fest St. Georgs und somit — Herweghs Namenstag sei. Flugs beschloss man, im Wirthshaus zu Kranebitten einzukehren. Dort hielt Gottfried v. Giovanelli eine Stegreifrede und brachte ein lautes Hoch auf den verfehmten schwäbischen Sänger aus, in welches die Gläser der Genossen freudig klangen. Man würde jedoch gewaltig irre gehen, wenn man die jungen „Physiker“ deshalb für Umsturz männer ansehen wollte. Sie kannten von Herwegh nur das „Reiterlied“ und den „Gang um Mitternacht“; wohl wussten sie aber, dass seine Gedichte verboten seien, und verbotene Früchte üben nicht nur auf die Jugend einen eigenen Reiz.

Zwei Tage später feierte man durch einen Ausflug auf den Zenzenhof und an den Gärberbach, eine gastliche Herberge an der Brennerstraße, den Geburtstag Uhlands. Da scheint es aber nicht ohne Spötteleien von anderer Seite abgegangen zu sein, es hatten eben nicht alle Hörer der Hochschule eine so schwunghafte Anlage. Gegen diese Naturen, die „starren in des Nordpols ew'gem Eis“, richtete tags darauf Gottfried v. Giovanelli ein Gedicht, indem er ihr Urtheil, als aus Unkenntnis entsprungen, brandmarkt, ihnen deutschen Geist abspricht und die Brüder zum Ausharren auf der betretenen Bahn auffordert.

„Die Gletscherreihen und die Fichtenhöhen,
Die in dem Abendgold geglüht,
Sie haben nur den stolzen Bund gesehen,
Sie nur verstanden unser frohes Lied.

.
Da hat das Glas so stürmisch angeklungen,
Wie nur der Becher in Walhalla klingt,
Da ward ein Lied so ahnungsvoll gesungen,
Wie man es der Geliebten singt.

.

Die Sterne standen an dem Himmelsbogen,
 Der Schmelz der Blumen war verblüht,
 Der Tag, ein Ideal war er verflogen,
 Hell aber flammt's in unserem Gemüth.

So reicht euch, Brüder, noch einmal die Hände!
 Uns knüpft ein Band, das keine Welt zerreißt, —
 Nur mit der Ewigkeit schaut es sein Ende:
 Die Freundschaft und der deutsche Geist!*

Auch Zingerle griff zur Abwehr in sein Saitenspiel

„Schweig, Ungeweihte! — Höhnet nimmer länger
 Der heiligen Begeist'ung Vollerguss!
 Es galt des deutschen Liedes erstem Sänger
 Der Freude ungetrübter Hochgenuss.

Ihr höhnet uns, als seien wir Bacchanten; —
 Kein Wahnsinn wars, dem unser Blick geglüht:
 Kann Sinnesrausch am Himmelsstrande lauden
 Und Freude, Liebe thauen ins Gemüth?

Ihr Ungeweihte! Möge euch der hehre
 Gott strafen für den übermüth'gen Hohn,
 Wie einst die Schiffer auf tyrrhen'schem Meere,
 Wo zum Delphine ward des Schiffes Sohn!

Auf dich, o Uhland, den wir jubelnd grüßen,
 Und auf des Gottes fromme Priesterschar
 Mög er die Gabe süßer Labung gießen,
 Dass Freude glühe, lodre immerdar!

Am 2. Mai gedachte man durch eine Festrede der Geburt des Romantikers Novalis, dessen „Heinrich von Ofterdingen“ in unserm Kreise viel gelesen ward. Am 9. Mai, an Schillers Todestag, wurde die Feier durch die Anwesenheit der Professoren Schenach und Flir erhöht. Das Schillerbild der Aurora war bekränzt, und vor demselben sprach Zingerle sein Gedicht.

Durch Simrocks „Rheinsagen“ angeregt, hatte Zingerle schon 1842, als er noch das Gymnasium seiner Vaterstadt Meran besuchte, begonnen, die Sagen Tirols zu sammeln, und setzte nun diese Beschäftigung eifrig fort. Auch Vonbun bearbeitete bereits damals die mythischen Ueberlieferungen seiner Heimat, denen er schon früher in Vorarlberg nachgegangen war.

Ueber eine seiner Quellen (abgesehen von der Ahne auf Raggäl) sind wir genauer unterrichtet. Zu seinen Hausgenossen und Schülern hatte in Feldkirch u. a. auch Jakob Ammann, ein Sohn des Hirschenwirts von Rankweil, gehört, und mit diesem war er wohl oft in dessen elterliches Haus gewandert. Damals wurde dort fleißig musiciert und gesungen, geplaudert und erzählt oder auch im „Tirolerboten“ gelesen. Die Zeitung brachte das Gespräch auf das politische Gebiet, und der Hirschenwirt berichtete dann mit Vorliebe über den russisch-französischen Feldzug. Andererseits war die Großmutter eine wahre Fundgrube für Vonbun, der von ihr viele alte Gebräuche und Geistergeschichten erfuhr. Bei jedem Besuche brachte er das Gespräch auf diese Dinge, so dass die alte Ahne des Hauses sich darüber wunderte; sie fragte ihn einmal, warum er gerade solche Sachen wissen möchte, die doch nicht als wahr gölten, während sonst die Leute jetzt so gescheit seien, dass sie den Teufel am liebsten um die Hölle brächten. Auch die Geschichte vom „Klushund“ erfuhr Vonbun im „Hirschen“, und die Rahmenerzählung, die er diesem gab, indem er ihn durch den Wirt dem verstörten Melki, einem leibhaftigen Nachbar, erzählen lässt, beruht daher gewissermaßen auf der Wirklichkeit. Er bearbeitete diese geschichtliche Sage wie die mythische von den „drei Schwestern von Frastanz“ nach dem Muster des „Karfunkels“, des „Statthalters von Schopfheim“ und anderer Erzählungen Hebels in Hexametern. Die „drei Schwestern“ erschienen am 27. Juni, der „Klushund“ am 16. December 1844 im „Boten“. Diese Gedichte hatten in der „Aurora“ und in der Oeffentlichkeit vielen Beifall gefunden. Der Hirschenwirt von Rankweil war jedoch über den „Klushund“ nicht erbaut; er meinte, es sei überflüssig gewesen, dass ihn Vonbun als den Erzähler der Sage in die Zeitung gebracht. Erst

als der studierende Sohn ihn und die Seinen über die literarischen Gebräuche aufklärte, ließ er sich die Ehrung gefallen. Im Jahrgange 1844 des „Boten“ begegnen uns überdies Zingerles „Heimkehr“ und „der Sennin Fluch“, sowie Gilms „Bleib daheim!“ und desselben treffliche „Georgine“.

Vonbun war auch ein eifriger Dichter alemannischer Lieder, wobei er wieder auf Hebel als seinen Leitstern blickte. Leider scheint die Mehrzahl dieser sicherlich recht anmuthigen Erzeugnisse verloren. Zwei derselben findet der Leser in dieses Lebensbild verflochten; sie reichen hin, um ihr Gepräge zu erkennen. Einer spätern, leider sehr unvollständig gebliebenen Zusammenstellung seiner Gedichte, setzte er das Wort voran: „Erfreuen sie der Kinder Herz und ihnen verwandte Seelen, so sind sie wohl gesungen“.

Die „Aurora“ genoss jedoch nicht nur von einzelnen Professoren der Hochschule aufmunternde Förderung, sondern sie suchte auch anderwärts einen Rückhalt. Hierin konnte Zingerle am besten vermitteln. Er stand mit seinem Oheim, dem anspruchlosen Dichter und gelehrten Orientalisten P. Pius Zingerle¹⁾,

¹⁾ Pius Zingerle wurde am 17. März 1801 zu Meran geboren, machte daselbst die Gymnasial- und in Innsbruck die philosophischen und theologischen Studien und trat 1820 in das Benedictinerstift Marienberg; 1824 wurde er in Brixen zum Priester geweiht, wirkte dann durch sechs Jahre in der Seelsorge zu Platt und in St. Martin in Passeyer und unterrichtete hernach bis 1852 als Professor und bis 1862 als Director am Gymnasium seiner Vaterstadt. Wegen seiner gelehrten Kenntnisse in den semitischen Sprachen und Literaturen ward er 1862 von Papst Pius IX. nach Rom berufen und lehrte dort durch sieben Semester an der »Sapienza« die arabische Sprache. Da er sich an die römische Luft nicht gewöhnen konnte, kehrte er in sein Kloster zurück, erhielt die Würde eines Superiors und unterwies die Cleriker bis 1878 in den theologischen Fächern. Er starb in Marienberg am 10. Jänner 1881. — Die wichtigsten der zahlreichen Werke Zingerles sind verzeichnet in »Scriptores Ordinis S. Benedicti, qui 1750—1880 fuerunt in imperio Austriaco-Hungarico (Vindobonae, 1881, sumptibus Ordinis, in aedibus Leon. Woerl)«. Wir können hier nur anführen: »Harfenklänge vom Libanon, aus dem Syrischen übersetzt« (1840); »Gedichte« (1842); »Festkränze aus Libanons Gärten, aus dem Syrischen übersetzt« (1846); »Marien-Rosen von Damaskus«, desgleichen (Innsbruck, 1855, neue Ausgabe: Augsburg, 1855); »Gedichte« (Mainz, 1860); »Chrestomathia

der am Gymnasium in Meran wirkte, in lebhaftem Briefwechsel, und dieser hatte seine Freude an des Neffen dichterischen Bestrebungen, wenn er ihn auch manchmal väterlich warnte, über denselben nicht der Schulstudien zu vergessen. „Uebrigens, mi carissime, cave“, schrieb er ihm schon am 20. October 1843, „dass es dir in der Physik nicht wie mir gehe! Vor lauter Dichterlesen studierte ich so wenig, dass ich eine Prüfung repetieren musste. Zur Strafe las ich im Kloster zwei bis drei Jahre nichts Belletristisches mehr“. — Ein Brief vom 19. November trägt die Ueberschrift: „Lieber Neffe und Mitsteiger auf den Parnass, Strahl der Aurora!“ Es ist diese neckische Anrede wohl die Erwiderung auf die Anzeige von der Gründung des Bundes, denn es heißt später: „An die sämtliche Aurora übersende ich zum Danke für die Empfehlung eine Reimspielerei, worin freilich manches gesucht und gezwungen klingen mag. Herzlich lachen musste ich, da ich las, Du habest seit dem Aufenthalt in Innsbruck nicht mehr als sechs — sage sechs — Poeten gelesen. Ist das nicht horrendum, spaventevole? Ich bringe im ganzen Jahre sechs nicht zusamm. Indes basta, wenn das andere Studieren ordentlich fortgeht“ „Dein in den Tiroler Boten eingerücktes Gedicht hat mir beim Tische manchen Scherz über des poetische Familientalent des Hauses Zingerle zugezogen¹⁾. Me ne rallegró“.

Damals machte eine in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ erschienene Abhandlung über „poetische Regungen in Tirol“ im Lande, namentlich in dessen schriftstellerischen Kreisen, ein gewaltiges Aufsehen, ja es entzündete sich an ihr jener

Syriaca cum indice vocabulorum« (Romae, 1871). Außer syrischen Werken übersetzte er lateinische, französische, spanische, portugiesische und besonders italienische.

¹⁾ Dieses Gedicht ist die schöne Romanze: »Die Orgel in Maria Maggiore in Trient« (Bote 1843 S. 364). Das Familientalent der Zingerle hat sich später noch mehr bewährt. Dr. Ambros Mayrs »Tiroler Dichterbuch« (1888) bringt Gedichte eines jüngeren Bruders unseres Ignaz, des rühmlichst bekannten Philologieprofessors unserer Hochschule, Dr. Anton Zingerle, und die neuhochndeutsche Nachbildung eines Minneliedes des von Rubin von dem Sohne des ersteren, Dr. Oswald Zingerle.

„Sängerkrieg“, den der unvergleichliche Ludwig Steub in einem eigenen Werke geschildert¹⁾. In Innsbruck scheint man den harmlosen Lentner als den Urheber genannt zu haben, aber P. Pius meldete am 26. December: „P. Beda²⁾ hat mir solche Gegenbeweise gebracht, dass ich den Lentner nicht für den Verfasser . . . halten kann; es sei Steub als Koch der Ingredienzien und Dr. Streiter“³⁾. In einem späteren Briefe kommt er noch-

¹⁾ »Sängerkrieg in Tirol. Erinnerungen aus den Jahren 1842—1844«. Von Ludwig Steub (Stuttgart, 1882). Dort findet sich S. 157 der Artikel, der in der Beilage zur »Allgemeinen Zeitung« vom 6. December 1842 stand: »Poetische Regungen in Tirol« abgedruckt; derselbe rührt von Streiter allein her. Man vergleiche »Sängerkrieg« S. 170.

²⁾ Beda Weber ward am 26. October 1798 zu Lienz im Pusterthale geboren, trat 1821 in die Benedictiner-Abtei Marienberg und kam 1826 als Professor nach Meran, an dessen Gymnasium er mit kurzer Unterbrechung bis 1848 lehrte. In diesem Jahre wurde er in das deutsche Parlament gewählt und blieb dann zu Frankfurt als Stadtpfarrer bis zu seinem Tode am 28. Februar 1858. Sein bestes Werk, und trotz aller Mängel ein sehr verdienstvolles, ist »das Land Tirol« (3 Bände. Innsbruck, 1837—1838), als dessen Vorläufer »Meran und seine Umgebung« (1836) angesehen werden kann. Als Geschichtsschreiber — »Tirol und die Reformation« (1841), »Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche« (1850) — ist Weber höchst unzuverlässig, als Dichter vielfach unverständlich und keineswegs hervorragend. Die »Lieder aus Tirol« hatten das Glück, bei Cotta verlegt zu werden (1842), fanden aber gleichwohl fast nur Beachtung seitens der Satiriker. Ohne den Namen des Verfassers erschienen die »vormärzlichen Lieder aus Tirol« (Jena, 1850), die durch manchen kühnen und freien Gedanken überraschen. — Man vergleiche außer Steubs »Sängerkrieg« Moriz Brühls »Beda Weber, Lebens- und Literaturbild« (Regensburg, 1858) und Edingers Literaturblatt II, 718 ff. — Beda Weber vereinigte sich mit Johannes Schuler, Josef Streiter, Pius Zingerle, Josef Thaler, Magnus Beyrer, Simon Strobl, Josef Lanna u. s. w. zur Herausgabe der »Alpenblumen aus Tirol«, eines Dichterbuches, das nur drei Jahrgänge (1828—1830) erlebte. Weber war lange Zeit in innigster Freundschaft Streiter verbunden, bis sich allmählich in ihren religiösen, politischen und literarischen Ansichten ein Gegensatz ausbildete, der zum Bruche führte. In weiteren Kreisen wurde derselbe sichtbar durch Streiters oben erwähnten Aufsatz: »Poetische Regungen in Tirol«. Seither konnte die Kluft zwischen Liberalismus und Clericalismus in Tirol nicht mehr »überbrückt« werden. In der Zeit des beginnenden Kampfes erklangen am vernehmlichsten die dichterischen Sturmglöckchen Senus und Gilms.

³⁾ Josef Streiter wurde 1804 zu Papiersberg, einem Landsitze bei Bozen, geboren und starb dort als Advocat 1873. Zu den »Alpenblumen« steuerte er u. a.

mals auf den Aufsatz zurück: „Wie Lertha und ich in der „Allgemeinen Zeitung“ als Dichter in einer Zeile abgefertigt sind, wirst du schon gehört haben: wir sind mittelmäßig, d. h. schlecht. Ich vermüthe übrigens wohl, dass dies das Urtheil vieler über meine Gedichte ist, werde aber demungeachtet später eine neue Sammlung drucken lassen“.

Allmählich dachten die jugendlichen Dichter an die Herausgabe eines tirolischen „Almanachs“, zu dem auch Pius, Beda und andere ältere Sänger beitragen sollten. Der kampflustige Beda ward leicht gewonnen; nach seiner Anschauung hatte das Buch nicht nur junge Talente zu ermuntern, sondern der „entgegengesetzten Partei“ zu zeigen, dass man sich durch Aufsätze, wie den über die „poetischen Regungen“, oder voraussichtliche ungünstige

die Novelle »die Schauspieler« und einige Auftritte eines »Oswald von Wolkenstein« bei; sonst nennen wir »die Lebensquelle, ein dramatisches Märchen« (1839); »Dichtungen« (unter dem angenommenen Namen Berengarius Ivo herausgegeben (1840), unter welchen sich das dramatische Mysterium »Himmel und Erde« befindet); das Trauerspiel »Heinrich IV.« (anonym, Heidelberg, 1846); das Lustspiel »der Assessor« anonym, Berlin, 1860). Viel wichtiger sind Streiters prosaische Werke: »Die Jesuiten in Tirol« (Heidelberg 1845), welches im Anhange einige Zeitgedichte Herm. v. Gilms brachte (weder der Verfasser der Abhandlung noch der der Gedichte sind genannt); »Studien eines Tirolers« (Leipzig, 1862), endlich die »Blätter aus Tirol« (1868). Mit Streiter standen in enger Verbindung Ludwig Steub, Friedrich Lentner, Johannes Schuler und bis zu seiner Uebersiedlung nach Wien H. v. Gilm. Lentner gehört nach P. K. Roseggers Urtheil »zu unsern besten Dorfgeschichtenerzählern.« Rosegger gab dessen »Geschichten aus den Bergen« unter dem Titel »Geschichten aus Tirol und Oberbaiern« neuerdings heraus (Magdeburg, 1876). Einen Lebensabriss Lentners aus der Feder Steubs bringt das Buch: »Der Plattebner und seine Kinder. Erzählung aus dem Tiroler Volksleben von J. F. Lentner« (Stuttgart, 1854). Steub handelt auch an manchen andern Stellen über den früh (1852) verstorbenen Freund, z. B. in den »drei Sommern in Tirol« (2. Aufl. III, 156), im Buche »aus Tirol« (S. 69), in den »Wanderungen im bairischen Gebirge« (2. Aufl. S. 57) und selbstverständlich im »Sängerkrieg«, der überhaupt reichen Stoff zur Beurtheilung des literarischen und politischen Tirols im Vormärz liefert. Von Schuler erschienen die »gesammelten Schriften« nach seinem Tode, »herausgegeben von seinen Freunden« (1861). Die demselben vorangesetzte Lebensbeschreibung stammt aus der Feder A. Ritter v. Schullerns. Das schönste Erzeugnis Schulers dürfte wohl seine Novelle »Jakob Stainer« sein, die zuerst in den »Alpenblumen« erschien.

Besprechungen nicht abschrecken lasse. „Gerade deswegen, meinte er, habe er Lust dazu“. Der milde und vorsichtige Pius war jedoch gegen die Betonung dieses zweiten Grundes, „um nicht schon im voraus Unwillen und Bitterkeit . . . gegen das Unternehmen zu erregen“. Er und Beda wollten, wenn Rauch in Innsbruck den Verlag übernehme, die einlaufenden Beiträge prüfen und ordnen. Wäre nach überstandener Censur das Erscheinen bis Neujahr 1845 möglich, so sollte die dichterische Gabe sich eine neue Folge der „Alpenblumen aus Tirol“ nennen, wenn es sich aber bis Ostern verzögerte, „Lerchenstimmen, Frühlingsalmanach aus Tirol“ heißen. Ritter von Goldegg, Dr. von Hellriegl in Lana und Pfarrer Thaler (Lertha) in Kuens sagten ihre Unterstützung zu. Auch Simon Strobl sollte um Gedichte „zur Zierde des Büchleins“ ersucht werden¹⁾.

Dagegen lehnte Alois Meßmer, Studierender der Theologie in Brixen, in einem freundlichen Schreiben an Ignaz Zingerle ab. Die Zeit schien ihm zu karg bemessen, um etwas Ordentliches zu schaffen, und von seinen früheren Arbeiten fühlte er sich nicht mehr befriedigt; er wollte daher den „ersten Ritt gewandtere Ritter thun lassen und das übrige der Zukunft anheimstellen“²⁾.

¹⁾ Anton Ritter v. Goldegg hatte unter dem Namen J. G. Lindenburg 1843 die »Leyerklänge aus Tirol« herausgegeben. — Josef Thaler (geb. am 15. October 1798 in Ulten, gestorben am 27. Dec. 1876 als Pfarrer von Kuens bei Meran) veröffentlichte unter anderem eine Geschichte Tirols (1854) und eine Gedichtsammlung: »Edelrauten von den Alpen Tirols« (1840); Simon Strobl (1802—1869) war ein Innsbrucker.

²⁾ Eine bemerkenswerte Stelle im Briefe Meßmers (Brixen, 10. Mai 1844) lautet, wie folgt: »Noch etwas, worüber ich Ihren Rath haben möchte, sollen Sie vernehmen. Die Tage sind zwar böse, wie man allgemein declamiert, allein es wächst doch manch guter Apfel, und wir in Tirol erhalten selten die frische Frucht. Sehen Sie, wir laufen immer hinter der Zeit drein und hören namentlich von der Poesie der Gegenwart nur ganz selten einen verirrten Klang. Wir sollten, meinte ich, doch vor allem die geistige Bestrebung der Gegenwart kennen lernen. Daher fiel mir ein, ob es unausführbar wäre, wenn etliche junge Leute sich zusammenfänden, jeder zu bestimmten Zeiten etwas Geringes zählte, um sich damit die neuesten Dichter anzuschaffen. Den Vorschlag dürfte man freilich keinem Gelehrten hören lassen, denn der würde daraus

Diese Zukunft aber ließ den ganzen Plan scheitern; er hatte jedoch nicht nur unsere jungen Freunde, sondern auch die erwähnte Gruppe älterer Schriftsteller zu neuer Thätigkeit gespornt. Auch ist es ein schönes Zeugnis für die dichterischen Bestrebungen jener, dass sie von diesen gewissermaßen als ebenbürtig anerkannt wurden. So schrieb Pius an den Neffen (17. Juni 1844): „Vonbuns Vorarlberger Lieder scheinen mir sehr aufnahmswürdig, so wie deine Arbeiten“; und ein andermal hofft er, auch Gschwari werde seine lieblichen Geisteskinder dem harmlosen Unternehmen überlassen; eine übergroße Bescheidenheit desselben, die dies vereitelte, könnte er nur bedauern.

Die äußere Lage Vonbuns in Innsbruck war immerhin recht erträglich. Der Präfect Mayr empfahl ihn an Flir und andere Freunde und durch deren Vermittlung erhielt er eine Hofmeisterstelle bei Hieronymus von Scari, einem Professor der Rechtswissenschaft. Scari verbrachte mit seiner Familie die große Freizeit auf seinen Gütern in Welsch-Metz, und Vonbun lernte so ein Stück Südtirol kennen.

Unter solchen Verhältnissen näherte sich der Zeitpunkt der Ständewahl. Während die Mehrzahl seiner Genossen der Landessitte gemäß die Reihen der Geistlichkeit verstärken wollte,

keinen Nutzen calculieren. Wir werden allerdings nicht lauter Gold einhandeln, allein Ermunterung ist das Gute wie das Geringere, und zudem sind nicht alle Namen obscur. Bedenken sie dies! Da es aber erst das nächste Jahr ausführbar würde, müsste man noch allerlei wegen des nächstjährigen Aufenthaltes der Mitglieder etc. etc. bedenken und besprechen. Wir haben hier in Brixen einen ähnlichen Verein für wissenschaftliche Werke: so genießt jeder das Beste in einem Umfang, als es sonst ein Studentenbeutel nicht stets erlaubt. — Alois Meßner wurde am 11. November 1822 zu Nassereit geboren, 1847 zum Priester geweiht und im Herbst 1848 zum Professor des neuen Bundes und der griechischen Sprache an der theologischen Lehranstalt in Brixen ernannt; er starb in Albano am 23. August 1857. Seine Gedichte sollen in Bälde veröffentlicht werden. Von seinen erschienenen Schriften erwähnen wir: »Reiseblätter«, 4 Bde. (Innsbruck, 1855—1858); »Religion und Kunst« (Innsbruck, 1862). Man vgl.: J. G. Vonbank »Alois Meßner, Professor der Theologie zu Brixen u. s. w. Ein Lebensbild, gezeichnet nach dem Tagebuche, Briefen u. s. w.« Herausgegeben von Dr. J. C. Mitterrutzner. 2 Bändchen (Brixen, 1860).

fühlte Vonbun schon längst keinen Predigertrieb mehr in sich, und da ihn ein Leben im Actenstaub auch nicht lockte, so kürte er den Beruf des Arztes. Am besten hätte er sich wohl als Lehrer an einer höhern Schule behagt, aber der Weg zu einer solchen Stellung führte dazumal in Oesterreich über schwer zu bewältigende Hindernisse und durch die Geduldheide schier endlosen Harrens.

Bevor Vonbun nach Wien zog, quälten ihn die Gedanken an sein Kind „Aurora“ und an seine nicht vorurtheilslosen Eltern. Um die Zustimmung der letzteren zu seinem Lebensentwurf zu erlangen, reiste er gleich nach Schluss des Schuljahres in die Heimat. Aber dort wollte es ihn gar schwer bedünken, der Mutter langgehegtes Traumgebilde von seinem künftigen Priesterthum zu zertrümmern. Er warb deshalb um die Vermittlung Josef Fesslers, der seit 1841 als Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes in Brixen lebte, während der Ferien jedoch nach Vorarlberg kam und einige Zeit in Nüziders weilte. Nachdem Vonbun von Eltern und Geschwistern auf eine vielleicht lange Dauer schmerzlichen Abschied genommen, klärte Fessler jene auf, dass der Sohn nicht in Brixen der Gottesgelehrtheit, sondern in Wien der Heilkunst sich widmen werde. Dem Einflusse des klugen und angesehenen Fürsprechers gelang es endlich, alle Bedenken zu zerstreuen¹⁾.

¹⁾ Josef Fessler, geboren am 2. December 1813 zu Lochau bei Bregenz, studierte das Gymnasium in Feldkirch, die Philosophie in Salzburg und Innsbruck, war am letztgenannten Orte Jurist, trat 1832 in die Theologie zu Brixen, wurde 1837 Priester, dann Präfect im Theresianum zu Innsbruck, 1838 Supplent der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes in Brixen, war 1839 bis 1841 im höhern Priesterbildungs-Institut Frintaneum in Wien, erhielt dann den theologischen Doctorhut und lehrte bis 1852 als wirklicher Professor in Brixen. 1848 war er als Abgeordneter in Frankfurt. 1852 bis 1856 lehrte er Kirchengeschichte und bis 1861 canonisches Recht an der Wiener Universität. 1856 gieng er beurlaubt nach Rom. 1858 wurde er Ehrencanonicus des Wiener Capitels, am 31. März 1862 vom Bischof Vincenz Gasser zum Generalvicar von Vorarlberg ernannt, am 7. April zum Bischof von Nyssa i. p. i. präconisiert und am 22. September 1864 vom Kaiser zum Bischof von St. Pölten ernannt. Am 30. April 1865 fand die Inthronisation statt. Auf dem vaticanischen Concil versah er die Stelle eines Secretärs. Fessler war ohne

Vonbun war indessen über Meran, wo er Zingerle und Gschwari besuchte und des ersteren Eltern sowie P. Pius kennen lernte, nach Welsch-Metz gewandert, um noch für kurze Zeit seinen Hofmeisterposten einzunehmen. Von dort aus gab er sich brieflich alle Mühe, das weitere Gedeihen des zarten Sprösslings „Aurora“ durch dessen Versetzung nach Brixen zu sichern.

Die Zuschriften, die er aus diesem Anlass an Zingerle richtet, zeigen ihn umsichtig und fürsorglich und gewähren einen anziehenden Blick auf manche seiner Eigenschaften. Neben einem unermüdlichen Eifer offenbart sich uns eine jugendlich-stürmische Heftigkeit, aber zugleich die volle Wärme freundschaftlicher Empfindung. Auch seine Haltung gegen die großen Fragen der Zeit ergibt sich klipp und klar aus diesen Briefen. Wir theilen deshalb einige Stellen umsomehr mit, als nur wenige vertrauliche Ergüsse seines Herzens vorliegen.

Er schreibt am 3. September 1844: „Theuerster aller Theuren! Diesen Augenblick habe ich Deinen und des Jörgs (= Gschwari) Brief bekommen und mit freudigem Entzücken gelesen, weil beide liebeathmend der Brust meiner zwei ewig unvergesslichen Freunde entstiegen. Dein Brief trug außer dem Stempel der Freundschaft auch noch klar und deutlich das Bild Deines feurigen poetischen Geistes . . . Dem Jörg sage, er möchte in Zukunft die Zweifel, z. B. „wie Du sie aufnehmen wirst?“

Zweifel der gelehrteste Priester, den Vorarlberg neben Jodok Stülz hervorgebracht. Sein Hauptwerk sind die *Institutiones Patrologiae*, 2 Bände (1850—1851). Außerdem mögen hier erwähnt werden: »Studien über das österr. Concordat vom 18. August 1855« (Wien, 1856); »Geschichte der Kirche Christi als Religionslehrbuch für das Obergymnasium« (Wien, 1857); »Das letzte und das nächste allgemeine Concil« (Freiburg, 1868); »Sammlung vermischter Schriften über Kirchengeschichte und Kirchenrecht« (Freiburg, 1860); »Die wahre und die falsche Unfehlbarkeit der Päpste, zur Abwehr gegen Dr. Schulte« (Wien, 1871); »Das vaticanische Concil, dessen äußere Bedeutung und innerer Verlauf (Wien, 1871). Fessler starb am 25. April 1872 zu St. Pölten. Man vgl. über ihn: »Dr. Josef Fessler, Bischof von St. Pölten und Secretär des vaticanischen Concils. Ein Lebensbild von Anton Erdinger, Director des bischöfl. Clerical-Seminars in St. Pölten« (Brixen, 1874); *Mitterrutzner in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon*, 2. Aufl., 41. Heft, S. 1388 ff. (Freiburg, 1886).

Dr. F. J. Vonbun, Sagen Vorarlbergs.

c

beiseite lassen und sich die Ueberzeugung beibringen, dass alle „etlichen Zeilen“, die ich von ihm erhalte, mich unendlich freuen.

Dass die Giovanelli und Altmann weder Dir noch mir schreiben, ärgert mich verflucht. Doch diese drei Herren sollen etwa nicht glauben, dass durch ihre Sprödigkeit und ihren erkalteten Eifer „Aurora“ nicht fortbestehen werde . . . Und sollten alle abfallen bis Du, Jörg und ich, so werden wir durch unsern Fleiß die kleine Zahl ersetzen“ . . .

Nun schließt er einen Entwurf von Satzungen der „Aurora“ bei¹⁾. Endlich verspricht er, dem nächsten Briefe eine Sage und zwei oder drei Lieder beizulegen. „Etwas Prosaisches werde ich in Gottes Namen bis Ende September zusammenstoppeln. Ich lese Schillers Aufsatz: „Ueber naive und sentimentale Dichtung“. Ich mache einen Auszug daraus. — Schreibe mir, wer und warum man meine Mitarbeitung am Volkskalender missbilligte. Entschließe Dich, wohin Du das nächste Jahr gehest. Dein Zaudern könnte einem bestimmten Plane über den Fortbestand der

1) Wir heben hier nur jene Punkte hervor, welche uns über Vonbuns Thatenlast und Plane belehren:

1. In Brixen, das dem Hauptsitze, versammeln sich die dort anwesenden Mitglieder, um ordine alphabetico Aufsätze vorzutragen. Jeder Aufsatz wird im allgemeinen kritisiert, dann einem Mitgliede nach Hause mitgegeben, um ihn länger überdenken und am nächsten Versammlungstage eine schriftliche Kritik hierüber bringen zu können.

2. Jedes der correspondierenden Mitglieder sendet monatlich 4 — sage vier — Aufsätze ein . . .

3. Diese Aufsätze werden in Brixen wie Aufsätze dortiger Mitglieder gelesen und kritisiert, dann hinterlegt, um sie bei der Hand zu haben, wenn sie der Auctor zurückfordern sollte.

4. Die herrschende Meinung über einen Aufsatz wird dem Auctor in demselben Monate, in dem er abgeliefert wurde, zurückgeschrieben. Nachrichten und ein schöner Aufsatz eines der Mitglieder sollen beigefügt werden.

5. Es soll in Brixen ein Tagebuch gehalten werden, in das die schönsten Aufsätze eingetragen werden; denn diese Sammlung könnte Materialien zum Almanach des nächsten Jahrs und, so Gott will, nach und nach zu einem literarischen Blatte »Aurora aus Tirol« liefern.

6. Der Fortschritt der »Aurora« soll in eigenen Annalen vorgemerkt werden«.

„Aurora“ nachtheilig sein. Grüße an alle Freunde der Wissenschaft!“

Ein zweiter Brief datiert vom 17. September:

„Theuerster! Nie fühlt der Jüngling die Nothwendigkeit, an einen treuen Gefährten sich anzuschließen, mehr, als wenn er einmal eine theure Seele gefunden hat, aber durch ein widriges Schicksal von ihr getrennt leben muss. Deshalb, mein Theuerster, wundere Dich nicht, dass ich sogleich immer Dir antworte“. Nun schlägt er eine Zusammenkunft in Bozen vor und fährt dann fort: „Als ich in Vorarlberg war, erhielt ich aus Wien von unbekannter Hand einen Brief über das Gedicht: „Die drei Schwestern von Frastanz“. Nachdem der Unbekannte seine Freude darüber ausgedrückt hatte, dass die „Volkspoesie“ wieder zu Ehren komme und mich hoch und theuer aufgefordert, wieder etwas drucken zu lassen, sagte er: „Doch meine ich, sollten Sie viele, recht viele Adnotationen hinzufügen, damit man's in Wien versteht. Schreiben Sie mir unter der Adresse: Dr. Friedr. Witram!“ Ich habe aber nicht geschrieben. Ich glaube, dies sind schon Anzeichen, dass wir manchen Gegner noch finden werden. — Die drei Herren auf dem Ritten haben also immer noch einen Maulkorb an, die armseligen! Schöne Freiherren, die von ihrem Adelstolze so beherrscht werden, dass sie nicht der innern bessern Stimme zu gehorchen sich getrauen! Man muss ihnen ein Billet schicken, worin man sie ermahnt, sich immer Barone zu schreiben, i. e. Lastträger von βάρος, βάρεος. — Mit diesen Giovanellis und Altmanns ist's sehr bedenklich. Unsere Gesellschaft tritt allmählich in die Oeffentlichkeit zu einer Zeit, wo Tirol in zwei Parteien getheilt ist, in die jesuitische und antijesuitische: erstere möchte Tirol rückwärts, letztere vorwärts schreiten sehen. An der Spitze der ersteren steht der Adel, i. e. ein dummer Adel, an der Spitze der letzteren Benedictiner zwar, aber kernhafte, geistreiche Männer¹⁾. Zu welchen

¹⁾ Vonbun denkt hier an Pius und Beda, ganz besonders jedoch an P. Albert Jäger, der am 8. März 1844 im Museum einen Vortrag über die Geschichte Tirols im 17. und 18. Jahrhundert gehalten und dabei die Wirksamkeit der Jesuiten im

von beiden Parteien sich „Aurora“ halte, ist entschieden. Tritt nun der junge Adel Tirols auf unsere Seite, so ist zu hoffen, dass diese Spaltung gehoben werde; wenn nicht, so wird der unselige, dem Fortschritte des Landes immer schädliche Hader wieder neu und vielleicht energischer und verheerender entflammen. Dass aber ein gemeinschaftlich vereintes Streben und Ringen nach Veredlung und Bildung unter dem Adel sowohl als unter den Bürgerlichen einem unglückseligen Streite und endlosen Wirren vorzuziehen sei, ist klar. Aber die G. und A. zeigen bereits, wie sehr man sich auf den Adel verlassen kann; sie waren die ersten, die zum Treueschwur die Hand an die Brust legten, und sind nun auch die ersten, die, in ihren Stolz beinahe bis zur Erstickung versunken, mit Hohn auf das Winden und Regen eines plebejischen Wurms herniederschauen. Aber bei Gott, dieser Wurm könnte wohl eine Schlange werden, die diesen süßen Herren ihre leeren hochtrabenden Köpfe mürbe beißt! Wohlan denn, *alea jacta est!* Krieg dem verrätherischen Adel!“

Die Zusammenkunft mit Zingerle in Bozen kam nicht mehr zustande. Mit sehr geringen Mitteln ausgestattet, machte sich Vonbun auf den Weg nach Wien. Als er sich auf der Donau, wahrscheinlich in Linz, einschiffen wollte, besaß er nur noch vier Zwanziger. Er zeigte dem Capitän offen diese Barschaft

Lande sehr ungünstig beurtheilt hatte. Schuler rühmte von dem Redner, dass er »ebenso reiches historisches Wissen als eine seltene Freimüthigkeit mit wahrhaft philosophischer Geschichtsbetrachtung verband«. Vgl. Steubs »Sängerkrieg«, S. 193 ff. — P. Albert Jäger, einer der verdientesten Geschichtsforscher Tirols, wurde am 8. December 1801 in Schwaz geboren, trat 1825 in das Stift Marienberg, lehrte 1845—1849 allgemeine Geschichte an der Universität Innsbruck und seit 1850 an der in Wien. Er lebt nun im Ruhestande in Innsbruck. Von seinen Werken nennen wir folgende: »Der Engedeiner Krieg im Jahre 1499« (1838); »Tirol und der baierisch-französische Einfall im Jahre 1703« (1844); »Der Streit des Cardinals Nicolaus von Cusa mit dem Herzoge Sigmund von Oesterreich« (1861); »Geschichte der landständischen Verfassung Tirols« (2 Bände 1881—1885). — Infolge des Vortrags vom 8. März 1844 widmete H. v. Gilm Jäger ein Gedicht (Gilm's Gedichte II, 150).

und fragte, ob er ihn um die geringe Summe mitnehmen könne. Jener bejahte dies nicht nur, sondern gab ihm, von Mitleid bewegt, noch die Hälfte zurück. Indes betrat Vonbun trotz seiner kärglichen Habe nicht ohne Zuversicht das granitne Pflaster der Hauptstadt. Er hoffte bei seiner Base Anna Maria Burtscher aus Nüziders, der Frau des Kammerheizers der Kaiserin Maria Anna, Unterschlupf zu erlangen. Jene empfing nun den Vetter zwar freundlich, allein am dritten Tage gab sie ihm fünf Gulden „Scheinwährung“ und forderte ihn auf, weiter selbst für sich zu sorgen. Nun folgten Wochen bitterster Noth ohne Geld und ohne Bekannte in der fremden großen Stadt! Da konnte Vonbun in der That „das Studentenelend in seinem vollen Umfange“ durchkosten¹⁾.

Einmal lag er in der Dämmerung voll Heimwehs in einem Stadtgraben und gab seinem Gefühle in einem schönen Gedichte an den Abendstern Ausdruck²⁾:

Se lueg ma decht sell Sternli â!
 Ei gelt, wia 's lieble blinzla kâ,
 Und wia-n-es dõrt am Fürmament
 So müslestill si Liechtli brennt!

I sâg es dûtsch: i sieh-n-a gern
 De schõna goldna Abedstern,
 Und dechter will mer 's Heimwêh kô,
 So oft en siech am Himmel stõh.

I mein, i sâch mis Ättis Hûs;
 Es gûgglet stîll zem Bomgert ûs,
 Und 's stîgt der Rôch vom Schindladach
 Zum Abedhimmel ûf alsgmach.

¹⁾ Man vgl. hierüber den Aufsatz von A. Dalla Tramosa: »Die volkstümlichen Dichter des österreichischen Rheinlandes« in der »Deutschen Zeitung« vom 14. und 17. Juni 1887.

²⁾ Ueber die Bezeichnung der mundartlichen Laute vgl. den Schluss der Einleitung Vonbuns zu seinen Sagen; s. unten S. 15 f.

I mein, i säch noch d's Sölderli,
 Es schimmret wiß im Abedschî,
 Und d' Hûsêhr ist drûf zemmakô
 Und will a bitz si z'rueba lô.

Der Ätti zündt si Pffifi â,
 Und d' Mueter setzt si nebedrâ
 Und hebt de jüngsta noch im Arm
 So sargsam decht ô und so wârm.

Und aha luegt vom Himmelsrand,
 Wia hienicht dá im Schwâbaland
 Der Abedstern in ştiller Rueh
 Und winkt dem z'fridna Völkli zue.

O lieba Stern! Du wandleşt hüt
 Am Himmel dom, weiß Gott wia wît,
 Und söttest i mî Heimet kô,
 So thue sie fründle grûeza lô!

Diese lieblichen Verse sandte er an den Bischof Bernhard Galura von Brixen, einen hochgebildeten Schwaben von weltmännischer Sitte und welterfahrem Blicke. Der verstand des jungen Dichters Absicht und schickte ihm rasch ein paar ausgiebige Goldfuchse. Die edle Spende frischte den gesunkenen Muth Vonbuns wieder auf. Er stellte sich seinem Landsmanne, dem hochverdienten Geschichtsforscher Dr. Josef Bergmann vor, der sich seiner sofort warm annahm. Als ausgezeichnete Gelehrter und erprobter Schulmann überzeugte sich Bergmann rasch von der ungewöhnlichen Begabung und den tüchtigen Kenntnissen des Ankömmlings. Er ließ ihn zuvörderst alte Handschriften der Ambraser Sammlung abschreiben und verschaffte ihm einige Privatstunden; unter anderm soll Vonbun, welcher der griechischen Sprache vorzüglich mächtig war, auch dem siebenjährigen Präsidenten des Appellationsgerichtes, dem Freiherrn von Pratobevera, Unterricht in derselben ertheilt haben.

Für Bergmann war der junge Landsmann gerade recht gekommen. Jener veröffentlichte damals nämlich eine seiner

anziehendsten Arbeiten, die „Untersuchungen über die freien Walliser oder Walser in Graubünden und Vorarlberg mit einigen diese Gebiete betreffenden historischen Erläuterungen“ und fand Gelegenheit, an drei Stellen Vonbuns Unterstützung zu erwähnen; denn dieser hatte ihm mehrere Mittheilungen über die obern Walser, besonders über ihre sprachlichen Eigenthümlichkeiten gemacht und die Erzählung: „Der neue Herrgott“ in die Mundart von Nüziders übersetzt; außerdem fügte Bergmann an den Schluss seiner Abhandlung das Gedicht: „Des Walsers Heimkehr“, welches, wie er bemerkt, „von dem talentreichen Med. Stud. Franz Vonbun, der die Märchen und Sagen der Walser zu sammeln begonnen“, verfasst war. Wenn manchmal behauptet wurde, Bergmann habe ihn erst auf das Gebiet der Sagenforschung gewiesen, so ist das, wie wir gesehen, nicht richtig, wohl aber wird ihn jener aufgemuntert haben, fleißig in seiner Birsch fortzufahren und die einschlägigen Werke der Germanisten zu studieren. Auch die Beschäftigung mit den Handschriften war für Vonbun sehr nützlich, indem er schon durch dieselbe die alte deutsche Sprache und Dichtung genauer kennen lernte und einen wissenschaftlichen Einblick in die Bedeutung von Mundart und Sage gewann. So wurde er durch seinen Gönner in mannigfacher Richtung gefördert, und er hat dessen bis an seines Lebens Ende stets mit warmer Anerkennung gedacht.

Mit Zingerle blieb Vonbun in ziemlich lebhaftem brieflichen Verkehr, wenn auch die „Aurora“ in Brixen nicht gedeihen wollte. Jener schickte an den Freund ab und zu Gedichte, welche dieser ebenso wie die eigenen Erzeugnisse in Wiener Blättern unterzubringen strebte. Er wandte sich zuerst an Ferdinand Ritter von Seyfried, der seit 1844 die Leitung des „Wanderers“ übernommen hatte und den Abdruck zweier Gedichte Zingerles in seinem Blatte zusagte. Doch Vonbun „harrte und harrte, und nichts erschien“. Endlich gieng er wieder zu Seyfried, der ihn höflich empfing und erklärte, die Gedichte seien ihm zu lang. Da gerieth jener in Hitze und schied mit dem Bedenken, er solle in Zukunft nicht mehr viel über „Länge

von Tiroler Producten“ zu klagen haben. Auch in dieser Noth trat Custos Bergmann hilfreich ein, indem er ihre „Sachen“ an Josef Siegmund Ebersberg, den Herausgeber des „Oesterreichischen Zuschauers“ zu übermitteln versprach. Deshalb heischte nun Vonbun vom Freunde Aufsätze in ungebundener Rede, denn solche seien immer willkommener als Verse und brächen auch diesen die Bahn. „Dann versuche auch einige Trinklieder! Es will nämlich ein Studio hier, der selbst ein bedeutender Dichter ist und große Bekanntschaften hat, ein Commersbuch herausgeben. Vogl, Stelzhamer und Studenten arbeiten daran. Auch soll an Uhland eine Bitte um Mitwirkung gestellt werden. Vielleicht, dass auch Beda dazu beitragen würde. Die Gedichte werden von den ersten Componisten in Wien in Noten gesetzt werden. Ich werde Dir darüber nach und nach schon bestimmtere Nachricht geben. Schicke vorerst etwa zwei Trinklieder, damit ich sie dem Midgard, der das Liederbuch veröffentlicht, geben kann“. Weiter ersucht er Zingerle, ihm das Urtheil Meßmers über seine „Volkssage“ zu schreiben oder diesen zu bewegen, ihm eine Besprechung, aus der er etwas lernen könnte, zu senden. — „Sonst gibt's nichts Neues. Hr. Pichler hatte in der Wiener Zeitschrift „Reise eines Studenten aus Tirol“, worin Jäger, Senn, Gilm bedeutend gelobt waren. Wie steht's mit dem Almanach und Deinen Sagen?“

Ueber die medicinische Facultät von Wien in jenen Jahren braucht nichts gesagt zu werden; sie stand damals bekanntlich in ihrer schönsten Blüte. Ein Theil der Studentenschaft warf sich, angeregt durch die meisterhaften Vorträge der berühmten Lehrer, mit jugendlichem Feuer auf die Wissenschaft, unter diesen auch unser Vonbun. Einer seiner vertrautesten Genossen war Späth, gegenwärtig Hofrath und Universitätsprofessor im Ruhestande zu Wien. Die Beutel dieser guten Kameraden waren selten gefüllt, und so wanderten sie denn mittags oft vor die „Linie“ hinaus, um in den Vororten billiger zu essen. Nach Späths Erinnerung hatte Vonbun den Wahlspruch: „Nulla dies sine linea“, der sich auf seine literarische Thätigkeit bezogen haben könnte, ohne dass sie sich ins einzelne verfolgen ließe;

vielleicht dachte er aber dabei in der ihm eigenen witzigen Weise nur an jene Ausflüge über die „Linie“. So verrauschte unter wissenschaftlicher Beschäftigung und unter Arbeiten, die des Lebens Nothdurft verlangte, das erste Jahr in der Kaiserstadt.

Gerne wäre Vonbun am Schlusse desselben nach Hause geeilt, an der Ausführung dieses Vorhabens hemmte ihn aber wohl der Mangel eines hinreichenden Reisepfennigs. So blieb er missgestimmt und schaffensunlustig in Wien. Ueber sein Treiben berichtet ein Brief an Zingerle vom 16. August 1845, aus dem wir einige Stellen wiedergeben.

„Bester Freund! Du glaubtest vielleicht, ich wäre längst schon in Vorarlberg, hast wohl gar die Reise nach Innsbruck unternommen und mich nicht getroffen. Ein Zufall hinderte mich leider an der vorgehabten Heimreise, und ich muss nun noch ein Jahr in Wien bleiben, bevor ich Dich, Theurer, und meine liebe Heimat wieder sehe. Es würde mir die Zeit in diesem ewigen Gerassel und diesem bunten Gewühle manchmal zu lang werden, wenn mir nicht die Muße geboten wäre, die verschiedenen reichen Sammlungen der Residenz zu beschauen. Denn während des Schuljahres fehlte es mir an Zeit, indem ich oft weit zu gehen habe und man mit dem bloßen Ansehen sich nicht begnügen kann. Besonders interessiert mich die Ambraser Sammlung; ich war drum auch bereits mehreremale darin. Außer diesem ästhetischen Treiben („ästhetisches Bummeln“ nennen es hier die Studenten) thue ich wenig . . . Ich hatte mir wohl vorgenommen, bis zum nächsten Winter alemannische Gedichte und Sagen zu schreiben und sie drucken zu lassen; doch ein böser Genius, Trägheit genannt, ließ den, ich weiß nicht lobens- oder tadelnswerten Entschluss bisher nicht zur Reife kommen. Vielleicht geben es doch die Götter, dass letzterer siegt. — Dass ich mich bisweilen auch mit Märchen befasse, weißt Du. Endlich besuche ich auch das Burgtheater, wenn mir das gewisse Etwas nicht fehlt.

Nun möchtest Du halt Neuigkeiten wissen? Die Tiroler

Frühlieder¹⁾ wirst Du gelesen haben. Die Gedichte von Purtscher, Meßmer und Gilm sind unstreitig sehr schön. Auch die Epigramme (auf Beda Weber?) sind sinnreich und witzig. — Herr Bergmann hat, wie Du wieder wissen wirst, durch Steiermark, Tirol, Vorarlberg, Württemberg (wo er in Stuttgart den ihm befreundeten Uhland besuchte) und Baiern eine Reise unternommen. Die nächsten Tage wird er hier eintreffen. Von ihm wird nächstens auch eine Sammlung altdeutscher Lieder erscheinen: „Ambraser Liederbuch“. Ich habe sie aus einem uralten Buche in der Ambraser Sammlung abgeschrieben und zusammengestellt. (Die Verse waren nämlich in einem Continuo fortgeschrieben; manches musste auch ergänzt werden.) In Stuttgart werden sie gedruckt; Uhland wird wahrscheinlich Noten beifügen, wie Bergmann sprachliche Erläuterungen dazu geschrieben hat. — Im Stuttgarter Morgenblatt ist die Reise des Erzherzogs Johann durch Tirol im letzten Mai sehr schön beschrieben¹⁾ . . . Hast du prosaische Erzählungen, Sagen etc., so schicke sie, ich werde sie drucken lassen. Auch gute Gedichte wüsste ich nun anzubringen. Herr Seidl nähme auf das künftige Frühjahr sehr gerne Beiträge in sein Taschenbuch auf. Von „Aurora“ und so luftigem Zeug werde ich nicht mehr sprechen dürfen. Schade!“

Im nächsten Jahre kam Vonbun durch den Einfluss Bergmanns als Hofmeister in das Haus des Hofrathes der Staats-

¹⁾ »Frühlieder aus Tirol. Gesammelt und herausgegeben von Adolph Pichler. Wien., 1846«. Zu dieser Sammlung hatten beigetragen: Alois Meßmer, Ernst Freiherr von Benz, Vincenz von Ehrhardt, Hermann von Gilm, Caspar Hagen (aus Bregenz), Franz Hochegger, Josef Huber, Bernhard Moser, H. Perthaler, Adolf Purtscher, Siegmund Schlumpf, Josef von Schnell, Ludw. von Schnell, Karl Freiherr von Seyffertitz, Caspar Speckbacher, Josef Tschofen (ein Montavoner; er gibt ein Gedicht in der heimischen Mundart), Alois Schlern (A. Freiherr von Mages). Die oben »Epigramme« genannten satirischen Gedichte, deren Verfasser im Büchlein als Antou *r bezeichnet wird, sollen von Pichler herrühren.

²⁾ Von Lentner, der als Festordner der Meraner sich viele Anerkennung erworben hatte. Man vgl. Steub im »Plattebner«, S. 26 ff.

kanzlei Johann Vesque von Püttlingen. Ward durch diese Stellung die Zeit des jungen Mediciners nun auch stark in Anspruch genommen, so fühlte sich derselbe doch recht behaglich und erhielt in der neuen Umgebung die mannigfachsten Anregungen. Vesque war im damaligen Wien eine hervorragende Persönlichkeit, vielseitig und gründlich gebildet, auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft thätig, ein Mann von feinstem Geschmacke und höchster Liebenswürdigkeit, ebenso freisinnig als vorurtheilslos. Als heranwachsender Jüngling hatte er sich lebhaft mit den alten Sprachen, aber auch mit der Kunde der Kerfe und Pflanzen beschäftigt, daneben die deutschen und französischen Classiker gelesen, nicht minder gemalt, gezeichnet und radiert und in jugendlicher Begeisterung für die dramatische Kunst auch gedichtet. Seine rechtswissenschaftlichen Studien vollendete Vesque in glänzender Weise, indem er 1827 „sub auspiciis imperatoris“ promovierte. Die auf diesem Felde in ihn gesetzten Hoffnungen erfüllte er durch eine Reihe sehr dankenswerter Werke. Aber er fand in seiner gelehrten und amtlichen Wirksamkeit nicht volle Befriedigung für sein künstlerisch veranlagtes Wesen. Wenn er „recht im Amte ziehen“ musste, so erfrischte er sich sein Gemüth durch einen herrlichen Dichter. Am meisten jedoch fühlte er sich zur Tonkunst hingezogen. Er war ein tüchtiger Clavierspieler und angenehmer Sänger und unter dem Namen J. Hoven ein in ganz Deutschland geschätzter Componist. Seine Opern fanden auf den ersten Bühnen Eingang und Beifall, und seine Lieder, zumal die heitern, wurden viel gesungen. Heine war der Dichter, dessen Versen Hoven am liebsten die Schwingen seiner Weisen lieb. Für die „Heimkehr“, eine 1851 erschienene Sammlung von achtundachtzig Liedern Heines, erhielt er die „goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft“, und aus Paris sandte ihm der Dichter von dem bekannten Siechenbette ein Schreiben, das „etwas Besseres als eine gewöhnliche Höflichkeit, nämlich ein sympathisches Vertrauen“ aussprach. „Ich bin mit solchen Briefen in meinem Leben nicht freigebig gewesen“, meinte der kranke Sänger der reizendsten deutschen Lieder am Schlusse seiner Danksagung. Auf seinen Reisen in Deutschland,

den Niederlanden, Frankreich, England und Italien knüpfte Vesque eine Menge der anziehendsten Verbindungen; in Wien war seine gastliche und doch anspruchslose Häuslichkeit ein Mittelpunkt des schriftstellerischen und musikalischen Lebens. Träger bedeutender, ja zum Theile glänzender Namen fühlten sich zu dem lebenswürdigen, wohlwollenden und dienstbereiten Manne dauernd hingezogen; so Musiker wie Schubert, Moscheles, Nicolai, Mendelssohn, Hiller, Robert Schumann, Karl Löwe, Berlioz, Liszt und Richard Wagner und nicht minder Schriftsteller wie Grillparzer, Holtei, Prechtler, Mosenthal, Frankl, Walter von Goethe und Hanslick. Vesque war seit 1832 mit der blendend schönen Ungarin Marie Márkus von Eör vermählt, einer geistreichen Frau, welche den künstlerischen Neigungen ihres Gemahls mit Verständnis folgte¹⁾.

Vonbun unterrichtete drei Söhne und eine Tochter des Hauses in den Gegenständen der untern Classen des Gymnasiums mit dem besten Erfolge. Einer seiner Zöglinge, der Freiherr Alfons von Vesque, schreibt mir: „Meine Eltern schenkten Vonbun,

¹⁾ Man vgl. das Buch: »Johann Vesque von Pöttlingen (J. Hoven). Eine Lebensskizze aus Briefen und Tagebuchblättern zusammengestellt, mit Briefen von Nicolai, Löwe, Berlioz, Liszt u. a.« (Wien, 1887). — Vesque war geboren am 28. Juli 1808 in Opole in Polen, kam aber schon im ersten Lebensjahre nach Wien und starb daselbst am 29. October 1888. — 1866 wurde er in den Freiherrstand erhoben. 1879 erlangte er die Würde eines Geheimen Rathes: einige Jahre vorher war er in das Herrenhaus berufen worden, wo er sich der Verfassungspartei anschloss. Unter seinen musikalischen Schöpfungen erwähnen wir hier die Opern: »Elena« (1830), »Die Belagerung Wiens durch die Türken«, »Turandot« (1838), »Johanna d'Arc« (1840), »Liebeszauber« (1845), »Das Abenteuer Karls II.« (1849), »Der lustige Rath« (1851) und »Lips Tullian«; dann zwei Messen und eine große Zahl von Liedern, deren Texte er, wie erwähnt, mit Vorliebe aus Heines »Buch der Lieder«, aber auch aus den Werken Goethes, Schillers, Körners, Uhlands, Kerners, Lenaus, Zedlitz', Reinicks, Seidls, Frankls u. s. w. nahm. — Von seinen rechtswissenschaftlichen Arbeiten nennen wir nur folgende: »Darstellung der Literatur des österreichischen allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches« (1827); »Darstellung der Literatur des österreichischen Gesetzbuches über Verbrechen und schwere Polizeübertretungen« (1833); »Die gesetzliche Behandlung der Ausländer in Oesterreich« (1842); endlich das Hauptwerk: »Handbuch des in Oesterreich geltenden internationalen Privatrechts« (1860).

wie mir meine Mutter sagte, das größte Vertrauen, und wir Kinder liebten und verehrten ihn; beides hat er auch im vollen Maße verdient, denn Vonbun war ein pflichteifriger, biederer Mensch in des Wortes bester Bedeutung*. Diese Zuneigung war eine gegenseitige und dauernde. Noch in seinen letzten Jahren blickte Vonbun mit großer Befriedigung auf sein mühevoll, aber gelungenes Wirken als Hofmeister zurück und sagte, wenn er im Leben etwas Gutes vollbracht, so sei es die Erziehung der Vesque'schen Kinder gewesen. Andererseits bewiesen diese ihm auch nach langer Zeit eine treue Anhänglichkeit und pflegen noch heute sein Gedächtnis.

Die Verbindung mit dem Innsbrucker Busenfreund Zingerle ward im zweiten Jahre des Aufenthaltes Vonbuns in Wien sehr gelockert. Jener war nämlich in das Kloster Marienberg eingetreten und durfte sich als Novize nicht den Aufwand eines regen Briefwechsels gestatten; nur nach Hause, nach Brixen und Trient erlaubte man ihm zu schreiben, aber auch das nicht gerne. Den Eindruck, den diese Schweigsamkeit auf Vonbun machte, ersehen wir aus einem Schreiben desselben vom 27. März 1846, welches in seiner ganzen Haltung unsern Helden kennzeichnet:

„Der Lenz entflieht, die Blume schießt in Samen,
Und keine bleibt von allen, welche kamen.

Was diese paar Zeilen für einen Eindruck machen werden, weiß ich nicht. Wären Sie jener schwärmerische und liebe-glühende junge Poet, jener warme, offene Freund, als den ich Sie in Innsbruck kennen gelernt habe, dann dürfte ich hoffen, dass dieses Brieflein Ihnen ein recht liebes, theures Brieflein sein werde. Doch Poesie und Freundschaft sind Blumen, die der Jugend Lenz gebiert und des Mannesalters eisiger Nord bleicht. Aber wenn auch des Frühlings Kinder sterben, nimmt Ceres des Samens goldnes Korn und senkt es in die Erde, und „führt der gleiche Tanz der Horen freudig nun den Lenz zurück, — Wird das Todte neu geboren“. — — So keimen auch in mir gar oft noch selige Erinnerungen an unsere alte Freundschaft, die Sie, Götter wissen warum, gelöst. Alle jene Gefühle und Ahnungen, die Sie getödtet zu haben glauben, blühen auf frisch und jugendlich.

— — — Doch genug dieser dunklen, schwärmerischen Phrasen.
 — Ich möchte Sie nur ersuchen, mir die Ursache Ihres Stillschweigens zu sagen; — doch diese weiß ich ja schon: — Herr Zingerle ist Mönch geworden und mag von der alten Freundschaft nichts mehr wissen. — Daher ersuche ich Sie, mir zu sagen, warum Sie nichts mehr von der alten Freundschaft wissen wollen? — Ich verlange hiemit nicht, als sollten Sie mir einen verblühten, ausschweifenden Brief schreiben; — o nein! Gute körnige Prosa, aus der ich die Ursache ersehe, genügt mir! — Fürchten Sie sich ja nicht, mich zu hart zu treffen; ich bin an alles gefasst; haben Sie mich einmal verwundet, so mögen Sie mir auch den Dolch vollends ins Herz stoßen. In Erwartung dessen Ihr F. J. Vonbun, Mediciner“.

Zingerles Beruf war jedoch nicht das Kloster; er verließ dasselbe und gieng noch auf zwei Jahre nach Brixen, bis 1848, nachdem die Jesuiten vertrieben worden, als Supplent an das Innsbrucker Gymnasium kam. In jener Zeit entwickelte sich der Gedankenaustausch der Freunde lebhafter, und durch denselben, sowie wohl auch durch den Einfluss Bergmanns wurde Vonbun bestimmt, mit seiner lange vorbereiteten Sagensammlung endlich herauszurücken.

Das einfach ausgestattete, schwächliche Bändchen erschien in der ersten Hälfte 1847 unter dem Titel: „Volkssagen aus Vorarlberg, gesammelt von J. F. Vonbun“. Gedruckt ist es in Wien bei den PP. Mechitharisten, als Verleger jedoch wird Wagner in Innsbruck genannt. An die Spitze des Büchleins ist der Spruch gesetzt: „Ma schwätzt, wie eim der Schnabgwachsen isch“. Ein Vorwort führt zunächst aus, dass das Volk in Vorarlberg, besonders im Süden und Osten, „wo, von mächtigen in den rhätischen Alpengürt eingreifenden Gebirgsreihen abgeschlossen, alte Art und Sitte am wenigsten von fremdem Unkraut überwuchert wurde“, noch einen Schatz von „schönen Geschichten“ bewahrt habe, „unter denen manche für Volkskunde und Sagenthum nicht ohne alle Bedeutung“ seien; die mitgetheilten Erzählungen sollen als Proben solcher Volkssagedienen und werden in der Mundart der Gegend, in welcher d

Sage lebt, wiedergegeben; nur für einige schien die Anwendung der Schriftsprache passender.

Nun folgen Bemerkungen über die Eintheilung der vorarlbergischen Mundarten und eine freundliche Danksagung an mehrere junge Landsleute, welche beim Niederschreiben der Sagen „hilfreiche Hand boten“. Im ganzen bringt das Bändchen sechsunddreißig Sagen, welche in vier Häuflein gesondert sind: Sagen in den Mundarten des Oberlandes, in den Mundarten der Walsen, in den Mundarten des Unterlandes, und in deutscher Schriftsprache.

Das unansehnliche Heft sollte somit nur eine vorläufige Probe sein. Sie fand in der Heimat sowohl als auswärts eine durchaus freundliche Aufnahme, wie eine solche auch den früher veröffentlichten mundartlichen Sagengedichten zutheil geworden. Dass z. B. „der Klushund“, als er in einem Kalender abgedruckt war, sich auch trotz seines Hexametergewandes Eingang in die Kreise des bürgerlichen Volkes verschaffte, beweist dessen Einbürgerung in der Familie Felders zu Schoppernau und der Eifer, mit welchem der neunjährige Franz Michel denselben allenthalben im Dorfe vortrug¹⁾.

In den „Boten von und für Tirol und Vorarlberg“ wurde im Juni 1847 „gleich in der ersten Freude über die herzige Gabe“ von einem ungenannten Beurtheiler eine warme Begrüßung derselben eingerückt. Er betont, dass die mundartlichen Sagen „ganz aus dem Geiste und aus der Sitte des Volkes gegriffen“ seien, und sie dünken ihn „wirklich in jeder Beziehung . . . meisterhaft vorgetragen“. Die letzten in die Schriftsprache gekleideten Erzählungen erinnern ihn dagegen an Hebels in das Hochdeutsche übertragene Lieder, „welche . . . hinter den Originalen soweit zurückstehen, als es nur bei irgend einer Uebersetzung sein kann“. Die Farben der drei ausgeschiedenen Mundarten findet er recht gut getroffen und „die Einfachheit,

¹⁾ Man vgl. mein Buch: »Das Leben Felders, des Bauers, Dichters und Volksmannes aus dem Bregenzerwalde« (Innsbruck, 1876) S. 16. — Es sei hier bemerkt, dass ich an jener Stelle Vonbun allzfrüh zum Arzt in Schruus machte.

Sinnigkeit und Herzlichkeit unseres schon benannten, lieben alemannischen Sängers nicht etwa nachgeäfft, sondern aus innerster Natur und tiefster Auffassung hervorgegangen“. Dagegen wundert er sich, „dass das eine oder andere Stückchen, in seinem Stoffe schon ganz poetisch, nicht auch in dichterische Form gebracht wurde“, da der Sammler doch schon Proben seiner Kunst, „auch im Versmaße die Sprache seines Volkes handzuhaben“, gegeben!¹⁾ „Traun, die Liedchen müssten ganz lustig geklungen haben! Wer weiß aber, ob nicht schon solche in Bereitschaft stehen, um den prosaischen Vorgängern nachzutreten, da unseres Bedünkens der Schatz noch nicht erschöpft ist, dessen kleiner Theil uns schon nach mehrerm lüstern macht“.

Die ausführlichste Besprechung erfuhr das Büchlein durch Bergmann in den „Oesterreichischen Blättern für Literatur und Kunst“. Er gibt zuerst den Unterschied von Sage, Märchen und Legende an, ordnet dann Vonbuns Volkssagen nach ihrer Verschiedenheit, bringt je eine Probe der Montavoner, Walser und Hinterwälder Mundart und verbindet damit Bemerkungen über dieselben und Wortauslegungen. „Die Erzählungen sind“, so urtheilt der berühmte Gelehrte, „wie es der Stoff erfordert, einfach und natürlich gehalten. Am schwächsten und zum genauen Verständnis kaum genügend sind die angehängten Worterklärungen . . . Da die Bewohner Vorarlbergs, besonders die auf dem Gebirge und in den Alpenthälern, gewiss noch manche Sagen bewahren, die vermöge ihres Inhalts aufzuzeichnen wert sind, so möge Herr Vonbun, der durch seine Geburt dem obern Vorarlberg angehört und diese Gabe als literarischen Erstling mittheilt, von seiner jugendlichen Lust nicht ablassen, solche allmählich verschwindende Reste zu sammeln und sie uns im schlichten Tone des Volkes, dessen Munde er sie entnommen, vorführen, zumal sich aus dem Munde des an althergebrachter

¹⁾ Dabei übersah der wohlwollende Beurtheiler, dass wenigstens »D' Hasla-ruetha« (S. 7) geverst und gercimt, wenn auch ganz wie die prosaischen Stücke gedruckt ist.

Redeweise treu hängenden Volkes auch das eine oder andere Goldkörnchen für unsere Schriftsprache gewinnen lässt“.

Diese günstigen Urtheile sowie mehrfache Aufmunterungen, auf dem eingeschlagenen Pfade fortzuschreiten, reiften in Vonbun den entsprechenden Entschluss. In hoher Verehrung für Jakob Grimm, dem er das Büchlein auch zugesandt, ersuchte er denselben, ihm eine neue, vermehrte Ausgabe zueignen zu dürfen. Der große Gelehrte antwortete am 22. December 1847 freundlich aus Berlin, er nehme das gerne an, da er vielleicht besser als andere wisse, welcher Dienst unserer Literatur „durch solche einfache und treue Sammlungen“ geleistet werde¹⁾.

Im Herbst 1847 kam Vonbun wieder in die Heimat. Er reiste mit Vesque und zwei Söhnen desselben durch Kärnten und das Pusterthal nach Bozen. Dort trennte sich der Vater von seinen Begleitern, und die Knaben wallten unter der Führung Vonbuns zunächst nach Meran, wo Zingerle begrüßt wurde, und dann nach Vorarlberg. Während die Zöglinge als Sprossen einer Großstadt sich in den nächsten Wochen an den ungewohnten Freuden des einsamen Bergweilers Lâz ergötzten und sich noch jetzt an die Spiele mit den jüngern Geschwistern ihres Hofmeisters, an die Eichhörchenjagden und die Pflege eines Schneckengartens, an einen Ausflug auf den Pfannenknecht und ähnliche Vergnügungen gern erinnern, wanderte Vonbun auch allein viel in den Gethalen der Heimat umher, besuchte seine Schulfreunde und schichtete neue Sagen auf die alte Beige. Einmal pilgerten sie auch zu einer Primiz, vermuthlich in den Bregenzerwald, bei der es gar hoch hergieng.

Das ereignisreiche Jahr Achtundvierzig traf Vonbun noch in seiner Stellung bei Vesque. Wie der Hofrath war auch dessen Hofmeister freiheitbegeistert, und beide nahmen Antheil an der Märzbewegung, wenn auch der erstere in ganz anderer Weise und viel eingreifender als der letztere. Gleichwohl können wir es

¹⁾ Der Brief Jakob Grimms wird mit andern wichtigen Schreiben am Schlusse dieses Lebensabrisses vollständig veröffentlicht.

L

uns nicht versagen, einige Stellen aus dem Briefe Vonbuns an Zingerle (vom 22. März) über jene denkwürdigen Tage hier einzufügen.

„Ich könnte Dir diesmal, lieber Naz, wenn ich Zeit und Lust hätte, ganze Bögen, mit Neuigkeiten überschrieben, mittheilen, denn ich habe in der vergangenen Woche eine gefürchtete Monarchie stürzen gesehen, ja ich habe sogar selbst zur Entstehung und Fortführung dieser umgestaltenden Bewegung ein Scherflein, freilich ein kleines, beigetragen, könnte somit als unterrichteter Augen- und Ohrenzeuge reden . . . Die Entthronung Philipps, die Bewegungen, die sich in Deutschland, namentlich in Baden, Württemberg, Baiern u. s. w. kundgegeben, hatten auf die Bürger und Studenten Wiens einen mächtigen Eindruck gemacht. Die Studenten besuchten schon bei Tagesanbruch nun Kaffeehäuser und lasen begeistert die Reden der Herren Lamartine, Kossuth und anderer Volksmänner. In der medicinischen und chirurgischen Klinik sah man wohl Kranke, aber keine Ordinarii, und selbst die gegenwärtigen sprachen nur von Reform, Constitution, Pressfreiheit u. s. w. Dasselbe offenbarte sich gleichzeitig in den juridischen, philosophischen und polytechnischen (theologischen?) Hörsälen. So reifte denn nach und nach der Entschluss unter den Studierenden, einmal eine Demonstration gegen die bestehenden Institutionen zu machen. Das glimpflichste und geeignetste Mittel hierzu schien uns, eine Petition an Se. Majestät zu richten. Am 11. abends (Samstag) versammelten sich daher in einem Privathause Abgeordnete der medicinischen und juridischen Facultät und des Polytechnikums (meine Wenigkeit war auch zugegen) und verfassten in sehr loyalem Tone eine Petition um Lehr- und Lernfreiheit, Press- und Redefreiheit, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Gerichtsverfahren, Vertretung aller Stände und aller Provinzen, Gleichstellung aller Confessionen in staatsbürgerlichen Rechten, Hebung des Volksunterrichtes u. s. w. Diese Bittschrift sollte am andern Tage von den Studierenden unterschrieben und Sr. Majestät vorgelegt werden“.

Die folgende Schilderung enthält keinen Zug, der nicht schon bekannt wäre, oder der Vonbun allein beträfe. Der Brief schließt mit den Worten: „Samstag: Organisation des Studentencorps — Sonntag detto — Montag, Dienstag detto. Heute Mittwoch: Exercieren“.

Die staatlichen Wirren brachten damals den Studenten eine lange Freizeit. Vonbun scheint 1848 mindestens vier Monate in Vorarlberg gewilt zu haben, wohin ihm Bergmann seinen Sohn Karl mitgab. Es fehlte dort nicht an heiteren Stunden. Unter den Feldkircher Gymnasiasten, die zu jener Zeit mit Vonbun bekannt wurden, nennen wir Ludwig Seeger, der sich in unsern Tagen durch seine Gedichtsammlung „Nit lugg lö“ im Ländchen verdiente Anerkennung erworben. Unser Held trug nach Seegers Versicherung die Uniform der Wiener Akademischen Legion und erregte schon dadurch großes Aufsehen. Seeger blickte zu jenem wie zu einem Halbgott auf, wenn er ihn etwa im Bräuhaus zu Ludesch in Gesellschaft, wie sie sich eben auf dem Lande zusammenfand — Seegers Vater, jüngere und ältere lustige Geistliche, der sangesfrohe Lehrer Burtscher aus Bludesch, einer oder der andere Gemeindevorsteher und etliche Gymnasiasten — Studentenlieder singen hörte, die er in unerschöpflicher Menge bot und mit einem angenehmen Bariton und guter Schulung vortrug.

Im Winterhalbjahre 1848/9 finden wir Vonbun in München. Er bewohnte mit zwei studierenden Landsleuten aus Feldkirch ein Zimmer. Mit großem Eifer warf er sich neuerdings nach den Zerstreungen, welche der stürmische Verlauf der letzten Zeit bedingt hatte, auf die Heilkunst, obwohl ihm die Ringseis, Gietl und Rothmund ihren Wiener Amtsgenossen nicht ebenbürtig dächten. Auch seine schriftstellerische Thätigkeit griff er wieder auf; er beschäftigte sich mit Vorbereitungen zur zweiten Ausgabe seiner Sagen und schrieb mancherlei kleinere Arbeiten für verschiedene Blätter. Selbst einem literarischen Vereine soll er angehört und zu einem namhaften Germanisten in näherer Beziehung gestanden haben. Mit seinen schriftstellerischen Be-

strebungen wollte sich Vonbun wohl auch die Nahrungssorgen verscheuchen, denn auf die fetten Jahre seiner Hofmeisterschaft war nun ein mageres gefolgt. Hiedurch war er zu einem sehr eingezogenen Leben genöthigt. Dennoch gründete er für seine engern und weitem Landsleute eine akademische Verbindung „Alpinia“ zur Förderung der Geselligkeit und gegenseitiger moralischer Unterstützung; er selbst führte den Vorsitz mit Klugheit und Umsicht und verstand es, seiner Gefolgschaft, die durch Schwarz-roth-schwarz sich kennzeichnete, in der Studentenwelt eine geachtete Stellung zu verschaffen. Einer seiner Kameraden in jener Zeit schildert ihn als einen gefälligen, offenen, grundehrlichen und wahrheitsliebenden jungen Mann; in heiterer Gesellschaft war er ungemein gesprächig, im ganzen ein lebenswürdiger Gemüthsmensch; er hasste jeglichen Streit und alle Gemeinheit; ein grobes Wort oder eine Zote konnten ihm einen Abend gänzlich verderben.

Nach Ablauf des genannten Halbjahres reiste Vonbun wieder nach Wien, wo die Verhältnisse jetzt geregelt waren und der Unterricht wieder begonnen hatte. Zwar war er unterdessen mit den jungen Vesques brieflich in Verkehr geblieben, allein er kam doch nicht mehr in seine frühere Stellung, da vermuthlich ein anderer dieselbe bekleidete und Vonbun auch alle Zeit auf seine Studien verwenden wollte, um ehestens mit dem Studentenleben abzuschließen. Es gelang ihm auch früher als den meisten seiner Genossen, das Doctordiplom zu erringen. Dasselbe datiert vom letzten Tage des Jahres 1849.

Den ersten Versuch in der Ausübung der Arzneiwissenschaft machte Vonbun zu Feldkirch, doch blieb er daselbst nicht einmal völlig ein halbes Jahr, weil er nur geringe Kundschaft gewann und sich ihm anderwärts eine bessere Aussicht eröffnete. Dennoch verdient dieser kurz bemessene Aufenthalt an einer ihm längst liebgewordenen Stätte um zweier Ereignisse willen besondere Erwähnung.

Einmal musste er jetzt Ernst mit der zweiten Ausgabe der Sagen machen, welche durch die Ungunst der Zeiten bisher gehemmt worden war. Vonbun wandte sich an Zingerle, der

damals bereits am Gymnasium in Innsbruck lehrte, damit er Witting als Verleger gewinne. Im betreffenden Schreiben vom 27. März 1850 drückt sich unser Forscher mit merkwürdiger Bescheidenheit aus. „Ich würde“, sagt er, „nicht daran denken, noch als Schriftsteller aufzutreten, wenn es nicht gälte, ein gegebenes Wort zu lösen. Schon im Jahr 47 schrieb ich Herrn Jakob Grimm, ob er's zulassen würde, vor eine zweite, vermehrte Auflage meiner Sagen (wovon er ein Exemplar hat) seinen Namen zu setzen. Er schrieb mir alsogleich zurück, er nehme das sehr gerne an . . . Du siehst daher wohl ein, dass ich schandenhalber, wie man zu sagen pflegt, eine zweite Ausgabe besorgen muss“.

Die Vermittelung des alten Freundes führte rasch ans Ziel. Gleichsam als Vorläufer des Büchleins erschienen in der Nummer des „Phönix“, eines von Zingerle herausgegebenen literarischen Blattes, vom 1. August 1850: „Aberglauben und Gebräuche in Vorarlberg“. Bald folgte das Ganze.

Das Vorwort der zweiten Auflage ist bedeutend länger und unterrichtender als das der frühern. Vonbun glaubt auch, die Veröffentlichung der Sagen nicht rechtfertigen zu dürfen, denn Jakob Grimm, dem er das Büchlein als geringes Zeichen seiner Hochachtung widme, habe Volkssagen und Volksmärchen zu Ehren gebracht, und sie dürften nun in jedes deutsche Haus eintreten, ohne sich bücken zu müssen; doch brauche er über den wissenschaftlichen Wert „der volksthümlichen Fabeln“ nichts weiter zu sagen. Dafür bringt er zunächst die nöthigen Aufschlüsse über Land und Volk von Vorarlberg, über des letzteren Abstammung und einige Eigenheiten seiner Mundarten, da die Geschichten diesmal ausschließlich in solcher Tracht auftreten; sie alle sind ja „beinahe durchweg“ den eigentlichen Trägern unverfälschter Sagen und Märchen, den Bauern, Hirten, Aelplerinnen „und andern guten Leuten, welche abseits von Straßen und Marken in Einfalt das Leben fristen, abgelauscht“ und so treu als möglich nacherzählt. Die Schreibung der Mundart macht ihm einige Bedenken; er entscheidet sich jedoch für die Hingewissung zu vieler besonderer Lautzeichen und ziemlich genauen Anschluss an die gewöhnliche Rechtschreibung, da er das Büch-

lein am liebsten in den Händen seiner Landsleute wüsste. Zuletzt gibt er eine kurze Würdigung des Gehaltes seiner Sagen, indem er z. B. die Rutschifenken den Zwergen und die Fenken den wilden Leuten anreihet und andere Vergleichen zieht. Sollte die kleine Sammlung Anklang finden, so verspricht er, „wenn es Zeit und Umstände gestatten“, eine ähnliche aus einem andern Theile des ehemaligen Herzogthums Alemannien zu veröffentlichen. Es ist wohl kaum zweifelhaft, dass er mit diesem Ausdrucke auf Graubünden hinweist, dessen Sagenschatz er also damals bereits bis zu einem gewissen Grade kennen musste; die zugesagte Veröffentlichung desselben ließ aber noch ein Dutzend Jahre auf sich warten.

Die Vermehrung der neuen Auflage war nur eine mäßige. Die wichtigste Bereicherung erhielt sie durch die Sagen von den Rutschifenken, dem Schrätzig und dem Venedigermännlein. Im ganzen betrug der Zuwachs achtzehn Stück; dagegen wurden die schriftdeutschen Legenden der ersten Auflage, die sich auf die Frauenkirche in Rankweil und den Rothen Brunnen im Walsertthale bezogen, gestrichen¹⁾. Hinter den Sagen steht die oben erwähnte Abtheilung „Aberglauben und Gebräuche“, und kurze „Wörterklärungen“ bilden den Schluss.

Von den Besprechungen der neuen Auflage berühren wir nur die vom „Phönix“ gebrachte²⁾. Der Beurtheiler will einer der Landsleute Vonbuns sein und dem „Sammler“ den „aufrichtigsten Dank“ für die Gabe aussprechen. Er theilt die Sagen in zwei Gruppen: in solche, die aus einer gar alten Zeit herüberöfen mit vernehmbaren Anklängen an den Götterglauben unserer Altväter (wie die Erzählungen von den Fenken, dem Schrätzig, dem Nachtvolke, den

¹⁾ Außerdem fiel weg die Erzählung: D' Kornähära (S. 23 der ersten Auflage). Neu aufgenommen wurden außer den oben erwähnten: 's Bueble und 's Mädele; D' Fräule Ida; 's verwünscht Fräule; 's Bueble und d' Schlänga; Der Krönle-schelm (S. 22—24, alle aus Feldkirch); 's goldi Kegolspiel (S. 28, aus Rankweil). D' Chatz (S. 29, aus Raggäl); D' Goldquella (S. 57, aus Bregenz); D' Senne uf Spullers (S. 11, aus Nüziders); Der Ritter (S. 18, aus Düns); endlich wurden auch die Sagen vom »Nachtvolch« um eine vermehrt (S. 34).

²⁾ 1851, Nr. 8, S. 62.

Schätze hütenden Thieren u. s. w.) und in andere, die zwar einer neuern, aber doch von der Gegenwart bedeutend entfernten Zeit ihren Ursprung verdanken und sich nicht nur deswegen, weil sie sich im Volke erhielten, als wahre Volkssagen ausweisen, sondern vorzüglich dadurch, dass sie so vielfältig der leibhaftige Ausdruck jenes Volkes selbst sind, in dessen Mund sie noch fortleben. So bezeichne die Sage vom Manne, welcher die Hand der Fenkin in den gespaltenen Baum klemme (II, 6), treffend jene schalkhafte Verschmitztheit, die man gerne dem Montavoner zuschreibe; die Geschichten vom Tanzen, vom Walsermännlein und vom Bäuerlein (XIX, XXIII und XXIV) malten den Walserthaler mit seiner Tanzlust und Drolligkeit. Vonbun hat nach des Kritikers Ansicht nicht nur mit Fleiß und Geschicklichkeit gesammelt und sich um die Wissenschaft verdient gemacht, sondern auch um sein „Vaterländchen“, dessen Mundarten er die Ehre des Druckes erwiesen, und dessen Volk er ein bleibendes Denkmal der Ehrenhaftigkeit gesetzt, indem es „durchgängig Rechtlichkeit und Ehrlichkeit“ anstrebe.

Weniger einverstanden als mit diesen etwas hausbackenen Ausführungen des heimatlichen Beurtheilers sind wir mit dessen Vergleichung der beiden Auflagen. Er findet, dass die Sagen in der früheren Gestalt zu sehr eine Nachahmung der mundartlichen Gedichte Hebels gewesen, und dadurch habe das Natürliche und Einfache der Sache durch die Form der Darstellung verloren, „indem sich dem Objectiven zuviel Subjectives aus dem Innern des Dichters beigemischt“; ja, unter der angreifenden Hand sei der Blütenstaub verflogen, und die Blätter der Blumen hätten sich gekrümmt. Dieser Umstand habe ohne Zweifel den Sammler bewogen, die Sagen in anderer Form herauszugeben, in ihrer jetzigen Einfachheit.

Um die Ungereimtheit dieser Behauptungen darzuthun, bemerken wir nur, dass die Sagen der ersten Auflage mit einer einzigen Ausnahme, wie wir früher angeführt, nicht in gebundener Rede prangten und also schwer mit den Hebel'schen Wiesenblumen verglichen werden könnten; das Gedicht von der Haselruth steht aber auch in der zweiten Ausgabe. Ueberhaupt lauten die beiden

Büchlein gemeinsamen Stücke fast stets wörtlich gleich. Der namhafteste Unterschied liegt darin, dass an einer oder der andern Stelle ein minder passender Schlusssatz oder eine Lehre weggeblieben¹⁾. Vielleicht hatte der Kritiker die hexametrischen Erzählungen vom „Klushund“ und von den „drei Schwestern“ noch in Erinnerung und glaubte, dass dieselben in die erste Ausgabe aufgenommen worden. Nicht immer hat man eben Zeit, neuerdings zu vergleichen, und wenn man es thäte, liefe man Gefahr, manche scheinbar geistreiche Behauptung nimmer anbringen zu können.

Während des Aufenthaltes in Feldkirch erfolgte auch Vonbuns Verlobung. Er wohnte im Niederfrininger'schen Hause in der Herrengasse bei Frau Hieß und trank ab und zu seinen Schoppen Bier im „Ochsen“. Dieses Gasthaus gehörte einem Herrn Wolfinger, der früher als Postmeister in Balzers gewirkt hatte; um dessen überaus junge, aber schlank aufgeschossene Tochter Lucretia bewarb sich Vonbun, und die Eltern hatten gegen die gewünschte Heirat nur das geringe Alter der auserlesenen Braut einzuwenden, denn sie war am 11. März 1836 geboren und zählte somit wenig über vierzehn Jahre. Da jedoch Vonbun unter der Bedingung, dass Lucretia der „für ein junges und gewecktes Mädchen“ an Leib und Seele nachtheiligen Kellnerei entrückt werde, in einen längern Brautstand willigte, so wurde die Verlobung kurz vor dessen Uebersiedelung nach Schruns gefeiert. Es war nämlich damals die Stelle eines Arztes des „Standes“ Montavon frei geworden, mit der sich allerdings nur ein klägliches Gehalt von hundertsechzig Gulden verband. Vonbun war jedoch, wie bereits erzählt, in Feldkirch als Arzt wenig begehrt, hingegen versprach das bevölkerte und zum Theil wohlhabende Montavon lohnende Beschäftigung. So zog denn der junge Doctor in das auch durch landschaftlichen Reiz ausgezeichnete Thal. Anfangs Juni 1850 traf er im Hauptorte Schruns ein. Er hatte seinem Vorfahrer, einem Dr. Huber, der als Bezirksarzt nach Landeck gekommen war, ein Haus links

¹⁾ So bei II, 1 und 6.

an der Straße gegen Tschagguns abgekauft und wohnte dann daselbst bis an seinen Tod¹⁾. Vor seiner Heirat, die erst nach Pfingsten 1852 stattfand, besorgte seine Schwester Magdalena das Hauswesen. Trotz deren Tüchtigkeit scheint ihm die Zeit bis zur ersehnten Verbindung manchmal lang gedäucht zu haben.

Die Briefe Vonbuns an seine Braut und ihren Vater liefern einige bemerkenswerte Striche für unsere Zeichnung. Seine treffende Meinung von der „Kellnerei“ haben wir oben mitgeteilt. Sie stimmt ganz zur Reinheit seines Gemüthes. Der Vater hegte den Plan, Lucretien in St. Gallen, Zürich oder Lindau weiter ausbilden zu lassen, und Vonbun erklärte sich mit jedem dieser Orte einverstanden, „vorausgesetzt, dass sie zu sittlichen Leuten kommt, wo sie ihr jetziges harmloses, jungfräuliches Wesen einzubüßen nicht Gefahr läuft“.

Auch der erfahrene Pädagoge regt sich bei dieser Gelegenheit in Vonbun. In den beiden erstgenannten Städten waren für Lucretias Unterkunft Privathäuser, in Lindau dagegen ein Institut ausersuchen. „Ich will über Institute nicht gerade den Stab brechen“, schreibt er, „doch kann ich nicht umhin zu erinnern, dass nicht selten Mädchen mit den trefflichsten Anlagen in solchen Treibhäusern statt gebildet verbildet wurden“; er würde somit seine Braut viel lieber in einer Familie als in einer derartigen Anstalt sehen. Dann fährt er fort: „Dass bei der Ausbildung unseres lieben Mädchens vor allem darauf zu sehen ist, ihr eine gründliche Würdigung und Kenntnis der ersten Pflichten einer Hausfrau beizubringen, versteht sich von selbst. Dann mag als Beigabe, freilich als sehr wünschenswerte, die

¹⁾ Gegenwärtig gehört dasselbe dem Gutsbesitzer Peter Steu. — Dem Montavoner Geschlechte Steu entstammte auch Ludwig Steub, der treffliche Schriftsteller, der am 16. März 1888 zu München aus dem Leben schied. Steubs Urgroßvater war nach Ravensburg ausgewandert und wurde dort Kupferschmied. Steubs Vater wandte sich zum Lehrfach und änderte die alte Schreibung »Steuw« in »Steub«, da kein deutsches Wort auf ein »w« endige; richtiger wäre es freilich gewesen, den anstößigen Halbvocal einfach abzuwerfen. Man vgl. »Mein Leben« von Ludw. Steub (»Deutsche Bücherei« XXXI), S. 7 und meinen Nachruf »Ludwig Steub« im »Boten f. T. u. V.« 1888, Nr. 70—72.

sogenannte literarische Ausbildung folgen. Bezüglich der Wahl der Lehrgegenstände sollte nach meiner Ansicht zumeist auf die Neigung des Mädchens Rücksicht genommen werden; findet sie Freude an Sprachen, gut; sagt Ihr das Studium der Geschichte, Botanik etc. mehr zu, auch gut!“

Schließlich fiel des Vaters Entscheidung für keinen dieser Orte, Lucretia wurde vielmehr Mitte Decembers an die Töchter-
schule in Altstätten im schweizerischen Rheinthal geschickt. Vonbun nahm die Sache nicht leicht. Er äußerte sich am 4. November gegen jenen über das Vorhaben, er hätte zwar in dessen letztem Schreiben eine genauere Schilderung der Anstalt gewünscht, um sich ein Urtheil über deren Zweckmäßigkeit bilden zu können, indessen biete die Versicherung Trost, dass die Einrichtung vortrefflich sei. „Ich glaube, dass Ihr Vaterauge gewiss Gebrechen und Schäden entdeckt hätte, wenn solche da wären, und ich gebe daher in Gottes Namen die Einwilligung. . . . Von Ihrer väterlichen Fürsorge erwarte ich, dass Sie hie und da Lucretien während ihres Aufenthaltes in Altstätten besuchen . . . Sie werden mir meine Zudringlichkeit und meine ängstliche Besorgnis vergeben; es erscheint mir unsere Angelegenheit einmal zu wichtig, denn es hängt Ihr, Lucretias und mein Lebensglück davon ab“.

Die Briefe, welche Lucretien gewidmet sind, tragen das Gepräge der Zurückhaltung, gewissenhafter Fürsorge und manchmal auch aufmunternder Belehrung. In einem „Briefsteller für Liebende“ dürfte keiner einen Platz beanspruchen; doch vermag der Ausdruck warmer Empfindung, je weniger er sich durch das Geranke bloßer Schwärmerei durchzuarbeiten hat, in seiner nüchternen Umgebung um so leichter zu voller Geltung zu gelangen. Am 11. Juni 1850 schreibt er: „Brauchen wir in Zukunft gegenseitig das vertrauliche Du!“ und schließt wie nicht selten mit der Formel: „In Eile und Liebe“. Vor der Abreise seiner Verlobten kam er noch nach Feldkirch und schickte am nächsten Tage sein „leider nicht gelungenes Porträt“. Es war ein Wachsbild, wie sie damals von wandernden „Künstlern“ nicht selten

gemacht wurden. „Hänge es zu Hause in irgend einem Winkel auf!“ fügt er hinzu. Als es Lucretien in der Anstalt gefiel, freut er sich und hofft, dass sie unter den achtzehn Schülerinnen eine wahre Freundin finden werde, mit der sie Freud und Leid theilen könne. Ende April stattete Vonbun einen Besuch in Altstätten ab, und der darauf folgende Brief vom 1. Mai 1851 zeigt einen bewegteren Herzschlag. „In der That, die Umgebung von Schruns in ihrem Frühlingsschmuck ist wunderlich! Dessenungeachtet muss ich gestehen, dass mich in den ersten Tagen nach meinem Ausfluge ein Gefühl beschlich, das fast Heimweh zu nennen ist. Die üppige Grasfülle, die großartige Blütenpracht der Obstbäume, der jugendfrische Rheinstrom, die treuherzigen Leute in und um Altstätten schwebten mir noch vor und lockten bei der Erinnerung jenes sanftschmerzende Gefühl. Dass noch das Bewusstsein, eine gewisse gute, treue Seele vielleicht Monate lang wieder missen zu müssen, mich auch nicht recht froh werden ließ, darfst Du mir glauben . . . Belebend und aufrichtend ist mir besonders der Gedanke an Dich und, so Gott will, an unser künftiges Lebensglück. — Liebe Lucretia, ich pflege nicht zu schmeicheln, besonders jenen Leuten nicht, denen ich Verstand und einen gewissen Lebensernst zutraue, und ich glaube daher, Du werdest es nicht als eine bloße Schmeichelei ansehen, wenn ich bemerke, dass Deine Erscheinung bei unserm letzten Zusammensein mir sehr viel Freude machte; ich fühle, in meiner Wahl glücklich gewesen zu sein“. Am Ende dieses Schreibens tritt auch zum erstenmale der Kuss neben dem Gruß in sein Recht.

Im Herbst 1851 kehrte Lucretia nach Hause zurück und kam dann wieder für einige Zeit in die Mühle zu Balzers, ein einsames Gehöfte, das einem guten Oheim gehörte. Vonbun freute sich des Wechsels in der Hoffnung, sie werde dort ein angenehmeres Leben und auch mehr Gelegenheit finden, sich in häuslichen Geschäften auszubilden. „Vergiss jedoch ob all den Arbeiten nicht, dass Du noch jung bist, und dass Dir auch eine Unterhaltung ansteht; sei fröhlich, die schöne Jugendzeit kehrt

nimmer!“ — Ein Besuch Vonbuns erfolgte im Hornung und brachte heitern Wechsel in das Einerlei jener Tage. Hernach weilte die Braut noch einige Wochen als Gast einer verheirateten Schwester in Churwalden. Am 7. Juni 1852 ward in Rõthis durch den greisen Pfarrer Anton Vonbun, einen Vetter des Bräutigams, die Trauung vollzogen. Die Hochzeitsreise führte das junge Paar über Stuttgart und Heidelberg bis Frankfurt am Main. Wohlbehalten langte es nach Ablauf zweier Wochen zu Schruns an, in dessen Verhältnisse sich Vonbun während seines langen Brautstandes schon völlig eingelebt hatte.

Wir wollen nun zunächst eine Uebersicht der schriftstellerischen Thätigkeit Vonbuns während seines Aufenthaltes in Schruns geben. Da muss billiger Weise hervorgehoben werden, dass er zwar im Volke selbst den Gegenstand seiner Forschung fand, sonst jedoch jeder Anregung durch mündlichen Verkehr mit gleichstrebenden und sachlich gebildeten Männern entbehrte. Auch des gelehrten Werkzeugs besaß er so gut wie nichts, und zur Anschaffung einer nennenswerten Bücherei fehlten ihm die Mittel. Aufmunterung von außen jedoch mangelte nicht gänzlich und bereitete dem einsamen Forscher stets große Freude.

Wenn wir von der Verbindung mit Zingerle absehen, so müssen wir zuvörderst J. W. Wolfs erwähnen, der Vonbun von Jugenheim aus am 23. April 1853 einlud, sich an seinem neuen Unternehmen, der „Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde“, zu betheiligen. Er wies auf die „trefflichen Volkssagen aus Vorarlberg“ hin, durch welche der Sammler einen so schönen Beweis seiner Liebe „zu einem der theuersten Güter des Volkes“ gegeben. Die neue Zeitschrift soll neben einzelnen Abhandlungen ausgewählten Stoff aus dem Volksmunde bringen, also neue Legenden, Sagen, Märchen, Gebräuche, Beschwörungen oder Segensprüche, Aberglauben u. s. w. — „Schon einmal haben Sie durch Ihre Thätigkeit eine zweifelhafte Frage entschieden, einen Zug des nordischen Thõrrsmythos für Deutschland nachgewiesen . . . So lassen Sie sich denn das Verdienst nicht entgehen, jenem ersten schönen Stein zum Aufbau unserer Alter-

thumswissenschaft noch manchen Eckstein folgen zu lassen“!) Auf diesen eindringlichen Zuruf versprach Vonbun, sein Scherflein beizusteuern, und Wolf dankte am 30. Mai 1853 für die Freundlichkeit, mit der er die Betheiligung zugesagt; er sehe „mit freudiger Spannung“ den Beiträgen entgegen. — Erst ein Jahr später trafen diese zu Jugenheim ein, und Wolf bestätigte den Empfang am 15. Mai 1854 mit dem Spruche: „Schön und Gut kommt nie zu spät“.

Vonbuns Gaben fanden im zweiten Bande der genannten „Zeitschrift“ ihren Platz. Er bringt eine neue Fenkengeschichte, eine Erzählung vom Nachtvolk, zwei Märchen und eine Abtheilung „Verschiedenes“, welche Gebräuche, ferner abergläubische Meinungen und einige mundartliche Pflanzennamen enthält. Wer die Kunst einfacher Wiedergabe volksthümlicher Ueberlieferung zu schätzen versteht, wird mit Wolfs Urtheil — „schön und gut“ — einverstanden sein²⁾.

Am 27. August 1854 wanderte durch Schruns auf einer Reise nach Tirol ein damals vielgenannter Dichter, Uebersetzer und Germanist, der unsern Sagenforscher gerne kennen gelernt hätte, ihn jedoch nicht daheim fand. Der Fremde ließ ein Blatt Papier mit einigen Zeilen zurück, die wörtlich also lauteten: „Professor Karl Simrock von Bonn hat sehr bedauert, Herrn Dr. Von Buhn, den er aus den Vorarlberger Sagen kennen und schätzen gelernt, nicht angetroffen zu haben“. Die Entscheidung dürfte schwer fallen, ob die Freude über die hierin gelegene Anerkennung den Unmuth, durch die Missgunst irgend eines Zufalles um die anziehende persönliche Bekanntschaft gekommen zu sein, aufgewogen habe; Vonbun benützte aber im nächsten Jahre die lose geschürzte Verbindung, um an jenen eine Bitte

¹⁾ Auf die Mythen von Thor verweist Vonbun bei der Sage vom Nachtvolk, welches die Kuh verschmaust (1. Ausgabe, S. 27, 2. Ausg., S. 34). S. unten S. 29. — Drei Briefe Wolfs theilen wir unten in den »Beilagen« mit.

²⁾ Die »neue Fenggagschicht« steht unten S. 46: »Die böse Fenkin«, die Erzählung vom Nachtvolk S. 30: »Das nächtliche Gelage« und die Märchen S. 125: »Das Burgfräulein auf Rosenegg« und S. 200: »Der Rothkopf«.

zu richten. Er hatte nämlich schon damals ein neues Bündel von Vorarlberger Sagen zusammengestellt, und Simrock sollte nun einen Verlag vermitteln. Trotz mehrfacher Versuche gelang dies nicht, aber Simrock schrieb am 5. August 1855 einen liebenswürdigen Brief und wies dem weltfernen Forscher solche Wege, die doch schließlich zum Ziele führen mussten. Er meint, Professor Haupt in Berlin werde die noch ungedruckten Sagen gewiss gerne in seiner „Zeitschrift für deutsches Alterthum“ veröffentlichen; Wilhelm Grimm wolle, wenn er aus dem Bade zu Soden nach Hause zurückgekehrt, mit Haupt deshalb sprechen, und um so weniger würde eine Abweisung zu befürchten sein; auch Franz Pfeiffer in Stuttgart kündige eine neue Zeitschrift an und würde gewiss erfreut sein, das erste Heft mit so treu und sorgfältig aus dem Volksmunde aufgeschriebenen Sagen, wie die Vonbuns seien, beginnen zu können. Doch scheine der zuerst gezeigte Weg der sicherste wegen des Einflusses Wilhelm Grimms. „Sie wissen selbst, wie günstig beide Brüder über Ihre erste Sammlung urtheilen“; auch kämen in Haupts Zeitschrift die Sagen am ehesten „den Pflegern der Wissenschaft“ zu Gesicht. Außer dem Rathe, Volksgebräuche, Volksräthsel und Sprichwörter gleichfalls zu berücksichtigen, gibt Simrock noch die Bemerkung, dass Vonbuns erste Sammlung um so öfter citiert werde, je mehr die Urtheilsfähigen deren Wert anerkennt; dessen Schreiben habe ihn einigermaßen für den verfehlten Besuch in Schruns entschädigt, indem es ihm doch die Freude brieflicher Bekanntschaft gebracht¹⁾.

Vonbun wandte sich zuvörderst an Pfeiffer. Dessen Erwiderung (3. September 1855) lautet ebenso freundlich als anerkennend. Er hat die drei Volkssagen, „die bedeutsam und ohne Zweifel des Druckes vollkommen wert sind“, mit großem Antheil gelesen, glaubt aber, sie würden sich besser für Wolfs, nun durch Dr. Mannhardt in Danzig fortgesetzte Zeitschrift oder für „Deutschlands Mundarten von Frommann“ eignen, da seine „Germania“ weniger Stoff aufspeichern als selbständige Abhand-

¹⁾ Den Brief Simrocks s. unten in den »Beilagen«.

lungen liefern soll. Er legt ihm das Programm seines Unternehmens bei mit der Bitte, ihm zuzusenden, was er etwa demselben Entsprechendes habe. Endlich erbiethet sich Pfeiffer, die Volkssagen an Frommann zu schicken, dem sie gewiss willkommen seien.

Diesem Vorschlag scheint Vonbun zugestimmt zu haben, wenigstens sind im zweiten Jahrgang (1855) von Dr. G. Karl Frommanns „Deutschen Mundarten“ genau drei „Volkssagen aus Vorarlberg“ abgedruckt. Wir finden da: „Die goldene Schlange in Wolfurt“, „D' Jochrumpla vom Samangerberg“ und „Die Sennin im Vergalda“¹⁾. Unter diesen Stücken können wir das erstgenannte deshalb das beachtenswerteste nennen, weil es in Versen abgefasst ist, während Vonbun mehrere Jahre hindurch die gebundene Rede vermieden zu haben scheint. Er wandte sich nun derselben neuerdings mehr zu, auch holt er seine Dichtungen älterer Zeit wieder aus dem Dunkel der Vergessenheit hervor oder macht sie weiteren Kreisen bekannt. So enthält schon der dritte Band von Frommanns Zeitschrift (1856) mehrere Sagen-gedichte, von denen der „Klushund“ bereits zwölf Jahre früher entstanden war. „Die Mutter Gottes in den Erdbeeren“ steht auch in den beiden ersten Auflagen als Gedicht, erscheint aber hier ganz umgearbeitet. „Das Büblein und die Schlange“, „Die Predigt am Lünser See“ und „Der Einaug“ belegen aufs neue die tüchtige Begabung Vonbuns. Diesen schließt sich noch an im vierten Jahrgange 1857 die trefflich behandelte Geschichte: „Herzog Friedrich mit der leeren Tasche und der Thorwächter in Bludenz“ und im sechsten (1859) der oben mitgetheilte „Abendstern“²⁾. Neben diesen Sagen in Versen und Prosa be-

¹⁾ Sie stehen unten in der Ausgabe der Sagen S. 102, 51 und 150.

²⁾ »Die Mutter Gottes in den Erdbeeren« hieß in den beiden ersten Auflagen: »Die Haselruth« (S. 8 und 15), später: »Die Schlange und die Muttergottes« (S. 177). »Des Geistes Predigt am Lünser See« steht unten S. 21 »Der Einaug« S. 37, »Die Schlange und das Büblein« S. 176. Dieses Stück hatte bereits im »Vorarlberger Volkskalender« für 1854 einen Platz gefunden. »Herzog Friedrich mit der leeren Tasche in Bludenz« ist unten zu lesen S. 220.

dachte Vonbun seine Lieblingszeitschrift noch mit anderer Bescherung. So bringt er (III, 394): „Volkslieder und Räthsel aus Vorarlberg“. Von den erstern, die fast überraschend kommen, versichert er, dass sie „noch heutzutage“ im Montavon vom Volke gesungen würden, also „wahre Volkslieder“ seien, und dass er sie gerade so mittheile, wie er sie vernommen; es gelte auch vom Volksliede, was J. Grimm von der Volkssage meint: „In ihr steckt ein solcher Fund reicher Entfaltung und Blüte, dass er auch unvollständig mitgetheilt in seinem natürlichen Schmuck genug thut, aber durch fremden Zusatz gestört und beeinträchtigt wäre“¹⁾. Auf die „Räthsel“ hatte Simrock unsern Sammler hingewiesen, und er stellte hier ein Fähnlein von zwanzig solcher heiteren Gesellen, denen man gar unschwer ansieht, wohinaus sie wollen.

Vom dritten Jahrgange ab sind in Frommanns Zeitschrift Vonbuns sprachwissenschaftliche Abhandlungen eingeschaltet. G. Friedrich Stertzings Aufsätze über bemerkenswerte Besonderheiten der hennebergisch-fränkischen Mundart veranlassten ihn zunächst zu ähnlichen Untersuchungen über den Sprachschatz der heimischen Thäler. Wie jener stöbert er die „Synonymen von Sprechen“ auf und erklärt die genauere Bedeutung von beiläufig dreißig dahin gehörigen Zeitwörtern und deren substantivischen und adjectivischen Ablegern, eine Zahl, deren Höhe bei der rednerischen Begabung der Vorarlberger kaum überraschen dürfte. Ebenso wurde die Sammlung: „Die Verba auf = *ela* mit den Adjectiven und Adverbien auf = *elig*“ (deren Grundbedeutung eine Hinneigung zu etwas, eine Annäherung an etwas ist) durch den Vorgang Stertzings verursacht. Zwischen diesen Arbeiten findet sich eine Lese der „Verba diminutiva“ eingeschoben,

Wir halten »die Predigt am Lüner See« und »den Herzog Friedrich« für Vonbuns allerbeste Gedichte.

¹⁾ Es werden uns drei Volkslieder geboten: »D'r Jäger und d' Schöfleri«, »D'r Bua und d' Senneri« und »Der Schatz«. Das erste war schon in Böschings Sammlung deutscher Volkslieder abgedruckt, doch trägt es bei Vonbun »ein zumal mundartlich ganz anderes und . . . für den Sprachforscher interessantes Gepräge«.

welche mit andern Eigenthümlichkeiten unseren Mundarten ein gewisses gefälliges und zutrauliches Gepräge verleihen.

Vonbuns Doppelstellung als Arzt und Ergründer des Volkslebens entsprang die Abhandlung (IV, 1): „Eigenthümliche, die Gesundheitsverhältnisse betreffende Ausdrücke und Redensarten“; später (V, 479) folgte eine Fortsetzung. Es konnte bei der günstigen Fügung der Umstände hierüber wohl niemand unterrichtender schreiben als unser Schrunser Doctor. Weil er aber von den Tagen der Kindheit an die landwirtschaftlichen Verhältnisse der Bergbewohner kannte und nunmehr im Mittelpunkte eines durch seine Viehzucht weithin berühmten Gebietes lebte, veröffentlichte er in erschöpfender Weise auch: „Eigenthümliche auf die Vieh- und Alpenwirtschaft bezügliche Wörter und Redensarten“ (V, 484). Der Aufsatz gliedert sich in drei Theile, welche über die „Thiere“, die durch die Milchwirtschaft gewonnenen „Erzeugnisse“ und die „Geräthschaften“ handeln.

Umfassendere Gegenstände berühren die zumeist erwähnten und von Bergmann besonders hervorgehobenen Ausführungen: „Einige Bemerkungen über die Mundart im vorarlbergischen Thale Montavon“ und „Ueber die Mundart der Walser in Vorarlberg“ (IV, 319, 323). Dem letztern Aufsätze sind als Proben die Sagen: „Der wilde Mann“ und „Die drei Stände“ beigegeben¹⁾.

Diesen verdienstvollen Darlegungen schließt sich im sechsten Bande (1859, S. 218) an: „Einiges aus der Lautlehre des alemanisch-schwäbischen Dialectes in Tirol und Vorarlberg“. Erst in neuerer Zeit ist man durch die Bemühungen Weinholds, Birlingers und besonders Perathoners auf diesem Gebiete weiter vorgedrungen.

Ueber den Wert der Einsendungen Vonbuns für Frommanns Zeitschrift sprach sich deren Herausgeber wiederholt sehr anerkennend aus und nannte sie „sehr willkommen“. Am 22. Juni 1857 meint er mit Recht: „Gewiss muss Sie freuen, was Jac.

¹⁾ »Der wilde Mann« s. unten S. 61; »Die drei Stände« ebend. S. 25, sowie die erste Ausgabe S. 34, die zweite S. 31.

Grimm mir unlängst geschrieben: „Ausgezeichnet sind die Beiträge von Woeste, lobenswert die von Lexer und Vonbun“. Einem solchen Lobe, welches seinen Ursprung dem größten Meister deutscher Alterthumskunde verdankt und unsern Forscher über manchen mitstrebenden Genossen emporhebt, brauchen wir wohl nichts weiter hinzuzufügen¹⁾.

Simrock hatte Vonbun in seiner früher mitgetheilten Zeitschrift auch an Wilhelm Grimm und Moriz Haupt gewiesen. Er befolgte den Rath und schickte fast zu gleicher Zeit wie an Pfeiffer einige Sagen an Grimm. Dieser antwortete am 19. December 1855, er habe die Sagen mit Vergnügen gelesen und Haupt übergeben, der sie in seiner Zeitschrift erscheinen lassen werde; auch weitere Mittheilungen würden willkommen sein. Daran schließt sich die Mahnung, Vonbun möge in seinen Bemühungen, die Ueberlieferungen der Heimat aufzufassen, nicht ermüden²⁾.

Trotz dieser Zusicherung gieng aber manches Jahr zur Rüste, bis der Beitrag kam. Erst der elfte Band von Haupts „Zeitschrift für deutsches Alterthum“, der 1859 abgeschlossen wurde, brachte denselben unter der Ueberschrift: „Aberglauben und Sagen in Vorarlberg“. Eine Einleitung bespricht das Wesen der Bütze und die Verzweigung dieses Geschlechtes; hieran knüpft sich ein halbes Dutzend einschlägiger Sagen³⁾.

Indessen hatte Vonbun den Drang gefühlt, die stattlich angewachsene Schar erbeuteter Sagen in Richt und Reihe zu stellen und durch eine Neuauflage der Heimat und Fremde vorzuführen. Das Buch wurde unter dem Titel: „Die Sagen Vorarlbergs“ 1858

¹⁾ S. Frommanns Brief unter den »Beilagen« Nr. 7.

²⁾ S. den Brief Wilhelm Grimms als Beilage Nr. 6.

³⁾ Einleitung und Sagen haben ihren Platz gefunden in den »Sagen Vorarlbergs« S. 20 ff. und unten S. 57. In Haupts Zeitschrift stehen die Ausführungen über das »Doggi« und die Erzählungen von den Bützen auf der Walsen Alpe Fludriga (hier in Mundart), auf der tannbergischen Jörgenalpe, auf Spullers und auf der Nonnenalpe, sowie die zu Nüziders heimische Geschichte von dem Hausbutze und dem Schuster.

in Innsbruck bei Wagner verlegt, ohne sich als dritte Auflage zu bekennen. Es sollte durch diese Verleugnung der Vorfahren wohl angedeutet werden, dass das Werk ein wesentlich neues sei. In der That kann es auch als solches gelten. Dies zeigt schon sein Umfang; die Zahl der Sagen ist mehr als verdoppelt, so dass die frühern Ausgaben nur Hefte brachten, während wir jetzt ein wirkliches Buch vor uns sehen, wenn auch nur ein ziemlich schmalrückiges. Auch die Gruppierung und Behandlung des Gebotenen ist strenger und wissenschaftlicher geworden. Ein kurzes „Vorwort“ belehrt über Vorarlberg, sein Verhältnis zur Sagenwelt und seine Mundarten, in deren alterthümlicher Wat auch jetzt ein großer Theil der Erzählungen einherschreitet.

Diese selbst bilden zwei Treffen: „Märchen“ (oder wie man sie häufig nennt: „Mythen“) und „Sagen und Legenden“. Die „Märchen“ sind nach der Verwandtschaft ihres Inhaltes in neun Abtheilungen gesondert. Durch Einleitungen zu diesen und durch Bemerkungen zu den einzelnen Stücken soll für den Leser ein allgemeinerer Standpunkt und gelegentlich ein Einblick in die mythologische Bedeutung der Sagen gewonnen werden. Die mundartlichen Märchen sind in der alten rührenden Einfachheit erzählt, auch die dichterisch eingekleideten durch volksthümliche Haltung ausgezeichnet. Wenn ein Kritiker lieber alle Sagen in ungebundener Rede gewünscht hätte, so muss man fragen, welche Stoffe denn ein Dialectdichter wohl passender wählen könnte? Die Bezeichnung der mundartlichen Laute wird nun von Vonbun im Anschluss an Frommanns Zeitschrift viel genauer genommen als früher, doch gieng er darin wohl zu weit und schreckte dadurch und durch etliche andere Eigenheiten seiner Wortschreibung die Leser aus den eigentlichen Volkskreisen ab. Den Schluss des Buches bildet ein Glossar, das sich mit den „Wort-erklärungen“ der Hefte nicht mehr vergleichen lässt, fleißig gearbeitet ist und mannigfache sprachliche Auskunft ertheilt.

Die Beurtheilung des Buches in den hiezu berufenen Blättern war denn auch eine günstige. Wir erwähnen nur etliche. Frommann selbst zeigte in seinen „Deutschen Mundarten“ (V, 234) die neue Sammlung des, um die Sagenforschung seines Heimat-

landes auch sonst noch“ verdienten Mannes an und betonte, dass „der große Wert, den diese gut gewählten Stücke an und für sich haben“, durch erklärende Einleitungen und Anmerkungen und vornehmlich durch die Einkleidung sehr vieler Sagen in das Gewand der Volkssprache erhöht werde; das Buch habe eine ganz besondere sprachliche Bedeutung. — Pfeiffer tadelt zunächst, dass dem Begriffe „Märchen“ ein so weiter Umfang eingeräumt worden. „Unter den schönen Mittheilungen bis Nr. 74 sind etwa fünf Märchen im gewöhnlichen Sinne zu finden, alle übrigen sind trefflich erzählte sinnige Sagen. Fanggen und wilde Leute, Bergmännlein und Venediger, Bütze und Teufel, das Nachvolk und Geister, weiße Frauen, Schätze und Schlangen werden uns vorgeführt. Die Sagen sind mit Umsicht in Gruppen geordnet und mit kurzen und treffenden Bemerkungen versehen. Grimms Mythologie dient als Schlüssel . . . Es würde uns ein näheres Eingehen auf einzelne Sagen zu weit führen. Vonbun erzählt vieles sehr trefflich im Dialecte seiner Heimat, wodurch das Buch neuen Reiz und einen doppelten Wert erhält. Wir wünschen, dass er seine Sammlungen fleißig fortsetze und auch eine Lese dortiger Kinderreime und Volkslieder bald veranstalte“.

Dass auch in den heimischen Blättern sich lobende Stimmen vernehmen ließen, ist selbstverständlich. Der „Bote für Tirol und Vorarlberg“ brachte eine längere Besprechung, wohl aus der Feder Zingerles. Nach ihm hat Vonbun durch seine frühern Sagensammlungen und seine Beiträge in den oben erwähnten Zeitschriften so Schätzenswertes geleistet, „dass sein Name in ganz Deutschland einen sehr hellen Klang hat“, — ein Urtheil, das wir erst dann unterschreiben können, wenn es sich nur auf Vonbuns Würdigung im gelehrten Kreis der Germanisten beziehen soll. „Mit rastlosem Eifer strebt er vorwärts und zeigt einen unverkennbaren Fortschritt in seinen Schriften. Der vorliegenden Sagensammlung gebürt unter ihnen die Krone und ein ehrenvoller Platz in der Reihe ähnlicher Sammelwerke“. Nun wird noch die feine Wahl und Ordnung der Sagen, ihr Goldgehalt für den Mythologen und die Meisterschaft in der Erzählungskunst gerühmt.

Die Ausstellungen, welche die Kritiker vorbringen, berühren nicht den eigentlichen Wert des Buches und sind entweder unbegründet, oder erklären sich aus dem entlegenen Wohnorte des Verfassers. — So rügt Frommann manche Lücken im Glossar, fordert aber dabei Verhochdeutschungen von Wörtern, die wohl jeder versteht, weil sie schon längst in die Schriftsprache übergegangen sind. Wer wird z. B. Ausdrücken wie Herzkäferle, Jochfahrer, Schrofen, Schnappsack u. s. w. erst im Wörterverzeichnis nachspüren? Pfeiffer und Zingerle wünschen eine größere Berücksichtigung der einschlägigen Sagenliteratur in den Anmerkungen und heben hervor, dass Stöbers Sagen des Elsaßes am fleißigsten benützt wurden; aber der erstere fügt hinzu, dieses Gebrechen möge „theilweise“ durch den abgeschiedenen Landaufenthalt des Verfassers entschuldigt werden, und der letztere will den Mangel nur deshalb nicht verschweigen, „da Vonbuns Werk sonst so große Vorzüge besitzt und möglichste Vollendung anstrebt“. — Ein aufmerksamer vorarlbergischer Leser würde erachten, dass der Norden des Landes weit weniger berücksichtigt wurde als der Süden. Auch dieser Umstand erklärt sich leicht aus Vonbuns persönlichen Verhältnissen; er hauste ja durch sein ganzes Leben mit Ausnahme der Innsbrucker, Münchner und Wiener Universitätsjahre im südlichen Landestheile und konnte sich von Schruns wegen seines ärztlichen Berufes nur selten entfernen; es dürfte ihm aber schwer gefallen sein, in den andern Gegenden der Heimat passende Mitarbeiter zu gewinnen. Später haben Vernaleken, Felder und Elsensohn diesen Ausfall zu decken getrachtet¹⁾.

¹⁾ Die Sagen Vorarlbergs setzen sich zusammen aus 45 Stücken aus dem Walgau, 22 aus dem Montavon, 15 aus dem großen Walsertal, 5 aus dem Klosterthal, 2 aus Damüls, 1 aus Laterns und 1 aus Liechtenstein, dann 12 aus dem Unterland, 4 aus dem hintern Bregenzerwald, 4 aus dem kleinen Walsertal, 2 aus dem Vorderwald und 1 vom Tannberg; somit stehen 91 Sagen des Südens 2:3 aus dem Norden gegenüber. — Ist es dem Schreiber dieser Zeilen gestattet, zu bemerken, dass er Vonbuns „Sagen“ schon 1858 als junger Gymnasiast in Salzburg kennen lernte, und dass sie von dort an zu seinen Lieblingsbüchern gehörten? Durch Vonbun ward ihm die erste Offenbarung über das Wesen >der Volksseele< zutheil. Er las

Vonbun selbst überschätzte sein Buch nicht; er sah vielmehr die Sammlung als „einer sorglichen Nachlese höchst bedürftig“ an und fuhr unermüdet in der Erfüllung seiner Aufgabe fort. Schon der sechste Band (1859) von Frommanns Zeitschrift brachte neue Venediger- und Nachtvolksagen, und bereits 1862 trat er abermals mit einem Werke hervor. Die „Beiträge zur deutschen Mythologie“ (Chur, Hitz) wurden „gesammelt in Churrhätien“, und die ziemlich stoffreiche Gabe haben wir wohl als die Lösung des alten Versprechens anzusehen, die Forschung auch auf einen andern Theil „des ehemaligen Herzogthums Alemannien“ zu erstrecken. Das Fürstenthum Liechtenstein war bis dahin in der Sagenliteratur gar nicht und Graubünden „nur spärlich“ vertreten. Diesen Gebieten hatte Vonbun sein Augenmerk zugewandt und daneben auch fleißig in Vorarlberg geschürft. Um den Stoff aus jenen noch schier jungfräulichen Gebieten einzuheimsen, durchlas er Ulrich Campels „Zwei Bücher rhätischer Geschichte“, Tscharners „Canton Graubünden“, Alfons von Flugis „Graubündner Sagen“, Kaisers „Geschichte des Fürstenthums Liechtenstein“ sowie Leonhardis „Bündnerische Monatsschrift“ und den Unterhaltungstheil der „Wochenzeitung“. Er wandte sich auch mit brieflichen Anfragen, die freundlichst erwidert wurden, an graubündnerische Persönlichkeiten, und da scheint besonders Fortunat Sprecher von Bernegg, Bundesstatthalter in Jenins, reichliche Auskünfte gegeben zu haben, auch den Pfarrer Kind in Saas nennt er an einer Stelle des Buches. Endlich spricht Vonbun von „Wanderungen durch diese Reviere“, ohne dass sich, wenn wir Graubünden ins Auge fassen, der Zeitpunkt derselben genauer bestimmen ließe. Seit seiner Vermählung war er nicht mehr dort, somit müsste man an die kurze Weile seines Aufenthalts als Arzt in Feldkirch oder gar an die Studentenjahre denken.

manche Stunde mit seinem Freunde Anton Rußegger, jetzt Bergwerksdirector im oberösterreichischen Wolfsegg, im Buche, und als sie noch im gleichen Jahre eine Fußreise nach Bregenz unternahmen, betrachteten die Wanderer in jugendlicher Begeisterung manchen Punkt des schönen Landes Vorarlberg, an den sich eine ihnen durch Vonbun vermittelte Volksüberlieferung knüpfte.

Abgesehen von der Erweiterung des Schauplatzes der Erzählungen unterscheiden sich die „Beiträge“ vom früheren Werke durch die Art der Darstellung. In diesem waren die Sagen einfach geboten, nach dem Inhalte geschart und durch kurze Einleitungen und Anmerkungen erklärt; in jenem finden wir eine Reihe von Abhandlungen, welche an der Hand von Jakob Grimms grundlegendem Meisterwerke und Wilhelm Mannhardts bedeutender „Götterwelt“ gleichsam eine Mythologie Churrhätiens liefern, so dass die Sagen vollständig in das Gewebe verflochten sind und die Belege für die aufgestellten Behauptungen bilden. Durch diese Anlage wird es dem Verfasser unmöglich, die mundartliche Darstellung in ausgedehntem Maße zu verwenden; gewiss ein Verlust, obgleich seine gewandte Feder auch hochdeutsch nach dem Ausspruche eines scharfen Kritikers „ungemein treuherzig und anschaulich erzählt“. Dagegen ist es ein Vorzug, dass auf Kinderlied und Kinderspiel, Glauben und Aberglauben, Volksgebräuche und Volksräthsel mehr als früher geachtet wird. Am meisten gelungen scheinen uns die Abschnitte über die elbischen Wesen: den Schrättlig, das Doggi, die Dialen, besonders aber die Fenken und Bütze, dann auch die Abtheilung über das Hexenwesen. Im ganzen würde nach unserer Ansicht die frühere Behandlungsweise gleichwohl den Vorzug verdienen, indem bei ihr das Hauptgewicht auf den Sagenschatz selbst fällt und dieser Ausfluss ewig frischer Volkspoesie nimmer veralten kann, während das aufgeführte mythologische Gebäude der Verwitterung unterliegt, und da es auf dem schwanken Boden einer annoch jungen Wissenschaft errichtet ist, leicht gänzlich in Trümmer fallen kann.

Die germanistische Welt nahm auch die „Beiträge“ freundlich auf. Von Zingerles Besprechung in Pfeiffers „Germania“ (VII, 383) erwähnen wir nur, dass sie trotz einzelner Bemäkelungen das Ganze „mit feinem Sinne, großer Wärme und vielem Geschmacke“ geschrieben nennt. Sehr anerkennend berichtet der verdienstvolle A(dalbert). K(uhn) in Zarnckes „Literarischem Centralblatt“ (1862, 727). Er deutet zunächst auf Vonbuns frühere Sagensammlungen hin, durch die sich der Verfasser einen

guten Namen gemacht, „da seine Mittheilungen sowohl in Form als Inhalt trefflich waren“. In der neuen Schrift suche er, „den Zusammenhang der in den einzelnen Sagen auftretenden Gestalten mit anderweitigen mythischen Persönlichkeiten nachzuweisen“, wobei er „im ganzen mit Besonnenheit und Umsicht“ verfare und sich „meist eng“ an Grimm anschließe. Auch diesmal bringe er wieder eine Menge trefflicher Züge. Besonders wolle der Berichterstatter den Abschnitt über die Fenken rühmen, der sehr viel Neues herbeischaffe. Auch die übrigen Capitel enthielten noch vieles Bemerkenswerte, und er wolle das Büchlein bestens empfohlen haben.

In den folgenden Jahren blieb Vonbun nicht minder seinen auf die Erforschung des Volksthums hinzielenden Bestrebungen treu und stellte gegen das Ende seines Lebens die Sammlung von „Sagen Vorarlbergs“ druckfertig, die erst jetzt ausgegeben wird. Mit dem 1858 erschienenen Buche verglichen, zeigt das neue Werk einen mehr als verzweifachten Umfang. Gleichwohl wurde die „Nachlese“ mit der nöthigen Sorgfalt betrieben. Bei der Darlegung der bezeichnenden Züge der einzelnen Gruppen mythischer und sagenhafter Wesen sowie bei der erläuternden Deutung verleugnet er nicht die von seinen Beurtheilern mehrmals gepriesene Vorsicht. Da er von der in den „Beiträgen“ beliebten Berichterstattung in fortlaufender Rede abgeht, so treffen wir auch wieder die schönen mundartlichen Erzählungen, welche wie die hochdeutschen Geschichten, losgelöst von einschränkender Betrachtung, neuerdings ihre erfreuliche Selbständigkeit erringen.

Beschäftigten sich die bisher aufgezählten Schriften Vonbuns mit seiner Landsleute Mundart und Ueberlieferungen, so tritt bei der zweiten Gruppe derselben das Land in den Vordergrund. Der früheste Versuch landschaftlicher Schilderung und mit dieser verbundener culturgeschichtlicher Betrachtung fand seinen Platz 1864 in der weitverbreiteten „Gartenlaube“ (S. 794 ff.) unter der Ueberschrift: „Der fahrende Krautschneider“. Unter diesem Krautschneider haben wir uns einen aus dem Montavon zu denken. Ein zweiter Aufsatz stand in demselben Blatte 1865

(S. 652 ff.) und führte den verlockenden Titel: „Ein verstecktes Paradies“. Gemeint ist das Montavon, jenes reizende Hochthal, das dazumal noch so wenig besucht war, seit etwa siebzehn Jahren aber gar viele gemüthliche Sommerfrischler und rascher enteilende Wanderer beherbergt hat. Mathias Schmid, der damals noch schier unbekannt, heute jedoch hochgeschätzte Maler aus Paznaun, verbrachte in den Sechziger Jahren manchen Sommer in Schruns und gehörte somit zu den guten Bekannten Vonbuns. Er lieferte für dessen Aufsätze Bilder, welche einen Krautschneider und Montavonerinnen, letztere im Feststaat und in der Alltagstracht veranschaulichten¹⁾.

1868 erschien das Büchlein: „Feldkirch und seine Umgebungen.“ Vonbun nennt es eine „historisch-topographische Skizze“, einen „Führer für Einheimische und Fremde“. Er benützte als Grundlage für seine Arbeit, abgesehen von eigener Forschung und Anschauung, die geschichtlichen Werke von Bergmann und Kaiser und die Schilderungen von Steub, Schnars und andern. Die „Umgebungen“ Feldkirchs begreifen hier das ganze obere Vorarlberg und das Fürstenthum Liechtenstein in sich; so werden wir nicht nur auf die Hohenemser Schlösser, in das Walsenthal und in das Montavon, sondern auch auf die länderbeherrschenden Warten der Hohen Kugel, des Hohen Fräschens und der Scesaplana geführt. Da Vonbun das gesammte Gebiet und zwar an manchen Stellen vom Grund bis zum Grate kannte, so möchte man eine vollkommene Selbständigkeit der Beschreibung und Erzählung erhoffen; in dieser Hinsicht ist jedoch die kleine Gabe nicht gleichmäßig gerathen. Manche Seite ist fein mundender „Eigenbau“, zumal in der Behandlung des Montavons und des Walserthales; anderwärts ließ sich

¹⁾ Der zweite dieser Aufsätze bringt den Namen des Verfassers nicht, es wurde aber mit Recht allenthalben im Lande Vonbun als solcher vermuthet und genannt. Dem Kenner Vonbun'scher Schreibweise kann es indes nicht entgehen, dass in das schone von ihm entworfene Bild ein offenbar von der Leitung des Blattes Gerufener, jedenfalls aber nicht Berufener etliche ziemlich unglückliche Züge hineingezeichnet und das ganze recht misslich übertönt hat.

der Verfasser durch das Beispiel von Schnars verleiten, sich bis in die Einzelheit des Ausdrucks seinen Vorläufern anzuschmiegen, so dass man an einigen Stellen in Ermangelung von Anführungszeichen nicht weiß, wo „Steub“ aufhört und „Vonbun“ beginnt. Dass eine solche Benützung der Vorgänger durch deren Nennung im Vorworte gerechtfertigt sei, wird niemand behaupten wollen. Im ganzen ist aber das Büchlein wohlgeordnet und liefert auch vielen geschichtlichen Stoff, der nicht ohne Mühe aufzutreiben war; einzelne Irrthümer können nicht Verwunderung erwecken.

Als durch den 1869 genehmigten Bau der Vorarlberger Bahn von Lindau nach Bludenz ein regerer Fremdenverkehr zu erwarten stand, wollte Vonbun einer voraussichtlichen Frage nach einer neuen Schilderung des Landes entgegenkommen und beschäftigte sich mit einem Werke, das hauptsächlich den Naturschönheiten der Heimat huldigen sollte. Er hatte auch einen beträchtlichen Theil desselben vollendet, als der Tod ihn abrief. Amthor in Gera, der 1870 die reichhaltige Zeitschrift: „Der Alpenfreund“ herauszugeben begann, wollte den Verlag übernehmen. Da das Buch, so zeitgemäß es auch schien, von niemanden vervollständigt und gefeilt wurde, so traten nur zwei Bruchstücke im „Alpenfreund“ in die Oeffentlichkeit¹⁾.

¹⁾ »Auf der Vallölla«: »Alpenfreund« I, 145 ff.; »Der Piz Buin« II, 207 ff. Außerdem treffen wir in dieser Zeitschrift aus »Feldkirch und seine Umgebungen« abgedruckt: »Von Bludenz auf die Scesaplana« I, 224 und »Die Montavoner Krautschneider« I, 69. — Ein kurzer Nachruf an den Verstorbenen steht I, 256. — Auch an den Landesblättern war Vonbun ein zeitweiliger Mitarbeiter. Seiner Betheiligung am »Phönix« wurde schon gedacht. Vielleicht stammt aus seiner Feder der Aufsatz von Philaethes Arolan: »Wie werden Bücher gemacht?« (I, 218) und »Aus Vorarlberg« (Funkenbrennen am Kuechle-Sonntag, 1851, S. 94). Jedenfalls ist die Beurtheilung von Schnars, »Der Bodensee und seine Umgebungen« in »Boten f. T. u. V.« (1856, S. 1211) von ihm. — Auch in der »Vorarlberger Landeszeitung« und in der »Feldkircher Zeitung« stehen kleine Aufsätze Vonbuns. Wir erinnern hier an seine Kritik von F. M. Felders »Nümmamüllers und das Schwarzokaspale« (Landeszeitung 1864, Nr. 29 und 30), gegen welche Caspar Moosbrugger (in Nr. 40) auftrat. Dieser war damals als Beamter in Schruns, und nachdem Vonbun dessen Erwidrerung gelesen, kam er lachend zu ihm, erklärte sich für besiegt, lobte des Gegners gefällige Sprache und lud ihn ein, mit ihm das »Feuilleton« der Landes-

Manchmal hatte sich Vonbun mit Anfragen an J. S. Douglass, Fabriksbesitzer im walgäuischen Thüringen gewandt, der ein vorzüglicher Kenner und einer der kühnsten Bergsteiger des Landes war. Der vielseitig gebildete Schotte stellte sein Wissen gerne zur Verfügung. Mit gleich großer Gefälligkeit unterstützte ihn F. J. Battlogg, damals Frühlmesser in Gashurn, ein namhafter Verehrer und Bezwinger der schroffsten Höhen der Silvretta und des Rhätikons.

Eine dritte Seite der schriftstellerischen Thätigkeit Vonbuns kann hier nur gestreift werden. 1862 war in Vorarlberg ein „Landwirtschafts-Verein“ entstanden, der gar bald unter der umsichtigen Leitung seines Vorstandes, des gegenwärtigen Landeshauptmannes Karl Grafen von Belrupt-Tissac, eine tüchtige Wirksamkeit entfaltete. In den Ausschuss war auch Vonbun gewählt worden. Da wurde nun geplant, belehrend auf die Jugend und die bildsamen Leute späterer Altersstufen einzuwirken. Zu diesem Zwecke sollte ein alle Theile der Landwirtschaft umfassendes und durchaus volksthümlich gehaltenes Handbuch geschaffen werden und einzelne Mitglieder des Ausschusses die für sie bestimmten Hauptstücke bearbeiten. In Vonbuns Bereich ward die „Viehzucht“ gewiesen, ausgenommen die Pferdezucht, welche Belrupt behandelte, und diese Abtheilung des Werkes erschien denn auch 1864 in einigen Heften, während der Rest niemals geliefert werden konnte, da die meisten der aufgestellten Mitarbeiter ihre Aufgaben nicht lösten. Vonbun besprach Rind, Schaf, Ziege, Schwein und Federvieh (Huhn, Ente, Gans) und lehrte die Beurtheilung, Züchtung, Haltung und Nutzung dieser Thiere. Als im Jahre 1869 eine Zeitschrift: „Mittheilungen des vorarlbergischen Landwirtschafts-Vereines an seine Mitglieder“ entstand, musste auf das Drängen Belrupts zunächst wieder Vonbun seine Feder zur Verfügung stellen und manche Seite füllen. Der Gegenstand, den er zum allgemeinen Frommen beleuchtete, waren „Die Rindvieh-Racen des

zeitung zu bearbeiten. »Sicher ein schöner Zug von ihm«, meint Moosbrugger mit Recht.

europäischen Continents“. Das Ackerbau-Ministerium hatte dem Vereins-Ausschusse Staatsmedaillen für landwirtschaftliche Verdienste überlassen, und dieser erkannte in seiner Sitzung vom 28. September 1869 zu Götzis die erste derselben einstimmig Vonbun zu „für dessen schon wiederholt bewiesenen Eifer in Förderung der Vereinzwecke auf dem Gebiete des landwirtschaftlichen Wissens“¹⁾. Graf Belrupt, der zu jener Zeit öfters mit Vonbun in Berührung kam, hat ihm ein gutes Andenken bewahrt; er nennt ihn einen Vorarlberg mit Leib und Seele ergebenen Mann, der allen Bestrebungen, das wirtschaftliche Wohl des Landes zu fördern, seine lebhafteste Theilnahme zuwandte.

Diese gewährte Vonbun überhaupt jedem, der sich in irgend einer löblichen Weise als Schriftsteller oder Forscher mit Vorarlberg beschäftigte. Hierin unterschied er sich zu seinem Vortheile ganz wesentlich von jenen gelehrten Neidhammeln, die ein Land als ihr ausschließliches Gebiet betrachten, ihre Vorgänger bei jeder guten oder übeln Gelegenheit verkleinern, mitstrebende Zeitgenossen begeifern und anrückende Nachfolger abzuschrecken suchen. Vonbun war vielmehr bereit, sich gleichsam in die Dienste anderer zu stellen und für dieselben zu forschen und zu fragen. Wir erwähnen nur, wie er sich in dieser Hinsicht Lorinser und Bergmann gefällig erwies.

Dr. Friedrich Wilhelm Lorinser, Primararzt am Allgemeinen Krankenhause auf der Wieden in Wien, wurde zwar 1817 zu Niemes in Böhmen geboren, entstammt jedoch einem montavonischen Geschlechte. Als ihn 1864 durch den Tod seines einzigen Sohnes der härteste Schlag seines Lebens traf, fand er nach seiner eigenen Darstellung „nur in angestrongter und ununterbrochener Thätigkeit das Mittel“, seinen Schmerz zu bemeistern. Der schon früher vielfach auf dem Gebiete der Heilkunst und Pflanzenkunde schriftstellerisch thätige Gelehrte sammelte nun auch geschichtliche Nachrichten über seine Familie, nach deren Herkunft und Schicksal der Verstorbene sich oft lebhaft erkundigt hatte. Um

¹⁾ Man vgl. Nr. 10 der oben erwähnten »Mittheilungen« (November 1869), S. 118.

seinen Zweck zu erreichen, musste Lorinser in den nächsten Jahren wiederholt nach Vorarlberg reisen, durchspähte die Archive in Bludenz und fahndete anderwärts nach urkundlichen Belegen. Bei diesen Musterungen gewann er allmählich auch Kenntnis von den übrigen heimischen Geschlechtern und von Einrichtungen und Begebenheiten, die eine gewisse culturhistorische Bedeutung bargen. Auch solche Nachrichten sollten dem Werke beigegeben werden, und so reiften die „Gedenkblätter der Familie Lorinser mit culturgeschichtlichen Bemerkungen über Bludenz, Sonnenberg und Montavon in Vorarlberg, Schussenried in Württemberg und Niemes in Böhmen“ (Wien, 1868). Das sehr beachtenswerte Buch enthält auch mehr als hundert walgäuische und montavonische Wappen und mühsam zusammengetragene Nachrichten über die betreffenden Sippen. In dieser Angelegenheit erprobte sich nun Vonbun als ein vorzüglicher Helfer. Er empfing Lorinser, als er nach Schruns kam, mit der größten Freundlichkeit, wies demselben Mittel und Wege zur Verfolgung seines Zweckes und ermüdete auch nach der Rückkehr des Gelehrten nicht in der Förderung des Unternehmens. Er stöberte Urkunden und Wappenbriefe auf, und manche wertvolle Sendung gieng nach Wien. Aus vollster Ueberzeugung schrieb ihm denn Lorinser: „Sie sind und bleiben meine wichtigste Stütze in Vorarlberg, nehmen Sie meinen besten und aufrichtigsten Dank dafür!“ Auch jetzt noch erinnert er sich gerne seines Verhältnisses zu Vonbun. Sie machten, wie er erzählt, selbender oft große Gänge, und der schlichte Landarzt bewährte sich als anziehender Gesellschafter. Er sprach gern und gut in römischer und griechischer Zunge und las mit Freude die Alten. Homer geleitete ihn häufig auf den manchmal weiten Fahrten zu kranken Bergbewohnern.

Vonbuns frühere Beziehungen zu Bergmann sind oben dargestellt. 1848 gieng des letzteren Sohn Karl, wie auch bereits erzählt ward, mit jenem auf vier Monate nach Vorarlberg; es trat aber dann eine Entfremdung zwischen beiden Männern ein, die jedoch nicht auf die Dauer anhielt. Der Briefwechsel dieser heimischen Forscher ist leider fast ganz verschwunden; es liegen

mir nur drei Schreiben Bergmanns vor, welche indessen genügen, um den herzlichen Ton und den ziemlich regen Verkehr, der zwischen beiden herrschte, nachzuweisen. Im Sommer 1858 muss Bergmann in Schruns gewesen sein. Am 14. December berichtet er aus Wien über seine Heimreise. Er war von Feldkirch aus über Näfels nach Zürich zu Meyer von Knonan, dann nach Einsiedeln zu Gallus Morell und nach Solothurn zur Versammlung der schweizerischen Historiker gegangen und hierauf über Basel, Freiburg, Stuttgart, München und Salzburg nach St. Florian geeilt, wo sein Karl als Chorherr lebt. Am 23. September fuhr er mit diesem „stromab“ zur Philologenversammlung. Viele Geschäfte ließen ihn seit der Heimkehr nur selten an seiner Geschichte der Emser arbeiten. Nach Beendigung derselben will er sich dem vorarlbergischen Idiotikon zuwenden. Auf Vonbuns Wunsch sendet er ihm eine Abschrift von Pfeiffers Urtheil in der „Germania“ über die „Sagen“. In wenigen Wochen seit der Rückkunft nach Wien hatte Bergmann acht ihm näher oder ferner stehende Freunde verloren, unter diesen Meyer von Knonau, besonders aber Chmel, dessen Tod ihn am schmerzlichsten berührte. Dieser gelehrte Florianer Chorherr hatte den Freund mit seiner Frau Luise getraut und dessen Kinder Johanna und Ernst getauft. Die Botschaft schließt mit Neujahrswünschen und Grüßen und der liebenswürdigen Unterschrift: „Wie immer Ihr alter B— an“.

Der zweite Brief vom 20. November 1867 erwähnt zuerst eines schmerzlichen Furunculus an der rechten Hand, welchen Dr. Lorinser, „ein eingefleischter Vorarlberger“, behandelte. Vonbun hatte an Bergmann Auszüge aus den älteren Schreiben zur Erinnerung an frühere Jahre geschickt. Sie erpressen diesem den Seufzer: „Ach, wie die Zeiten sich ändern, ad deteriora ruimus“. Tags vorher hatte er in seinem Hause ein Jubiläum gefeiert, da er vor fünfzig Jahren bei Dr. Wagner als Hofmeister eingetreten war und seither „die verwandte Familie von Pratobévera“ kannte. Unter den zwölf Anwesenden war er mit seinen einundsiebzig Jahren (geb. 13. November 1796) der

älteste. Ein von ihm früher verfasstes lateinisches Distichon ändert er mit Rücksicht auf die entfesselte Parteiwuth:

Fervescunt animi, discors concordia regnat,

Omnia concurrunt, ut ruat Imperium,

„was Gott verhüten möge!“ — Nach einer kurzen Meldung über den Lebensgang seines Sohnes Ernst kommt er auf seine „Landeskunde Vorarlbergs“ zu sprechen. Sie war schon vor einem Jahre druckfertig, er hat sie aber nochmals umgearbeitet und um die Hälfte besonders im topographischen Theile erweitert. Dabei bedauert er, über das „Montavon“ den wenigsten Stoff zu besitzen, und stellt Anfragen über Patennen, Valcastiel und die Mundart des Thales. Im December soll das Setzen beginnen. — Seinen Urlaub hatte er größtentheils im Bregenzerwalde genossen, wo es der Frau und Tochter „sehr wohl“ gefiel. „Von Feldkirch kamen wir nicht weiter in den Walhengau hinein wegen der enormen Hitze . . . Das nächstemal!“

Die letzte Zuschrift Bergmanns an Vonbun stammt vom 20. Februar 1870 und beginnt mit dem bezeichnenden Eingang: „Seit mehr als einem Jahre haben wir keine Zeile gewechselt und mich treibt die Sehnsucht, wieder etwas von Ihnen zu hören, wie es Ihnen und den Ihrigen geht“. Nach einer kurzen Erwähnung des eigenen Befindens, der Studien und der Stellung Ernsts und der Sommerfrische im „reizenden Kitzbühel“ äußert er die Absicht, „bei längerem Tage“ das Idiotikon zur Hand zu nehmen, und will in Zweifeln sich an des Adressaten „freundliche Güte“ wenden. Mit den Urtheilen über die „Landeskunde“ kann er zufrieden sein; er bereitet nach und nach eine vermehrte Ausgabe vor, in welcher besonders die dritte Abtheilung zu größerer Geltung gelangen soll. — „Oefter ist von Ihnen die Rede, wenn ich mit Frau Felicie von Haslinger, geb. Baronin von Vesque, Ihrer Schülerin, bei meinem Schwager, dem Landmarschall von Pratobévera, . . . zusammenkomme. Hie und da sehe ich sie auch im Belvedere. Sie lässt sich freundlich in Ihr Gedächtnis zurückrufen. — Unsere Zeiten liegen im Argen; nehmen Sie mein Distichon:

Fervescunt animi, in castris erratur utrisque,
 Concilium sapiens corda reconciliat!

Ein weises Concil möge beide Lager, das clericale und das der Laien versöhnen, aber:

Concilium insipiens non corda reconciliabit“.

Die Unterstützung, welche Vonbun seinem alten Gönner angedeihen ließ, bezog sich namentlich auf das lang ausgeheckte, aber nicht vollendete Idiotikon. Wenn nun seine handschriftlichen Beiträge nicht so reichhaltig waren, als man vielleicht vermuthen möchte, so hat das wohl seinen Grund in dem Umstande, dass er die wichtigsten Ergebnisse seines Sammeleifers ja schon früher im Drucke erscheinen lassen. Die obigen Briefe Bergmanns aber zeigen, dass der spätere Verkehr der beiden Männer nicht etwa nur auf wissenschaftliche Forschung sich bezog, sondern der Ausdruck alter Zuneigung und edler freundschaftlicher Gesinnung war.

Widmen wir noch Vonbun, wie er sich im bürgerlichen Leben zu Schruns gehabte, einige Zeilen! Dass er die Heilkunde sich nicht aus innerm Triebe zur Lebensaufgabe wählte, wurde bereits erwähnt. Auf geweckte, freisinnig denkende Köpfe konnten damals die andern akademischen Berufsarten in Oesterreich keine Anziehungskraft ausüben, und so war Vonbun mehr aus Abneigung gegen diese als aus Vorliebe für jene Arzt geworden. Er hatte sich indes als Schüler Skodas gewisse Grundsätze angeeignet, die er zum Heile seiner Schutzbefohlenen nimmer verleugnete, wenn auch darob mit dem alten Herkommen mancher Strauß zu bestehen war. Seine Vorgänger hatten das Volk an den übermäßigen Gebrauch von Arzneien gewöhnt; davon wollte Vonbun nichts wissen, sondern empfahl vielmehr eine naturgemäße Lebensweise: nahrhafte Kost, Reinlichkeit, frische Luft und gutes Wasser. Auch der Aderlass war bei den Leuten noch sehr beliebt, und er sollte nach einem im Montavon allenthalben verbreiteten Aberglauben besonders am Charfreitag ersprießlich wirken. Es kostete Mühe, die zuströmende Menge über diesen Unsinn aufzuklären, und mehr als eine alte Schrum-pel belferte gegen Vonbun, wozu er denn dann eigentlich da sei.

Freilich suchten nun gar manche auswärts oder bei Curpfuschern Zuflucht, allein andere ließen sich belehren und bewahren ihm noch jetzt ein dankbares Gedächtnis. Vonbun errang übrigens bald eine ziemlich bedeutende und anstrengende Kundschaft. Bei Tag und Nacht ward er oft genug auf die entlegensten Gehöfte gerufen, und es stellten sich nicht bloß Kranke aus dem ganzen Montavon, sondern auch aus den benachbarten Thälern Tirols in seine Behandlung. Dabei war er in seinen Ansprüchen bescheiden und gegen Arme ungemein menschenfreundlich. Dieser Umstand und die oben geschilderte Art seines Heilverfahrens konnten ihn nicht bereichern. „Für einen guten Rath zahlt der Bauer nicht viel, lieber für eine schlechte Medicin“, schreibt mir eine Freundin Vonbuns aus Schruns, und sie fügt hinzu, dass er, wenn sie diesen Punkt berührte, in seiner ihm eigenen heiteren Laune entgegnete: „Deshalb thuo immer 's Böngärtle noch, mit verköfa“. Er besaß nämlich bei seinem Hause ein schönes Baumgärtlein und hatte sein Vergnügen daran.

Wenn er also auch von der Ausübung seiner Kunst sich den Lebensunterhalt verschaffen musste, so lag ihm doch eine rücksichtslose Ausbeutung derselben völlig ferne. Dafür bereiteten ihm gute Heilerfolge große Befriedigung. So schreibt er am 1. Mai 1851 seiner Braut: „Mein Beruf, wenn auch beschwerlich, ist denn doch schön; eine einzige glückliche Cur erfüllt mit so freudiger Stimmung, dass man alle beschwerlichen Gänge und anderes Mühsal wieder vergisst“. Diese Vornehmheit der Gesinnung bewahrte Vonbun auch im Verkehr mit seinen Berufsgenossen; offen und redlich verhandelte er mit ihnen, während Heimtücke, Neid und Feindseligkeit ihm fernab lagen. So ist es leicht erklärlich, dass sich das „Landdöchterle“, „'s Vobüle“ — wie man ihn gewöhnlich koste — bei der Bevölkerung des Thales trotz einzelner zeitweilig hervortretender Schwächen eines unzerstörbaren Zutrauens erfreute.

Wie der Arzt war auch der Gesellschafter beliebt. Vonbun fühlte sich in den engen Verhältnissen von Schruns bald traulich angeheimelt und wusste bei seiner Kenntnis des Volkes und seiner Zuneigung zu demselben in jedem Kreise den richtigen

Ton anzuschlagen. Einzelne Stellen in den Briefen an Lucretia belehren uns über dieses rasche Einleben in die neue Umgebung. So schreibt er am 5. Jänner 1851: „Am heiligen Christabend hatte ich einen Christbaum aufgerichtet, zu dem ich die Kinder meiner Nachbarschaft, den Bürgermeister mit Frau, einige Beamte hiesigen Gerichtes etc. einlud. Es gieng sehr gemüthlich zu bis 12 Uhr. Das Leben hier ist gegenwärtig sehr gesellschaftlich; Feste, freilich keine großartigen, dafür aber um so herzlichere, gab es in letzter Zeit. Wenn uns der Himmel günstig ist, d. h. wenn es bessern Schlittweg gibt, werden wir Schrunser Aristokraten eine Fahrt nach Ludesch unternehmen“. — Am 21. Februar berichtet er, wie folgt: „Auch ich hatte mittlerweile mit Schrunsern und Schrunserinnen eine Fastnachtfahrt nach Ludesch gemacht. Wir waren siebenundzwanzig Gäste und wurden von der Kronenwirtin vortrefflich tractiert. Vor vierzehn Tagen hatten wir Ledige auch einen Ball, und wenn ich hierbei einem oder dem andern Montavoner Mädchen schön that, so wird Dich das nicht ärgern. — Du siehst wohl, dass es in Schruns nicht so langweilig ist, als Du vielleicht meinst. Man hält gut zusammen und bringt durch diesen schönen Einklang manchmal Vergnügungen zuwege, die an größeren Orten, wo es immer Parteien gibt, kaum möglich sind. Dann wisse auch noch: wir Schrunser sind keine Egoisten und lassen Frauen auch theilnehmen. Aus diesem allem folgt, dass Du nicht zu lange warten sollst, nach Schruns zu kommen und Dich dort anzusiedeln“.

So kam Vonbun den Montavonern entgegen und diese wiederum ihm. Seine Gabe mannigfaltiger Unterhaltung, seine Gemüthlichkeit und sein Witz erhoben ihn bald zum Mittelpunkte des geselligen Lebens von Schruns. Dasselbe wurde durch politisches Parteiwesen nicht gestört, denn in den Fünfziger Jahren konnte sich ein solches überhaupt nicht entwickeln, und als 1861 Volksvertretungen geschaffen wurden, hatte der Hauptort des Montavons noch für lange seinen alten Decan Rudolf Frick als geistlichen Hirten, einen friedliebenden, verständigen und leutseligen Herrn, der sein großes Ansehen in keiner Weise miss-

brauchte¹⁾. „Das Döckerle ist recht“, pflegte der brave Priester zu sagen, wenn auf Vonbun die Rede kam. Die Stunde des Fröhlichseins oder die heiteren Abende, welche dieser im kleinen Kreise verbrachte, benützte er auch zur Erforschung des Sagenschatzes und der Mundart. Er verstand es meisterhaft, die Schüppe auf diesem Boden zu gebrauchen. Eine Rede gab die andere, und so impfte Vonbun den Genossen seiner Tafelrunde ein gewisses Behagen an diesen Offenbarungen des Volksgeistes ein, das dann forzeugend neue Funde für den Anreger zutage förderte. Der Vorarlberger bekrittelt gerne die Geschehnisse des öffentlichen, zumal des staatlichen Lebens; auch Vonbun pflegte diese Liebhaberei und beurtheilte die Tagesneuigkeiten oft kurz, aber nicht ohne beißende Bemerkungen. Die „Augsburger Allgemeine“ war sein Leibblatt, und es mag für den künftigen Culturhistoriker hier die Bemerkung stehen, dass diese Zeitung schon seit 1844 in der „Taube“ zu Schruns auflag. Aus allem ergibt sich, dass Vonbun ein Vertreter freier Gesinnung war, voll Begeisterung für das Gute, Wahre und Schöne, das er in den Werken unserer großen Dichter niedergelegt fand. Er widmete eine besondere Aufmerksamkeit der Belehrung des Volkes auf verschiedenen Gebieten, wie wir dies bereits berührt; auch die Hebung des Schulunterrichtes lag ihm am Herzen, und als im Jahre 1869 die neuen Volksschulgesetze in Wirksamkeit traten, ward er zum Vorsitzenden des Ortsschulrathes gewählt. Seiner geistigen Ueberlegenheit stand ein reicher Witz zur Seite, dessen Schärfe jedoch gewöhnlich durch eine Beigabe von Gutmüthigkeit so gemildert wurde, dass er nicht verletzte. Bei solchen gelegentlichen „Walserhieben“, wie er seine witzigen Ausfälle nannte, zuckte er bedeutungsvoll mit der linken Achsel und verzog schnippisch den Mund. Dabei verschonte er wohl seine eigene Person auch nicht immer, so wenn er z. B. lachend

¹⁾ Frick war am 10. October 1808 zu Sulz in Vorarlberg geboren, wurde 1834 zum Priester geweiht und hatte vom 18. April 1838 bis zu seinem am 26. November 1873 erfolgten Tode die Stelle eines Pfarrers von Schruns inne.

sagte, er müsse jetzt über Viehzucht schreiben und habe selbst fünf Hennen und eine Katze; oder wenn er in abträglicher Stimmung seine Heilkunst einen „Guttrahandel“ nannte¹⁾. Bei solcher Bewandnis ließen sich denn auch die Leute seine scherzhaften Neckereien gern gefallen. Selbst die geistlichen Herren, unter denen man im Thale manchen streitbaren Hünen zählte, ertrugen von ihm etwelche satirische Aeüßerungen, durch die er ihnen seine in vielen Stücken von der ihrigen sehr wesentlich abweichende Meinung deutlich genug zu verstehen gab. Dagegen lagen ihm Religionsspöttereien völlig ferne, und er behauptete, so viel als das „Walserwible“, d. h. seine Mutter, glaube er immer noch. Manchmal aber schien ihm eine kleine Hänselei auch auf dem Boden der Wissenschaft unschädlich zu sein, und er konnte dem Kitzel, eine solche boshafte Ausgeburt seines erfinderischen Walserkopfes an den Mann zu bringen, nicht widerstehen. So handelte es sich einmal um die Herkunft des Namens der im Gargellenthale gelegenen Alpe Valzifenz, und Vonbun meldete hierüber eines Tages dem ihn befragenden Gelehrten, ein gewisser Valentin Vent habe laut einer Urkunde bei Beginn des achtzehnten Jahrhunderts die Alpe besessen, und daher rühre die romanisch klingende Ortsbezeichnung, — eine schon an und für sich sonderbare Auskunft, die jedoch zur Freude des schadenfrohen Erfinders derselben gläubig aufgenommen ward. „So geht es denen hin und wieder, die gar so gescheit sein wollen“, spöttelte Vonbun hierüber im Kreise seiner Vertrauten.

Aus alledem ergibt sich klar, dass Vonbun sich ganz in die Verhältnisse des Montavons einfügte. Bei der Begeisterung, mit welcher ihn die Schönheit des Thales erfüllte, und bei der warmen Zuneigung zu dessen Bevölkerung war auch der Aufschwung des Fremdenverkehrs ein Punkt seiner Sorge. Was er hiefür als Schriftsteller geleistet, wurde oben gewürdigt; vielleicht

¹⁾ Dass die sonderbaren Anschauungen vieler Thalbewohner über die Krankheiten und deren Heilung Vonbun scherzhafte Bemerkungen entlockten, ist leicht begreiflich. — Guttrahandel = Flaschenhandel.

ebensoviel wirkte er im persönlichen Umgange für diesen Zweck. In den Fünfziger und auch noch in den Sechziger Jahren kamen die Wanderer mehr vereinzelt nach Schruns; da holte man denn den „Doctor“ nicht selten in das betreffende Gasthaus, und er war stets bereit, die verschiedensten Aufschlüsse zu geben und als guter Gesellschafter den Abend zu würzen. Er pries Land und Leute und forderte die Zuhörer auf, in ihrer Heimat die Reize des stillen Thales zu verkünden. Uebrigens schlug nicht bloß Simrock den Weg ins Montavon ein, um Vonbun zu begrüßen, sondern mancher andere Fremde hegte die gleiche Absicht. Wie er im Umgange den Auswärtigen erschien, darüber liegen uns mehrere Urtheile aus verschiedenen Jahren vor. Statthaltereirath von Ratz, der jetzt in Bregenz sich des Ruhestandes erfreut, amtete in der ersten Hälfte der Fünfziger Jahre als Bezirkscommissär in Bludenz und lernte Vonbun genauer kennen. Er fasste für ihn „eine sehr gute Meinung“, indem der junge Arzt ihn sowohl als fröhlicher Gesellschafter „wie als charaktvoller Mann seines Berufes und als Forscher und Freund heimischer Sitten, Mundart, Sagen und Gebräuche“ lebhaft anzog. — Der Buchhändler Gustav Mayer aus Leipzig hielt etwa 1858 seine Sommerfrische in Schruns und erinnerte sich noch einige Jahre später gerne der dortigen Gesellschaft. So schreibt er am 10. Februar 1861 an Vonbun: „Kommen Sie noch allabendlich zum rothen Feldkircher bei Biedermann zusammen? Sie, der Herr Einnehmer, der Herr Förster, der Schullehrer mit der Nelke hinterm Ohr?“ — Im Jahre 1862 weilte durch einige Zeit Caspar Moosbrugger, der Schwager des vorarlbergischen Dichters Felder, als Beamter in Schruns. Er traf Vonbun häufig in der „Taube“, und sie besprachen emsig die mannigfaltigsten Gegenstände. Nach Moosbrugger war der Vortrag unseres Helden „immer geistreich, voll Witz und Humor“, und jener behagte sich in dessen Gesellschaft am besten. Eine philosophische Ausführung einer vielbehandelten Frage gipfelte in Vonbuns Satze: „Die Tugend ist das Schifflein, das auf unsern Blutwellen schwimmt“. — Wie Lorinser Vonbun schätzte, haben wir oben erzählt. Noch später kam Otto Welter, der bekannte Alpenwanderer, ins Thal, der im fünften Bande

von Amthors „Alpenfreund“ jenem einen warmen Nachruf weihte. Er rühmt dessen Liebenswürdigkeit, sein anregendes Gespräch, seinen idealen jugendlichen Schwung, seine Begeisterung für deutsches Wesen. „Unvergesslich“, sagt Welter, „ist mir der gute und brave Mann, unvergesslich die vielen vergnügten Stunden im traulichen Hinterstübchen des „Löwen“ in Schruns. Neben ihm fand sich abends noch andere und lustige Gesellschaft zusammen, an geistiger Bedeutung unendlich unter ihm stehend, mit denen er aber in dem gleichen liebenswürdigen Tone verkehrte“.

Vonbuns Familienleben war im ganzen ein glückliches. Er war ein treuer, gemüthvoller und liebenswürdiger Gatte und Vater, der wusste, welchen Hort er in seiner Frau, der Seele des Hauses, besaß, und dies gerne betonte. Es hatte für ihn in der That eine säldenreiche Stunde geschlagen, als er sich Lucretiens ordnungsliebende und taktvoll waltende Hand gewann. Seiner Ehe entsprossen vier Söhne, von denen die ältern noch bei Lebzeiten des Vaters einen Theil des Gymnasiums zurücklegten. Wenn sie in den Ferien heimkehrten, suchte er sie zu regem Eifer anzuspornen und trug ihnen auswendig manche Ode des Horaz vor, um sie für die Alten zu begeistern.

Vonbun hatte höchstens Mittelgröße und war nicht besonders kräftig gebaut. Den Hauptschmuck seiner äußern Erscheinung bildete die hochstrebende, prächtig gewölbte Stirne und darunter ein Paar mild und freundlich, aber zugleich geistvoll und tief blickender grauer Augen. Das etwas breite Gesicht zeigte ein bestechendes Profil und trug ein schwaches Ohr- und Schnurrbärtchen; auch das Haupthaar war schütter und zog sich in glänzend dunkeln Bändern von der Seite über den kahlen Scheitel. Im Gange hielt er den Kopf etwas gebeugt.

Schon im Herbst 1869 befiel unsern Forscher ein Nervenleiden, das sich stetig verschlimmerte. Am 17. März 1870 um 10 Uhr abends erlag er einem Schlaganfälle. So endete in einer hellen Frühlingsnacht sein irdisches Dasein, wie er dies einst als junger Student in einem schönen Liede ahnungsvoll vermuthet hatte. Zwei Tage später, gerade an seinem Namens-

festen, das sonst immer im häuslichen Zirkel traulich gefeiert wurde, senkte man ihn in das Grab. Der Verlust hatte nicht nur seine Familie, sondern das ganze Land schwer getroffen; mitten aus fruchtbarer Thätigkeit war er jach hinweggerissen worden; sein Andenken wird jedoch im engern Kreise seiner Angehörigen und im weitern der Landsleute immer hoch gehalten werden. Das erwähnte Gedicht aber, welches er 1845 von Wien aus an den liebsten Jugendfreund sandte, lautet wie folgt:

Im Himmel gwiss der Ätti wacht,
 So ist decht hüt e schöne Nacht;
 's ist müslestill uf Feld und Au,
 's ist 's Fürmament so hell und blau,
 Und niema, weder wit noch näh,
 Sieht ma-n-e Wölkli tuset kö.

Und wo ma luegt, nu' Stern a Stern!
 No jo, sie b'schauen d' Nacht ô' gern,
 Drum stonds' der går so fründli dá
 Millionawis der Reihe näh
 Und funkelen, es ist e Pracht.
 Ma weiß net, wer's am schönsta macht!

O liebi Zit, wie gfallst mer guet,
 Wie würd's mer decht so gspässig z'mueth!
 Je länger i halt schau und schau
 De Sterna näh am Himmelsblau,
 So möcht mer 's Herz faßt übergöh,
 Es zücht mi nämm' wie Heimwêh näh.

Es ist halt ô' so tûsig schô
 Dört domma i der wite Hôh,
 Es schimmeret so mild und klâr,
 So rüebig still und wunderbâr,
 Und 's müeßt drum ô' so liebli' sî
 Im sella Blau bim Sternaschî!

LXXXVIII

Villicht is̄t 's ô' e Sternanacht,
Wo mál mi letschtes Stündli schlacht,
Und lislí' schwebt an Engeli
Im goldne Gwand i d's Kämmerli
Und rüeft: „Wach úf, mi liebe Bue,
Mer wandlen jetz de Sterna zue!“

BEILAGEN.

Briefe an Vonbun.

1.

Geehrter herr,

schon bin ich Ihnen dank schuldig für übersendung Ihrer vorarlbergischen sagen, die mir sehr willkommen waren, und Sie wollen mich Ihnen noch mehr verbinden, indem Sie mir die ehre erweisen, meinen namen vor die neue und vermehrte ausgabe des büchleins zu setzen. ich nehme das gerne an, da ich vielleicht besser als andere weiß, welcher dienst unsrer literatur geleistet wird durch solche einfache und treue sammlungen.

Vorigen herbst fand ich mich zwei wochen in Wien, Ihr landsmann herr Bergmann, den ich zu grüßen bitte, war verreist und das hat mich auch um das vergnügen gebracht, Sie persönlich kennen zu lernen, da er mich gewis zu Ihnen geführt haben würde.

Hochachtend und ergebenst

Berlin 22. dec. 1847.

Jac. Grimm.

2.

Verehrter herr;

Sie haben durch Ihre trefflichen volkssagen aus Vorarlberg einen so schönen beweis von Ihrer liebe zu einem der theuersten güter

des volkes gegeben, daß ich wohl hoffen kann, Sie verschmähen es nicht, auf die bitte um Ihre theilnehmung bei einem unternehmen einzugehen, welches sich die pflege der tradition und ihre ausbeutung für die wissenschaft zum hauptziel setzt.

Mit dem ersten july soll im verlag der Dietrichschen buchhandlung in Göttingen das erste quartalheft einer unter meiner redaction stehenden „zeitschrift für deutsche mythologie, rechts- und sittenkunde“ erscheinen, in der ich neben einzelnen abhandlungen besonders reiches und schönes, d. h. ausgewähltes material aus dem volksmunde zu bringen wünsche, also neue legenden, sagen, märchen, gebräuche, beschwörungen oder segensspüche, aberglauben u. s. w. bricht diese zeitschrift, an der unsere tüchtigsten forschler mitwirken, sich bahn, dann ist für die allgemeinere anerkennung der sage, damit für diejenige unserer deutschen mythologie vor allem ein großer schritt weiter gethan. Dies ist aber nur dann möglich, wenn alle forschler und sammler sich der sache warm annehmen und mir den beistand ihres talentes und ihres eifers nicht versagen bei diesem unternehmen, das ich wohl als ein echt vaterländisches bezeichnen darf. und so darf ich denn auch wohl auf Ihre gütige hülfe hoffen, die Ign. Zingerle mir wenigstens in sichere aussicht stellte. Sie leben in einem an traditionen noch so reichen lande, unter einem noch so gesunden volk. in dem der alte sagenstamm noch unabgestorben steht mit grünem laub und saftigen blättern. schon einmal haben Sie durch Ihre thätigkeit eine zweifelhafte frage entschieden, einen zug des nordischen Thórrsmythos für Deutschland nachgewiesen; wohlan denn, noch mancher dunkeln frage lösung harrt auf licht aus Ihren bergen und thälern, deren stimmen nur Sie dem gesamt-vaterland vermitteln können — wer sollte es anders? so lassen sie sich denn das verdienst nicht entgehen, jenem ersten schönen stein zum aufbau unserer alterthumswissenschaft noch manchen eckstein folgen zu lassen und gedenken Sie dabei denn auch meiner zeitschrift recht oft und in reichem maas. da sie weniger unter das große publicum kommt, sondern sich mehr in den

kreisen der gelehrten und freunde der sache hält, deren zahl leider noch nicht legio ist, so können Sie die beiträge, welche Ihre güte mir zuwenden sollte, immer wieder in einer spätern sammlung abdrucken lassen.

In der angenehmen hoffnung einer geneigten antwort beehre ich mich zu zeichnen mit vorzüglicher hochachtung

Ihr ergebenster

J. W. Wolf.

Jugenheim Bergstraße 23. april 1853.

p. r. Zwingenberg.

3.

Geehrtester herr;

Ich habe Ihnen meinen besten dank zu bringen für die freundschaftlichkeit, mit welcher Sie auf meine bitte um betheiligung an meiner neuen zeitschrift eingingen. Ihre ausbeute kann nur eine große werden und ich sehe Ihren gütigen mittheilungen mit freudiger spannung entgegen. haben Sie die gefälligkeit mir dieselben nur in packetform durch die fahrpost und unfrankirt zu übersenden. das erste heft wird Ihnen sofort nach dem erscheinen zugesandt werden.

Empfangen Sie die erneuerte versicherung meiner besondern hochachtung, mit der ich zeichne

Ihr ergebenster

J. W. Wolf.

Jugenheim Bergstraße 30. mai 1853.

poste rest. Zwingenberg.

4.

Verehrtester herr,

Schön und gut kommt nie zu spät, heißt es bei uns und so waren denn auch Ihre lieben beiträge mir ein sehr willkommener gast, der gleich im 1. hefte des II. bandes seine herberge fand

und in ihr ein paar liebe landleute. Tiroler überhaupt österreichische beiträge sind mir immer die liebsten und wie viele mir deren auch zugehen, ich möchte immer mehr haben, denn sie gehören zu den werthvollsten.

Empfangen Sie für Ihre schöne gabe meinen warmen dank und seien Sie in verehrung und liebe gegrüßt.

Ihr ergebenster

J. W. Wolf.

Jugenheim Bergstraße 15. mai 1854.

Das betreffende heft wird Ihnen zugehen.

5.

Geehrtester Herr Doctor!

Mein Bedauern, Sie auf der Reise nach Tyrol nicht daheim getroffen zu haben, hat Ihnen mein zurückgelaßenes Billet bereits ausgedrückt; leider muß ich Ihnen jetzt auch melden, daß ich es vergebens versucht habe, für Ihre neue Sammlung vorarlberger Sagen hier bei uns einen Verleger zu finden. Theils sind die gegenwärtigen Zeitverhältnisse für den Buchhandel entmuthigend, theils stand im Wege, daß Ihre erste Sammlung, die um so öfter citiert wird, je mehr ihr Werth von den Urtheilsfähigen anerkannt wird, in einem andern Verlage erschienen ist und dieser neuen Sammlung nicht mehr einverleibt werden könnte. Dieß darf Sie indes nicht entmuthigen, da die Zeitverhältnisse sich vielleicht bald beßern und jenes andere Hinderniß sich wohl auch beseitigen läßt. Unterdeßen findet sich ja wohl Gelegenheit, die noch ungedruckten Sagen zu veröffentlichen, soweit sie nicht schon in Zingerles Phönix und Wolfs Zeitschrift mitgetheilt waren. Gewiß würde Profefor Haupt in Berlin in seiner Zeitschrift für deutsches Alterthum gerne das noch Ungedruckte veröffentlichen und Ihnen auch noch das kleinere Honorar dafür zahlen, das seine Mitarbeiter zu beziehen pflegen. Profefor Wilhelm Grimm aus Berlin, der gerade hier war, und dem ich Ihr Anliegen mittheilte, hat mich in dem

Vorhaben bestärkt, Ihnen zu dieser Auskunft zu rathen, er selber will auch, wenn er aus dem Bade zu Soden zurückkehrt, wo er sich jetzt befindet, mit Professor Haupt deshalb Rücksprache nehmen, und um so weniger dürfen Sie fürchten, daß Ihr Beitrag nicht aufgenommen würde. Ueberdieß kündigt auch soeben Professor Pfeiffer in Stuttgart eine Zeitschrift für deutsches Alterthum an, in welcher gleichfalls Sagen und Gebräuche, die im deutschen Volke leben, Aufnahme finden sollen und ich zweifle nicht, daß der Herausgeber erfreut sein würde, das erste Heft mit so treu und sorgfältig aus dem Volksmunde aufgeschriebenen Sagen wie die Ihrigen sind, eröffnen zu können. Das Honorar ist hier auf 6 Thlr. = 10 fl. 30 kr. p. Druckbogen festgesetzt; der Beitrag müste aber spätestens Ende October p. Adreße der J. B. Metzlerschen Buchhandlung in Stuttgart an Herrn Prof. Pfeiffer gelangen. Für Prof. Haupt in Berlin bestimmte Beiträge können Sie direct an ihn oder an Hrn. Prof. Wilhelm Grimm Linkstraße No. 7 gelangen lassen. Der letzte Weg scheint mir der Sicherste, Wilh. Grimm wird dann schon das Weitere vermitteln. Sie dürfen Sich deshalb auf meine Mittheilung beziehen. Sie wissen Selbst, wie günstig beide Brüder über Ihre erste Sammlung urtheilen. In Haupts Zeitschrift finden Ihre Sagen auch sicherer den Weg zu den Pflegern der Wissenschaft als bei jeder andern Art der Veröffentlichung. Späterhin, wenn Ihr Schatz erschöpft ist, bleibt Ihnen dann immer noch unbenommen, eine Gesamtausgabe aller von Ihnen aufgezeichneten Sagen zu veröffentlichen. Vielleicht wäre es gut, wenn Sie außer den Sagen auch Volksgebräuche aufzeichnen wollten, die in Ihrem verborgenen Montafuner Thal sich länger als anderwärts lebendig erhalten haben mögen, wie es sich auch die eigenthümliche Volkstracht zu bewahren gewust hat. Vergeßen Sie auch Volksräthsel und -Sprichwörter nicht; mit jenen werden Sie mich noch ganz besonders verpflichtet.

Ich schließe mit herzlichem Dank für Ihr freundliches Schreiben, das mich einigermaßen für den verfehlten Besuch in

Schruns entschädigt hat, da mir nun doch die Freude wenigstens einer brieflichen Bekanntschaft zu Theil ward.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr

ganz ergebener

K. Simrock.

B(onn) 5ten August 1855.

6.

Stuttgart 3. Sept. 1855.

Geehrter Herr Doctor!

Empfangen Sie meinen besten Dank für Ihre freundliche Zusendung und das mir dadurch bewiesene gütige Zutrauen. Ich habe die drei Volkssagen aus Vorarlberg, die bedeutsam und ohne Zweifel des Druckes vollkommen werth sind, mit großem Interesse gelesen, glaube aber, dass sie sich besser für Wolfs Zeitschrift, die nun durch Dr. Mannhardt in Danzig fortgesetzt wird, oder für Deutschlands Mundarten von Frommann in Nürnberg eignen würden, als für meine Zeitschrift, die weniger Material als selbständige Abhandlungen zu liefern sich zur Aufgabe gesetzt hat. Da Sie den Prospectus meines Unternehmens noch nicht durch eigene Einsicht kennen werden, so bin ich so frei, denselben hier beizulegen mit der Bitte mir zuzuwenden, was Sie etwa für den Kreis der Germania passendes haben. Jede solcher Arbeiten soll mir willkommen sein. Das, gleich nach Erscheinen eines Heftes zahlbare Honorar beträgt 6 Thl. per Druckbogen in 8^o. Von jedem Beitrag stehen dem Verfasser ein paar Sonderabdrücke mit Vergnügen zu Dienst. Freiemplare dagegen, diese Klippe für jede der Natur der Sache nach auf einen kleinen Käufer- und Leserkreis beschränkte Zeitschrift, können nicht abgegeben werden. Vielmehr ist zu hoffen, dass die verehrten Mitarbeiter auch durch Abnahme der Zeitschrift das junge aber schwierige Unternehmen fördern helfen.

Mit Dr. Frommann stehe ich in häufigem Verkehr. Wenn es Ihnen recht ist, so bin ich bereit, ihm die Volkssagen zu senden; ich zweifle nicht, dass sie ihm willkommen sein werden. Die Honorarverhältnisse sind bei ihm dieselben wie bei mir.

In Erwartung einer baldigen freundlichen Rückäußerung bin
ich mit dem Ausdruck aufrichtiger Hochachtung
Ihr ergebener

Franz Pfeiffer.

7.

Ew. Wolgeboren

mir zugesendete sagen habe ich mit vergnügen gelesen und hn.
professor Haupt übergeben, der sie in seiner zeitschrift wird
erscheinen lassen, auch der buchhandlung den auftrag geben,
Ihnen einen abdruck davon zukommen zu lassen. weitere mit-
theilungen werden willkommen sein und hoffentlich werden Sie
in Ihren bemühungen die überlieferungen Ihrer heimat aufzu-
fassen nicht ermüden.

Hochachtungsvoll

Ew. Wolgeboren

Berlin 19. Dec. 1855.

ergebenster

Wilhelm Grimm.

8.

Nürnberg, d. 22. juni, 1857.

Hochgeehrter herr!

Das jüngst vollendete neue heft der zeitschrift bringt Ihren
poetischen beitrage mit: möge er Ihnen im drucke gefallen!

Ihre mittheilungen über die mundarten der Walser und in
Montavon soll, so weit möglich, das nächste heft bringen. Vor-
läufig meinen besten dank für beide sehr willkommene beiträge.

Die anliegende sendung an Ihren hrn. collegen H(agen) in
Hard empfehle ich Ihrer gütigen weiterbeförderung. Er hat mir
ein paar alemannische lieder eingesendet, deren bezeichnung jedoch
nicht genügt.

Lesen Sie Zarnecke's nothschrei auf dem umschlage des neuen
heftes und sehen Sie zu, daß Sie noch einen abnehmer gewin-

XCVI.

nen, dem dann zur erleichterung die jahrgänge 1854—56 um
8 fl. 45 kr. geliefert werden sollen.

Mit deutschem grüße

Ihr

dr. Frommann.

N. s. Gewiß muß Sie freuen, was Jac. Grimm mir unlängst
geschrieben: „Ausgezeichnet sind die beiträge von Woeste,
lobenswerth die von Lexer und Vonbun“.



DIE
SAGEN VORARLBERGS.

VON

D^r. F. J. VONBUN.

„Die Märchen sind, wie sich immer unzweifelhafter herausstellt, die wunderbaren letzten Nachklänge uralter Mythen, die über ganz Europa hin Wurzel geschlagen haben, und geben reichhaltigen, um so unerwarteteren Aufschluss über verschüttet geglaubte Gänge und Verwandtschaften der Fabel insgesamt“.

„Wer die Volkssage hart angreift, dem wird sie die Blätter krümmen und ihren eigensten Duft vorenthalten“.

Jac. Grimm.

EINLEITUNG.

In dieser Sagensammlung ist vertreten das bergige Gebiet im Westen der Grafschaft Tirol zwischen dem Arlberg und dem jungen Rhein, das jetzt den Namen Vorarlberg führt. Dasselbe zählt in seinem dermaligen Umfange 47·27 geographische Geviertmeilen [2600·18 km²] mit 107,373 Einwohnern [nach der Zählung vom 31. December 1880]¹⁾. Die Hauptthäler liegen in den westlichen Ausläufern seiner Gebirgsketten.

1. Das Rheinthal bildet die Ebene des Landes und läuft von Bangs, wo der Rhein in Vorarlberg eintritt, bis zu seiner Mündung in den Bodensee 5½ Meilen [63·4 km].

2. Das längste Thal ist das Illthal. Der innerste Theil beim Ursprunge der Ill heist Ochsen-, dann Vermonthal; von Patenen (auch Partennen), wo das Thal fahrbar wird, bis zum Einflusse der Alfenz, die vom Arlberg das Klosterthal durchströmt, das Thal Montavon; von St. Peter bei Bludenz bis zur inneren Brücke von Feldkirch der Walgau, in den rechts das obere Walsenthal und links das Brandnerthal mit schmalen Thalsohlen einmünden; nach dem Durchbruche zwischen den beiden Käpfen bei Feldkirch tritt die Ill in das Rheinthal. Das Illthal ist über 8 Meilen lang.

3. Der Bregenzerwald, der durch die Subers oder Egger Ach in den vorderen und inneren getheilt wird.

¹⁾ [Vgl. Const. Werkowitsch, Das Land Vorarlberg (Innsbruck, 1887), S. 55 und 57.]

4. Die beiden Thäler Mittelberg — von seiner Lage und seinen Bewohnern auch das untere Walsersenthal genannt — und Tannberg.

In der Ebene ist das Volk schon längst aus dem Zauberkreise der Sage herausgetreten und hat sein Sinnen und Trachten industriellen Unternehmungen zugewendet, so dass nunmehr fast ausschließlich nur der Bauer in den Thälern, besonders im obern Walsersenthal und Montavon der Erz- und Erbschatzmeister des mythischen Kleinods geblieben ist. Die Ausbeute kann sohin nie eine sehr reichliche sein, immerhin aber bietet das kleine Ländchen in seinen wenigen Sagen, Märchen und Legenden wertvolle Goldkörner für deutsche Mythologie, wie auch für die Kenntniss der Geschichte, der Sitten und Gebräuche des vorarlbergischen Volkes.

Die Sammlung ist auch in dieser neuen vermehrten Auflage nach verwandten Gruppen geordnet (jedoch könnten einzelne Sagen auch einer andern Gruppe zugetheilt werden) und mit erläuternden Einleitungen und Anmerkungen versehen. Die beigefügten Verweisungen beziehen sich auf folgende Werke:

Die deutsche Mythologie von J. Grimm, 3. Auflage, 1854. — Handbuch der deutschen Mythologie von C. Simrock, 2. Auflage, 1863. — Die deutsche Götterlehre von J. W. Wolf. Göttingen, 1852. — Alpensagen von Theodor Vernaleken. Wien, 1858. — Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol von Ig. Vinc. Zingerle. Innsbruck, 1859. — Deutsche Sagen von den Gebrüdern Grimm. — Deutsche Alpensagen von Joh. Nep. Ritter von Alpenburg. Wien, 1861. — Schweizer sagen aus dem Aargau von Ludwig Rochholz, zwei Bände. Aarau, 1857. — Sagenbuch von Böhmen und Mähren von Dr. J. Virgil Grohmann. Prag, 1863. — Sagen und Volksglauben im innern Bregenzerwalde von Jos. Elsensohn (im Programm des k. k. Gymnasiums in Teschen für das Schuljahr 1866). — Meine Beiträge zur deutschen Mythologie. Chur, 1862. Mit der Aufzeichnung der volkstümlichen Fabeln meiner Heimat ward auch eine schickliche Gelegenheit geboten, eine Probe unseres Volksdialectes zu geben; es ist daher ein großer Theil der

Sagen, besonders in der ersten Abtheilung, im Volksidiome erzählt und zwar getreu, ohne Zuthat und Schmuck. Zum nähern Verständnisse dieser mundartlichen Erzählungen folge eine kurze Notiz über Abstammung und Sprache der vorarlbergischen Bevölkerung.

Die Bewohner Vorarlbergs sind: a) größtentheils alemannischen Stammes, noch in großer Reinheit im Bregenzerwalde, besonders im innern; b) Romanen (Rhätier) im Walgau und im Thale Montavon; c) Walliser oder Walser.

Zu Ende des dritten Jahrhunderts erscheinen die Alemannen am Bodensee. Constantius Chlorus († 308) kämpft gegen sie siegreich bei Vindonissa (Windisch im Thurgau) und gründet das nach ihm genannte Constanz auf helvetischer Seite. Sein Enkel Constantius II. schlägt im Jahre 355 die Lentienser Alemannen in erbittertem Kampfe zwischen Hohenems und Lustenau. Der hl. Gallus zertrümmert in Bregenz um das Jahr 609 drei eherner Götzenbilder der Alemannen. Im neunten Jahrhundert erscheinen auf dem rechten (vorarlbergischen) Rheinufer die alemannischen Ansiedelungen Höchst, Lustenau und Torrenbüren. Im Jahre 1086 tritt Andelsbuch mit der Sage des dort ruhenden frommen Einsiedlers Diedo ans Dämmerlicht. Das Andelsbacher Feld, ein schöner Wiesenteppich, ist der erste alemannische Culturpunkt im innern Bregenzerwalde.

Im Walgau (d. i. in der Landschaft von Bludenz bis hinab zur Götzner Klause unterhalb Feldkirch) und im Montavon war ehemals die Bevölkerung rhäto-romanischen Blutes und romanischer Zunge. Guler von Weineck, Landammann auf Davôs, sagt in seiner „Raetia“ im Jahre 1616, S. 221: „ich habe noch alte leuthe im Walgöuw gekennt, die grob rätisch (d. i. romanisch) reden konten. Sonsten ist an jetzo allein die Deutsche sprach bei ihnen breuchlich“. Im Walgau war also beim Beginne des 17. Jahrhunderts die romanische Sprache nahezu erloschen. Für Montavon jedoch ist anzunehmen, dass, zumal in seinen innern Gemeinden, nicht nur etliche alte Leute, sondern noch ein guter Theil der Bevölkerung um diese Zeit romanisch sprach. Im Walgau, mit den Städten Bludenz und Feldkirch, mit mancherlei

alemannischen Ritterschlössern und dem regen Verkehre an der Landstraße, fand unsere Sprache leichter und schneller Schutz und Aufnahme als in dem von mächtigen in den rhätischen Alpengurt eingreifenden Gebirgsreihen abgeschlossenen Hochthale, wo das romanische Volks- und Sprachelement länger fortblühen konnte, ohne von fremder Pflanzung überwuchert zu werden. Gewiss aber hatte beim Beginne des siebzehnten Jahrhunderts der deutsch-alemannische Sprachstamm, im untern Vorarlberg längs den Ufern des Rheins und der Ach, wie auch nach obigem Zeugnisse Gulers im Walgau, um Feldkirch und Bludenz, zu voller markiger Kraft erwachsen, auch schon im Montavon feste Wurzel gefasst, und neben der damals noch herrschenden Sprache verstand man daselbst auch vielfältig schon die deutsche. Im Laufe des 17. Jahrhunderts aber entwelste das Deutsche mit still wuchernder Kraft allmählich das ganze Thal hinan und hinauf bis zu den Füßen des riesigen Vermontgletschers und den Quellen der Ill, und heute ist die ganze reizende Berglandschaft so ganz deutsch, dass im Volke selbst die Erinnerung an die frühere Sprache untergegangen ist.

In dem schönen Alpenrevier an den Flüssen Lutz, Ach (Bregenz), Iller und Lech sind die Walser — dermals an 6400 Menschen — sesshaft. Dieselben bebauen und beweiden auch das Frutzthal (Laterns) und die grasreichen Höhen von Düns über den Ludescherberg und Lâz bis zum Muttersberge. Ihre Vorfahren sind etwa vor fünf Jahrhunderten als Hirten und Holzarbeiter eingewandert. Diese Walser, wie die in Graubünden, hat man lange Zeit für rhäto-romanische Abkömmlinge gehalten und ihren Namen aus derselben Wurzel abgeleitet, aus welcher man jene für alle nicht-germanischen Völker in der langen Linie von dem englischen Herzogthum Wales bis in die daco-romanische Walachei gebildet hat. In neuester Zeit aber haben bündnerische Historiker, Ludwig Steub und vor allen Jos. Bergmann interessante Forschungen über ihre Abstammung angestellt, und als Resultat derselben ergibt sich schweizerisch-wallisischer, also echt deutscher Ursprung sämtlicher Walser-Sporaden. Dafür spricht neben Documenten und Sagen vorzüglich die überraschende

Parallele, die Herr Bergmann zwischen unsern Walsern und den heutigen Wallisern im zehnten Raron in Oberwallis bezüglich der Mundart, der Geschlechtsnamen und des religiösen Cultus (St. Theodul — Walser Patron) gezogen hat. Bergmann schließt weiter: „Wenn die Bevölkerung und Sprache in Oberwallis nach Albert Schotts gewonnener Ueberzeugung Reste des altburgundischen, den Alemannen benachbarten oder gar blutsverwandten Stammes sind, der unter austrasischem Scepter sein Germanenthum bewahrt hat, so gehört auch der Kern unserer von daher eingewanderten Walser, wie der deutschzüngigen Silvier am Monte Rosa, dem burgundischen Volksstamme an“.

Da der Walgau und Montavon, wie oben bemerkt wurde, schon seit beinahe zwei Jahrhunderten alemannisiert ist, so sind in Vorarlberg jetzt nur mehr zwei Sprachelemente zu unterscheiden: das alemannische im Bregenzerwalde, Rheinthal, Walgau, Kloster- und Brandnerthal¹⁾, Montavon und das burgundische der Walser. Das alemannische Vorarlberg bietet eine kleine Musterkarte von Mundarten mannigfaltiger Schattierungen, die sich ziemlich genau nach der politischen und kirchlichen Eintheilung des Landes (nach Bezirksämtern und Decanaten) ordnen lassen. Das nachfolgende kurze Schema zeigt solche Schattierungen einzelner Wortformen in den verschiedenen Bezirken, verglichen mit dem burgundischen Walser Idiome.

¹⁾ [Ueber das walserische Element in der Bevölkerung von Brand vgl. man Dr. F. W. Lorinser, Gedenkblätter der Familie Lorinser (Wien, 1868), S. 11 f.]

	Alemannisch				Burgundisch	
	Mtv.	Bl.	Flk.	Dbn.	Bw.	Br. ¹⁾
nhd. Perf. gewesen	gsî	gsî	gsî	gsî	gsin (g)	gsî
nhd. Praes. haben	hō	hō	hâ	hiän	hää	hâ
nhd. Perf. gehabt	ghett	ghō	ghâ	ghiä	ghää	ghett
nhd. Diphth. ei = mhd ei ³⁾	é u. ä	â u. ä ²⁾	oa	oa	ô u. oi	oa
z. B. Kleid	Kléd, Klád,	Kläd, Klád,	Kload, Klod,	Kload, Klod,	Klöd, Klöid,	Kload
nhd. Diphth. au =						Chleid
mhd. ou ⁴⁾	ô	ô	ô	ou	ou	âu ⁵⁾
z. B. Augen	ôga	ôga	ôga	ouga	ouga	âuga

¹⁾ D. i. die Gerichtsbezirke Montavon, Bludenz (mit Ausnahme des Tannberges und obern Walserthales), Feldkirch, Dornbirn, Bregenzerwald (mit Ausnahme des untern Walserthales), Bregenz.

²⁾ ä wird nur in der Stadt Bludenz und Börs (ausnahmsweise auch in Satzeins, Gerichtsbezirk Feldkirch) gesprochen; in den übrigen Orten des Gerichtsbezirkes als in Braz, Nüziders, Thüringen, Nenzig, Frastanz u. s. w. lautet der mhd. Diphth. ei = ae, was viel breiter betont wird als das motavonische ä.

³⁾ Der nhd. Diphth. ei = mhd. i wird bei Alemannen und Burgunden nach alter Weise i gesprochen, z. B. w e i ß, mhd. w i z, in Vorarlberg überall w i ß (albus). —

⁴⁾ Für das nhd. au, welches schon im Mhd. ü lautete, wird jetzt noch ällenthalben ü gebraucht, also Hüs, Mús u. s. w.

⁵⁾ Eine diphthongische Mischung dieser Laute, in welchen das längere ä (= 2/3) das kürzere u (= 1/3) überwiegt.

Zu den Mundarten im Montavon, in den Walsertälern, im Bregenzerwalde und an der nördlichen Grenze lassen sich noch specielle Bemerkungen machen.

Im Montavon ist das früher dagewesene Sprachelement auch heute noch nicht ohne allen Nachhall verklungen; der aufmerksame Lauscher hört Ueberbleibsel, die unstreitig romanisch sind. Zu diesen ist vor allen zu zählen das Wort *Montavon* (der Name des Thales) selbst. Bergmann leitet es ab von *mont* und dem romanischen *davø* oder *davon* (hinten), d. i. in den Bergen hinten. Nicht minder gemahnen an eine vordeutsche Zeit die üblichen Benennungen der Fluren und Auen, der Wiesen und Halden, der Weiler und Dörfer. Die meisten dieser Namen sind unverkennbar romanisch, einige derselben nach L. Steub (Über die Urbewohner Rhätians und ihren Zusammenhang mit den Etruskern. München, 1843) gar althätisch, z. B. das romanische *Gamprez* (=ca en [em] prez, Haus auf der Wiese) neben dem rasenischen Alpennamen *Tilisuna*. Neben den sichtlich undeutschen, südlich-braunen Gesichtern (zumal beim schönen Geschlechte) der Montavoner kommt endlich hier auch noch die Zahl der romanischen Geschlechtsnamen in Betracht, welche jene der deutsch klingenden mehr als um das Doppelte überwiegt. Die Geschlechtsnamen *Carnél* (Fleisch), *Tschanhénz* (Hans Heinrich), *Tschanun* (Giannone) u. s. w. sind bei den Montavonern herrschend und bezeugen heute noch deren romanische Abkunft. — Auch die jetzt allgemein herrschende alemannische Mundart *Montavons* hat durch ihre Vorgängerin, die romanische Sprache, einige Schattierungen erlitten. So finden sich in derselben wie eingesprengt noch zahlreiche Romanismen vor, die entweder fast in ihrer ursprünglichen Reinheit auftreten oder aber durch angehängte alemannische Endungssilben sichtlich verdeutsch sind. Man hört z. B. *Balóri*, ein dummer Mensch; rom. *baluord*, ital. *balordo*, span. *palurdo*, franz. *balourd*, dumm, plump, tölpelhaft; *Spausa*, die Braut (rom. *spusa*, ital. *sposa*, franz. *épouse* etc. aus lat. *sponsa*) neben dem deutsch lautenden *Späuslig*, *Bräutigam*, rom. *spus*.

Der Montavoner Mundart ist auch eigen der Quetschlautsch für einfaches t in etscha, etschas für etwa und etwas, in etschmer, etwelcher, etschwie, auf irgend eine Weise; ferner tritt er auch für ch im Auslaute auf, z. B. Männtsch, Hirtschi, Mägdtschi, Männchen, Hirtchen, Mägdechen. — Den an die Stelle eines ausgefallenen n tretenden Nasenlaut (ŋ) theilt Montavon mit dem ganzen Walgau. Während im Unterlande aus den mhd. Infinitiven gesîn, stân, lân, gân u. dgl. n ganz ohne Nachhall fortfällt und rein und klar gsî, ştôh, lô, gôh gesprochen wird, spricht man im Montavon und im Walgau gsî, ştôh, lô, gôh mit deutlich hörbarem Nasenlaute.

Eigenthümlich der Montavoner Mundart ist auch, dass sie in vielen Wörtern ein langes helles e (= ê) spricht, in welchen die andern Mundarten Vorarlbergs und zum Theil auch die Schriftsprache ein langes getrübtes e (= è) oder á hören lassen, z. B. blêra, blôken, gêl, gelb, hêl (sonst in Vorarlberg hál), glatt schlüpfrig, Wêg, z'wêg, Weg, zuwege, wêch (sonst wách), schön gekleidet, schmuck, zierlich, stolz, wêr, wêriş, wêr, wêren für den Conj. des Impf. wár, wáreş u. s. w., zêch für zách, zâhe u. a.

Die drei Haupteigenheiten der Walser Mundart, die sie aus der Heimat ihrer Väter, aus Oberwallis her, seit beinahe fünf Jahrhunderten beibehalten haben, sind: 1) der Gurgellaut ch statt k, besonders im Anlaute, z. B. Chlotz, Chruég, chônna, Bloch für Klotz, Krug, können, Block; 2) as für den unbestimmten Artikel ein (eines), z. B. as Hûs, as Chind, as gotzigs Mál für: ein Haus, ein Kind, ein einziges Mal; 3) der Zischlaut sch (= ş) für einfaches s, z. B. şîs Vaters Hûs, şie gônd, şie chommen, chommenş' für: seines Vaters Haus, sie gehen, sie kommen, kommen sie? Vgl. mit diesem Zischlaute das englische sh.

Gemeinsam dem walserischen Idiome und dem um- und angrenzenden alemannischen Sprachelemente ist die Vorliebe, hochdeutsche Substantiva, die zwischen e und en schwanken, im Singular vocalisch in a zu bilden, z. B. Frída, Chella, Garta, Friede, Kelle, Garten. Der Walser Dialect greift aber noch weiter und

lässt Substantiva, die im Hochdeutschen consonantisch schließen, im Singular in a auslauten, und diese Eigenthümlichkeit kehrt wieder bei den stammverwandten Schweizern, nur mit dem Unterschiede, dass bei letztern der auslautende Vocal o ist, z. B. Chârna, Stârna, Chîma, Mônia, Kern, Stern, Keim, Mond; hieher gehören vorzüglich Feminina mit den Ableitungen l und r: Geißla, Achsla, Schûfla, Trommla, Leitera, Reitara, Schnägera, Geißel, Achsel, Schaufel, Trommel, Leiter, Reiter (gröberes Sieb), Schnäger (Rüssel des Schweines).

Analog diesen Bildungen und für die Walser Mundart charakteristisch ist die verlängerte Form einer kleinen hochdeutschen Wörtergruppe als: Horn, Korn, Zorn, Morn (Morgen), Dorn, Garn und dergleichen in: Hôra, Chôra, Zôra, Môra, Dôra, Gâra, auch Eichôra, Eichhorn, Ahôra, Ahorn, übermôra, übermorn¹⁾.

Jene elf Verba, welche der Schweizer Sprache eigenthümlich sind und das Präsens, die erste Person, den Imperativ und ebenso das zweite Particip (mit Ausnahme zweier Formen) einsilbig bilden, finden sich auch im Walser Idiome.

	Infinitiv.	Imperativ.	Praesens.	Particip.
1.	şî, sein,	bis	bî	gsê
2.	hâ, haben.	hab	hâ	gehâ
3.	gôh, gehen,	gang	gôh	gganga
4.	fôh, fangen,	fôh	fôh	gfôh
5.	ştôh, stehen,	ştôh	ştôh	gştanda
6.	lô, lassen,	lâss	lô	glô
7.	schlôh, schlagen,	schlach	schlôh	gchlôh
8.	thua, thun,	thua	thua	thua
9.	gê, geben,	gib	gib	ggê
10.	nêh, nehmen,	nöm	nöm	gnô
11.	chô, kommen,	chomm	chomm	chô

Şî wird so flectiert: ich bî, du biş, er işt, mer şind, er sâid, şie şind; Prät. Conj.: ich wêr, du wêrişt, er wêr, mer wêren etc.

¹⁾ Der Montavoner würde sagen: Hâra, Kâra, Zâra u. s. w.

Hâ: ich hâ, du hešt, er hed, mer hend, er häid, sie hend; Prät. Conj.: ich hätt, du hättest, er hätt etc.

Gôh: ich gôh, du gâišt, er gâid, mer gônd, er gônd, sie gônd; Prät. Conj.: ich gêng, du gengšt etc. Genau so wird auch štôh flectiert.

Fôh: ich fôh, du fâchšt, er fâcht, mer fâhen etc.

Lô: ich lô, du lâšt, er lād, mer lônd, er lônd, sie lônd; Prät. Conj.: ich lêß, du lêßišt, er lêß, mer lêßen etc.

Schlôh: ich schlôh, du schlâhšt, erschlähd, mer schlônd etc.; Prät. Conj. nur mit Umschreibung: ich thêt schlôh.

Thua: ich thua, du thuašt, er thuad, mer thuand, er thuand, sie thuand; Prät. Conj.: ich thêt, du thêtšt, er thêt etc.

Gê: ich gib, du gišt, er gid, mer gend, er gend, sie gend; Prät. Conj.: ich gêb etc.

Nêh: ich nôm, du nômšt etc.; Prät. Conj.: ich nêhm, du nêhmšt etc.

Chô: ich chomm, du chonšt, er chond, mer chômmen, er chômmet, sie chômmen; Prät. Conj.: ich châm, du châmšt etc.

Von den Ablautungen der nhd. Doppellaute ei und au war oben die Rede. — Das nhd. eu lautet öfters äi, z. B. Fräid, Freude, läigna, leugnen, ştrăia, streuen (sonst in Vorarlberg: Fród, lögna, ştrôa); wo aber dieses nhd. eu aus altem iu erwachsen ist, lautet es wie ú, z. B. Lût, Leute, dûtsch, deutsch, Fûr, Feuer etc. — Das nhd. ie geht ebenfalls theils in äi, theils in ú über, z. B. Chnăi, Knie, chnăia, knien, Flăiga, Fliege, tâif, tief; in ú geht ie über in frúra, frieren, zúha, ziehen, núba, niesen u. a., also in den Fällen, in welchen nhd. ie altem iu entspricht, welches Gesetz auch für die andern vorarlbergischen Mundarten gilt.

Das altlange a = â hat auch bei den Walsern eine starke Hinneigung gegen langes dumpfes ô (=â), z. B. Jâhr, Jahr, Schlâf, Schlaf. Diese Eigenthümlichkeit theilen die Walser

nicht mit ihren Vätern in Wallis, indem daselbst nach dem Zeugnisse Stalders das altlange a noch völlig rein gesprochen wird.

Einen reichen Schatz altherrwürdiger Worte und Wortformen bewahrt die Mundart des Bregenzerwaldes, besonders die im innern, um Au, Schnepfau, Andelsbuch etc. So lauten daselbst nicht nur die Substantiva und Adjectiva, sondern auch die Verben im Infinitiv in o aus, also: Hexo, Hosō, i dar dunklo štילו Nähť, Hexe, Hose, in der dunkeln, stillen Nacht; bindo, pffo, binden, pfeifen; auch in der dritten Person Sing. Praes. tritt bei Verben an die Stelle des abgeschwächten, tonlosen et das vollere, wohl lautende ot, also bindot, pffot. Dieser Ausgang ot ist ein interessanter Nachklang aus uralter Zeit; so heißt es in einer althochdeutschen Uebersetzung der Psalmen: „hêrro ist sîn namo — des si Got kelobot — sô offenot er sîna stimma“. — An das vorige Nähť, die Nacht, lässt sich die Bemerkung knüpfen, dass der Hauchlaut ch, welcher sich etwa in dem 14. Jahrhunderte durch das vortretende c verstärkte, im Bregenzerwalde noch häufig in alter, reiner Form gefunden wird; also: Nähť, Naechte, Nacht, Nächte, rêht, recht, noh, noch, Nähpûr, Nachbauer, er heat's bráht. er hat's gebracht u. s. f.

Das getrübte, dem ä sich nähernde nhd. e geht im Bregenzerwalde fast ohne Ausnahme in ea über; das nhd. Besen, lesen, selb (selbst), Weg, Bettler u. s. w. lautet also: Beaso, leaso, sealb, Weag, Beatler.

Das nhd. kurze a nähert der Bregenzerwälder (auch der Walser) in der Aussprache dem dumpfen o = à, also Hâlda, bâld, kâlt, Wâld, Halde (abschüssige Wiese), bald, kalt, Wald, während der Bauer im Montavon, im Walgau und Rheingau kurzes nhd. a mit seltener, beneidenswerter Reinheit spricht.

Nhd. i, besonders vor n und im Inlaute, geht fast regelmäßig in ea über, also: gweaß, Reand, Keand, seand u. s. f., gewiss, Rind, Kind, sind.

Der Vortrag, besonders der Frauen, hat etwas Seltsames, Singendes, ein eigenes Wiegen und Tragen der Silben, auf welchen der Nachdruck liegt. — Sprachforscher wollen die Stamm-

wörter, Formen und die Ausdrucksweise des Nibelungenliedes in der Wäldersprache wiederfinden. Vgl. Zeitschrift des Ferdinandeums [eigentlich: Beiträge zur Geschichte, Statistik, Naturkunde und Kunst von Tirol und Vorarlberg] 1827, III, 268. — Sei dem, wie ihm wolle, so viel ist gewiss, dass sich viele Wörter weder in den Nibelungen noch in andern oberdeutschen Mundarten finden. Kinder z. B. werden Gôbe, Göbel, auch Gôge genannt, Drätt und Damm heißen Vater und Mutter, aus d'r Ätt und d'Amm. Smelgen, Fêl, Sputtel, Mâtel heißen Mädchen, Jungfrauen, vielleicht durch Umstellung von 's Mägdle, figlia, Sputen oder Spatl (Ziege), Mâdel und durch den beliebten Uebergang des â in â = Mâdel, Mâtel.

Der Dialect des Vorderwälders ähnelt ganz dem ober-schwäbischen; diesen schwäbischen Anstrich gibt ihm besonders die Ablautung des nhd. Doppellautes ei in oi und ui (im innern Walde in á). Vgl. obiges Schema, also Stoi, hui, huim, Stein, heim (in die Heimat, nach Hause). — Charakteristisch für den vordern Wald ist die Erweichung der Liquida l und n in u, man spricht daher aut für alt, Autâr, baud, Statthauter, Sauz, Gaud statt Altar, bald, Statthalter, Salz, Gold¹⁾, ferners auderer, anders, Mautel, Saud, Waud, sieud, Kieud für anderer, anders, Mantel, Sand, Wand, siend (sind), Kiend (Kind) u. s. w.

Die Sprache an der nördlichen Grenze des Landes um Bregenz, Hörbranz, Hohenweiler, Sulzberg, Rüfensberg u. s. w. ist durch zahlreiche ober-schwäbische Worte und Wortformen versetzt; da hört man z. B. briegga, weinen, allad, allezeit, immer, iht, êht = (n)iht, (n)êht, nicht, dann den Ablaut des nhd. ei in oi, loisle, leislich, leise, noißas, neißas, neiz was, ich weiß nicht was, Goißbock, Geißbock, ferners den Uebergang

¹⁾ Unter den nachfolgenden Sagen sind erzählt in der Montavoner Mundart die Nummern: A I, 1, 17c; II, 1, 3b, 4, 5, 6, 7a, b, c, e; IV, 6; VIII, 2; X, 8, 15a, b; in der Walser Mundart die Nummern: A I, 5, 11, 12; II, 11; III, 1e, f; X, 1; XI, 4; in der Wälder Mundart a) in der des vordern Waldes: A VI, 1; VII, 4; b) in der des innern Waldes: A I, 10; III, 12; IV, 2, 16, 17, 25c; VIII, 7.

des nhd. eu in ei, Freile, Fräulein, Kneiel, Kneuel u. s. w. Dieses oberschwäbische Element dringt sogar nicht nur in den vordern (wie oben bemerkt), sondern auch in den innern Wald; so hört man um Au: dernau', nau' und nau', laut, amaul, d. i. darnach, nach und nach, lasst (mhd. lât), einmal.

Um in dem Vortrage der dialectischen Sagen den volkstümlichen Klang zu erhalten, wurde [der Hauptsache nach] das von Dr. Frommann in seiner Monatsschrift: „Die deutschen Mundarten“ (Nürnberg, 1854—57) aufgestellte System zur Bezeichnung mundartlicher Laute festgehalten.

I. Vocale.

1. Lange, rein hochdeutsche Vocale: â, ê, î, ô, û; å, ö, ü.
2. Kurze, rein hochdeutsche Vocale: a, e, i, o, u; ä, ö, ü.
3. à der abwärts sinkende, dem o sich nähernde kurze Mischlaut zwischen a und o: er hât.
4. å der dem vorigen entsprechende länge Laut (engl. a³): wâhr, klâr, gâht, ştâht.
5. é der helle, scharfe, dem französischen é entsprechende kurze Laut des hochd. wenn, Elle.
6. ê dessen Länge hochd.: ewig, jeder.
7. è der getrübe, meist gedehnte, dem franz. è entsprechende Laut des hochd. wer.
8. âu bezeichnet diejenige diphthongische Mischung dieser Laute, in welcher das längere â (= $\frac{2}{3}$) das kürzere u (= $\frac{1}{3}$) überwiegt, wie dies ausschließlich nur in der Walser Mundart vorkommt.
- [9. Das Pronomen sie und der Artikel die werden diphthongisch geschrieben, aber nicht so gesprochen.]
- [10. Bei den Majuskeln der Vocale finden keine weiteren Lautbezeichnungen statt; die betreffenden Wörter sind im Glossar nachzuschlagen, wo ihre Aussprache näher angegeben ist, wenn dies überhaupt nöthig schien. Ebenso fehlt bei S unten der Haken, welcher den Zischlaut vor Consonanten anzeigen sollte.

Eine Aufnahme der betreffenden Wörter in das Glossar war unnöthig.]¹⁾

II. Consonanten.

11. Mit ş wird die oben erwähnte Eigenthümlichkeit der Walser Mundart ausgedrückt, die fast alle s wie sch (vgl. das engl. sh) zischt; das walserische $\text{schie gónd} = \text{sie gehen}$, $\text{schîs Vatersch Hûs} = \text{seines Vaters Haus}$, wird also gegeben durch: şie gónd , şîs Vatersş Hûs .

12. ´ steht für ein ausgefallenes r , wie: $\text{nu´} = \text{nur}$.

13. Das Häkchen , unter einem Vocal vor ausgefallenem n , namentlich wenn durch diesen Ausfall jener nasalirt wird, z. B. $\text{Mâ} = \text{Mann}$, $\text{gsî,} = \text{gesîn}$, gewesen.

14. Der Apostroph ' steht für andere ausgefallene Laute, auch in Verbindung mit einem Vocale wie: 's Wîb , das Weib.

[15. Sagen, Anmerkungen oder einzelne Einfügungen, welche zwischen eckigen Klammern $[\]$ stehen, rühren nicht von Vonbun, sondern vom Herausgeber her.]

¹⁾ [Seit Vonbuns Tode hat die verdienstvollsten Forschungen über die Lautlehre unserer einheimischen Mundarten angestellt Dr. V. Perathoner in seiner Schrift: „Ueber den Vocalismus einiger Mundarten Vorarlbergs“. Innsbruck, 1888.]

A.

MYTHEN UND MÆRCHEN.



I. Wuotan. — Wuotans Heer.

Wuotan, der höchste Gott bei allen deutschen Stämmen, war Leiter und Lenker des Krieges und der Schlacht, Vater des Heeres, des Sieges und der Gefallenen. Als solchen dachte man sich ihn in voller Waffenherrlichkeit, mit Helm, Brünne, Schwert und Speer auf hohem, weißem, die Lüfte durchfliegendem und die Wasser überschreitendem Rosse.

Von diesem schimmelreitenden Gotte haben sich in unserer Sage nur wenige und undeutliche Spuren erhalten.

War Wuotan hauptsächlich der reitende Gott, so stand ihm doch auch ein Wagen zu Gebote, der Woenswagen, wie die Niederländer sagen, d. i. Wodanswagen, das Gestirn des Bären.

Er stieg auch öfters zu den Menschen hernieder und erschien gütig und freundlich in ihrer Mitte ohne seine glänzende Rüstung, sondern mit einem Mantel und einem breitkrämpigen Hute angethan.

Den alten Deutschen galt Wuotan auch als alldurchdringender Geist der Natur. Wenn der Sturm durch die Wipfel der Bäume brauste, so glaubten sie, ihr höchster Gott ziehe mit seinem Gefolge segnend durch die Lüfte, und warfen sich ehrfürchtig mit dem Gesichte zu Boden und ließen den Gott über ihrem Haupte hinziehen. Das ist das, was man das wüthende Heer nennt, welches in jeder Nacht, besonders aber in der heiligen Zeit der Zwölften, d. i. von Weihnachten bis Dreikönigen, Wälder und Schluchten durchtobt.

Um Bregenz und Dornbirn nennt man das wüthende Heer Wuethas¹⁾, im Bregenzerwalde Muotas. Im Oberlande, besonders im Walsertthale, tritt das wüthende Heer unter dem Namen Nachvolk auf. Dasselbe erscheint, wie schon aus dem Namen zu entnehmen, immer zuhauf als Volk und bei Nacht.

Das Sausen und Brausen des Muotas wird öfters noch als entzückende Musik geschildert, und auch die Züge des Nachvolkes geschehen unter Trommel- und Pfeifenklang und sogar durch die Hausflur.

Der alte Gott verlor aber unter dem Einflusse des Christenthums sein zutrauliches Wesen, seine nahen Züge, und gieng in den Begriff einer finstern, schreckenden Gewalt über, welcher immer noch gewisse Einwirkung verblieb. Den Menschen und ihrem Dienste gleichsam abgestorben, irrt und schwebt er in den Lüften, teuflisch und gespenstisch. Grimm, Myth. 870.

Der Bregenzerwälder hört daher in seinem Muotas meistens einen grauenerregenden Lärm, der von den Berghöhen sich ins Thal herabzieht und dann wieder die Richtung nach den Gebirgen und Töblern einschlägt. Man glaubt, dass es durch die Lüfte reitende, böse Geister und Hexen sind, die dieses Gesaus und Gebraus auf ihrer nächtlichen Fahrt verursachen. Bloß Sonntagskinder können etwas von ihren Gestalten wahrnehmen, die andern Menschen sind nur auf das Hören angewiesen. Wer bei dem Erscheinen dieser bösen Geister auf dem Wege oder im Felde ist, soll das Kreuz machen, ihnen ausweichen und sie ruhig vorüberziehen lassen, zu Hause aber die Haus- und Stallthüren sorgsam verschließen; denn wo sie hineinkommen, bringen sie sowohl dem Menschen als besonders den Hausthieren Krankheiten und andere Uebel.

Der Oberländer versetzt die stationäre Behausung des Nachvolkes auf Alpenhöhen und Berggräte, von wo es bisweilen mit fürchterlichem Tosen durch Töbler und Klüfte auf die von Men-

¹⁾ Man unterscheidet daselbst das groß und klein Wuethas. Ersteres fährt mit voller Musik, letzteres nur mit einzelnen Instrumenten durch die Lüfte.

schen bebauten Niederungen herabfährt. In demselben ziehen scheußliche, abschreckende Gestalten, und man ist auf Mittel besonnen, vor ihrem bösen Einflusse sich zu wahren.

Dem wüthenden Heere gehört wie Wuotan auch Frau Holda (oder die in unsern Gegenden öfters an ihre Stelle getretene Frau Bertha) an. Begleitet wird sie bei ihrem Umzuge mit dem Wütenheere von Eckhart, dem getreuen Pfürtner am Eingange des Venusberges. Beide uralten mythologischen Gestalten treten auch im Nachtvolke auf.

1.

Die Predigt am Lüner See¹⁾.

(Mündlich. Schruns.)

Am Part vom grüena Lüner Sê,
 Hoch übrem Dârfe Brand,
 Dâ hond amâl si' Hirta zwê
 Verwilet mitanand;
 Am úser Frauatag²⁾ iſ gsî
 Bim früiha Margasunnaschî.

¹⁾ Im Innern des Brandnerthales, 4680 Fuß [1924 m] über der Meeresfläche, breitet sich der Lüner See aus. Sein tiefgrüner Spiegel hat fast zwei Stunden im Umfange und ist ringsum von hohen wilden Felswänden umgeben, die nur eine schmale Oeffnung nach Norden haben. Aus ihm bricht unterirdisch der Alvierbach hervor. Dieser See gilt dem gemeinen Manne als ein geheimnisvolles, unergründlich tiefes Wasser. Als einmal einer ein Senkblei in denselben warf, so rief ihm aus der Tiefe eine Stimme entgegen: »Ergründest du mich, so verschlinge ich dich!« Es ist also dieser See für Vorarlberg [wo man allerdings auch vom Sonderdacher und Körber See dasselbe erzählt], was der Egelsee auf dem Heitersberge dem Canton Aarau oder der Mummelsee dem Schwarzwalde, der Arber See dem Böhmerwalde. In ihm hausen nach der Vorstellung des Volkes mancherlei Ungethüme, und viele Geister wurden von Kapuzinern und andern frommen Priestern in denselben verbannt; auch etwelche Priester selbst sitzen in demselben und geistern. Es geht auch die Prophezeiung, er werde einmal ausbrechen, sein Wasser werde alsdann bei der Bludenzer Kirchenstiege bis zur siebenten Stufe hinanreichen, und der ganze innere Walgau werde überschwemmt sein; bisher sei sein Ausbruch nur noch durch einen ungeheuren Felsblock gehemmt, der mit mächtigen eisernen Klammern an die unterirdische Oeffnung angeschmiedet sei.

²⁾ Am Feste Maria-Himmelfahrt, den 15. Augst.

Uf êmâl hörn sie's Brandner Glút,
 Vom Thâl dun bis zem Sê,
 So fîrle und so hell wia hût
 Klingt's, râthi', sêltamêh,
 Es rüeft de Dârfler allasammt
 Zer Predig und zem heil'ga-n-Amt.

Dà sêt der ê: „Es îst dècht nètt
 A so en Glockaklang,
 Doch wûrd, a's wenni' Hêmwêh hätt,
 Mer schwèr derbei und bang:
 I' môcht drum ô' am Fîrtig hût
 Zer Predig gôh wia ander Lût“.

Der ander lacht: „Jà, fêhlt net mêh,
 Se wáßi' bald en Ráth:
 Es gásten Hêra dá im Sê,
 Wia d'Sag im Ländle gáht,
 Es sôll vo denna êner kô
 Und ús a Fîrtig-Predig hô“.

Und wia der Spöttler das hát gredt,
 Se rúcht's im Sê — was îs? —
 En Hêr i Chôrrock und Baret
 Kunnt gschwumma wia en Fisch;
 Er rîtt en Schümmel, setzt a d's Land,
 A guldis Lâtsál i der Hand.

Der Rîter schwenkt dem Bôswicht zue
 Und hebt den Arm i d' Hôh
 Und prediget dem Hirtabue,
 Es hillt vo Fels und Stê;
 Und „Amen“ gellt's — en Sprung in Sê —
 Und Ross und Mâ siehst niema mêh.

Der Hirt hát aber nia nût gschwätzt,
 Was Sprüch und gueti Lêhr

Hei sèllmàl usanandergetzt
 Am Lüner Sê der Hêr;
 Er hàt sî Predig bald derná'
 Met untra gwíchtsa Boda gnô.

2.

Der Schimmelreiter.

(Mündlich. Bludesch.)

Im Ried zwischen Bludesch und Schlins gehen die Geister um. Der vornehmste derselben ist der „Schümmelriter“; ein Mann in schwarzem Mantel und dreieckigem Hute, einen Brief in den Händen haltend, reitet das Ried auf und ab, aus und ein, aber nur zu gewissen Zeiten und nur wenigen besondern Leuten sichtbar. Jener Brief enthält das ungerechte Urtheil, das vor uraltem in einer Streitsache gefällt wurde.

Bludesch und Schlins lagen lange im Hader wegen einer Waldung, ohne dass die Sache zum Austrag kam. Da ergriff der Zwingherr, der auf dem Schlosse Blumenegg hauste, die Partei des Bludescher, bestach den Richter, und die Schlinser verloren den Prozess bei Putz und Stiel. Seit jener Zeit aber geistert der verruchte Zwingherr von Blumenegg als „Schümmelriter“ auf dem Riede zwischen dem Schlinser und Bludescher „Hölzle“.

3.

Der Pferdehoeker.

(Vernaleken, S. 80.)

Von alten Leuten hört man in Lustenau oft erzählen, dass damals, als die Landstraße noch durch den Wiesenrain (Dörfchen bei Lustenau) den Rhein entlang lief, einmal ein feuriger Mann im Nu auf die Wagenpferde sich gesetzt habe. Zwar hat er weder dem Rosse noch dem Mann etwas zuleid gethan, auch kein Wort geredet und ist dann plötzlich wieder verschwunden. Oft hat er sich auch auf den Wagen gesetzt, und dann haben die Pferde nicht mehr vermocht, denselben von der Stelle zu

ziehen; sie haben plötzlich am ganzen Leibe geschwitzt und wie bei der größten Hitze aus dem Munde geschäumt. Wenn auch der Fuhrmann den Geist noch so oft vom Wagen herunterwies, so ist er doch nur weggegangen, wann es ihm beliebte.

4.

Der Girenwagen¹⁾.

(Vernaleken, S. 69 und 70.)

Im Dorfe Lustenau erzählen die alten Leute noch, dass alle sieben Jahre einmal der Girenwagen vom Himmel herabkomme und über die Erde fahre. Wenn er vorbeifährt, so vernichtet er jeden, der nicht schnell sein Schnupftuch herausnimmt, es auf den Boden wirft und sich darauf setzt. Dabei muss er sprechen: „Ich bin auf meiner Sache“, und so kann er einem nichts anhaben. Der Girenwagen macht ein solches Gerassel, dass man ihn von weitem kommen hört.

„Girenwagen“ ist eine eiserne Maschine, ein kleiner Wagen auf vier Rädchen, welche kleinen Sternen ähnlich sind. Auf einem solchen Wagen wird das Obst zum Dörren in den Ofen geschoben. Unter dem obigen Girenwagen nun verstehen die Bauern jener Gegend das Sternbild des großen Bären, welches große Aehnlichkeit mit jenem Wagen hat.

Die Benennung „Girenwagen“ ist vielleicht zurückzuführen auf „giren“ (gähren, wie man sagt: der Girkeller, s. Schmeller, Bair. Wörterb. II. S. 62) oder auf unser mundartliches „gîra“, girren, Geräusch machen.

In dem Dorfe Lustenau erzählt man auch Folgendes. Unbekannte Zauberer hielten einmal mit dem Girenwagen vor einem Bauernhause. Im Stalle war ein Büble mit einem weißen Käpple. Die Unholde hatten aber auf ihrem Wagen ein gleich großes Büble mit einem rothen Käpple. Beide Knaben fangen an miteinander zu spielen, und während des Spielens vertauschten sie

¹⁾ Zu vergleichen: Kuhn, Nordd. Sagen, Nr. 265, 1. S. 493 (222). Nr. 117. Grimm, Myth. 138. 164. 664. 687.

ihre Käpple. Als nun der Girenwagen mit der ganzen wilden Gesellschaft aufbricht, die Fahrt fortzusetzen, nehmen sie das Büble mit dem rothen Käpple mit, in der Meinung, es gehöre ihnen an.

5.

Die drei Stände.

(Mündlich. Raggäl.)

En Bûr gâid amâl i d' Stadt und erwünscht uf der Strâß en Afechât und en Châufmâ, dia âu' uf 'em şella Wâg gsê sind, und gîd 'na 's Gleit. Dia dreu Mâ wandren scho a pâr gueti Stond, und an jiedwêdera meint, jetz und de werdens' i d' Stadt chô, aber was nûd vâ nem seh lâd, îşţ èba d' Stadt, und der Bûr şteld şî' umsos uf d' Zêba, um va witem âtta Tûrn oder Châmmi z' seh, er châ mit chem Aug a Gfichnişţ gwâhrna. Es chont 'na drom alla dreua bâld z' dödderla, und şie meinen âfôh, d' Strâß hâi şî' âtta theild, und şie hâien's im îfriga Schwâtza ned gmercht und şeien şo fêhl gganga. Dâ îşţ freile gueta Râth thûra gsê; der Bûr meint, ma sôtţ noch as Wile wîter gôh uf der Strâß, der Afechât aber lârmet: „Ich gôh ken Schritt mêh wîter uf dem Teifelswâg“, „und ich âu' ned“, chîbet der Chrômer drê. Der Bûr lâd şî' aber ned âbwendig macha und gâid allei uf der Strâß wîter; die andera zwei chönd neißan-âu' ned ôber eîş chô, und der eî gâid feldûs, der ander feldî. Nâch und nâch gâid d' Sonna âhi, es dîmeret und nachtet bâld, und onder der Zit îş mim Bûr 's Gôh erleidet, zum Glûck aber ştâid nèbet der Strâß as Chapâllele, und dâ jéder zue şî' sêlb: „I d' Stadt chommi' hût, schâtzi', nômma, so blîbi' grad i dem Chilchle ôber Nacht“. Er bêtet drûf noch 's Abedgebêt, nômt Wichwasser us 'em Chessele, leid şî' de Léngawâg uf 'nen Bêtstuehl und vertschlâft.

Aber ned so guet hend's die andera zwei ertroffa.

Der Chrômer gâid ned lang uf 'em Feldwâg, so chond er in as Gştûd îhi und verwichelt şî' drê, dass vam Usserchô che Red mêh îşţ; er rişţ und rupft wôhl us Lîbschrâfta a de Stûda und Grêtzga om, es hilft em aber ze nûd, a's ze 'na pâr Chrêtz

i d' Händ und d' Bagga, und z'lešt verleidet's em, und er nöm̄t hält schlècht verlieb mit şim Nachtlager.

Der Afechât gäid âu' as Wile und drôlet uf eimäl in a Gulla-n-îhi; er gomp̄et und hopp̄et z'êr̄st greusele, es hilft aber âu' nüd, er sprützt şi' nu' 's Güllawasser i 's Gsicht und nöm̄t desgl̄icha schlècht verlieb.

Es tâget wider, und fröndle lueget d' Sonna vam Grät i d's Thäl, und dà erwacht der Bûr im Chapällele, ribt şi' de Schläf us den Auga, macht şi' wider z'wäg und bêtet 's Mörgetgebèt vor 'm âhe. Er gäid ned lang, se siehd er va witem die goldena Chreuz i der Mörgetsonna glitzgela, und 's lacht em d's Herz im Lib, und er schreitet so licht und guetmâ uf der Sträß witer wia as Gitzi uf 'ra Hâlda und erwünscht bald şina geştriga Gspóna, den Afechât und de Chrómer. Dia sägen em surrig und ũsöd „Gueta Mörget“, verzellen, wia şie's nächtig ertroffa häien, und der Chrómer wüsch̄t derbei mit dem Fazanêdle bluetige Chrêtz a Händ und Bagga-n-âb, und der Afechât putzt şine Stîfel a de Wëgwârtena vor'm âhe. Wia die dreu so gönd und der Stadt zueilen, so chont Gottvater a's as grouwbärtigs Männle im a blappeta Huet zue 'na (chein hed chônna säga, wohâr es einermäl chô şei) und jéd: „Lón mi' âu' mit“, und gäid mit'na. Der Bûr schwätzt mit dem Männle (denn der Afechât und der Chrómer şind neißa ned gâr gschwatzber gsê) und verzell̄t em, was 'na nächtig bigegnet şei. 'S Männle loset und loset und jéd drûf, wo der Bûr hed usgschwätzt gchâ: „Mercht, ihr Wanderer, äier geştriga Zufall hed dia Bedütig: Der Bûraştañd işt z'nêhş̄t bim Himmel, der Chrómerştañd z'nêhş̄t bim Fëgfür und der Afechâtaştañd z'nêhş̄t bi der Hell“. So hed 's Männle gsäid, und due iş 's wider verschwonda, die dreu hend ned gwisst wohê.

Vergleiche damit das Erscheinen Mercuris und Odins auf Erden, um die drei Stände zu gründen.

6.

Der Pfarrer.

(Elsensohn, S. 15.)

An der südlichen Seite des Dorfes Bezau fließt vor demselben der Gräbenbach vorüber. Am linken Ufer desselben im sogenannten Ueberi ist es bisweilen zur Nachtzeit nicht ganz geheuer. Denn man begegnet einem Manne im schwarzen Talare mit einem großen Schlapphute auf dem Kopfe und einem Brevier unter dem Arme. Es soll diese nächtliche Erscheinung ein ehemaliger Pfarrer des Dorfes sein, der, weil er mehr Geld für Messen annahm, als er dafür lesen konnte, zur Strafe auf diesem Wege, wo er seinen gewöhnlichen Spaziergang machte, nun geistern muss. Aber niemand soll es bisher gewagt haben, ihn anzureden. Seit einigen Jahren hört man nichts mehr von seinem Erscheinen; er dürfte daher seine Strafe ausgeübt haben und erlöst sein.

7.

Der Mann auf Salundi.

(Mündlich. Bärz.)

In der Bürseralp Salundi, im innern Walgau, geht nach Kreuzerhöhung ein geisterhafter Mann um. Ein Jäger traf ihn einmal mitten im Winter: es war ein großer schwarzer Mann in einer „Fueterschlutta, en blappeta Huet uf 'em Kopf und en Mietsack um a Lib“¹⁾, der schlotternd und zitternd der Deihja zuwankte, kläglich wimmernd: „Tschuderi hû, mi' frürt!“ Auf die Frage des Jägers, was er um diese Zeit noch in Salundi schaffe, seufzte der Mann: „I' mueß den arma Lûta 's Vâh mietna, den richa hon is schq gmietnat.“

Dieser gespenstige, butzhafte Mann in dem breitkrämpigen Hut ist Wuotan, der hier offenbar als Gott der Vieh-

¹⁾ D. i. im Futterspenser, mit breitkrämpigem Hut und einem Sack voll Salz und Kleien um den Leib; Mieta f. — daher mietna, verb. trans., dem Vieh ein Gemisch von Salz und Kleien geben.

zucht erscheint. Hackelberg kann kein Salz bringen. Vgl. Vernaleken, S. 78.

8.

Das Nachtvolk.

(Mündlich.)

a) In Satteins fuhr das Nachtvolk neben der Burgruine Schwarzhorn durch die Hollagasse herab unter herrlicher Musik, unter Saitenspiel und Pfeifenklang, Trommel- und Paukenschlag, sehen konnte man aber nichts als nur einen Wind. Im Dorfe herunter zog es neben Sepples Haus — es steht dasselbe an einer Kreuzgasse — vorbei. Neben Sepples Haus war ein großer Misthaufen, und wenn das Nachtvolk durch die Gasse herabkam und in gerader Linie weiter wollte, so musste es über diesen Misthaufen ziehen. Da gieng das Sepple und schrotete ein Stück von dem großen Misthaufen fort, damit das Nachtvolk einen bessern Weg bekäme.

b) In der Zalöchera bei Bürs sind es vier einsame im Quadrat stehende Häuser, zwischen welchen es nächtlicher Weile kreuz und quer hin und wieder fährt.

c) In Schruns steht ein Haus, in dessen Atrium vier Thüren im Kreuze angebracht sind, und dieses Haus war vor alters viel vom Nachtvolve besucht, wie daselbst jedermann weiß.

d) Ueber Frastanz auf dem Kläslefeld hatte dieses nächtliche Volk seinen Zug in dem daselbst einsam stehenden Hause durch den Hausgang, man musste deswegen bei Nachtzeit immer die Haus- und Hinterthüre offen lassen, um ihm den gewohnten Weg nicht zu versperren. Riegelte man aus Vergessenheit die Thüren, so machten die späten fremden Ankömmlinge einen solchen Lärm und ein solches Getöse, dass kein Hausinsasse mehr schlafen konnte.

e) Auf Raggäl hörte der alte Künig das Nachtvolk gar manche Nacht durch das Grattobel neben seinem Hause „äherschellna“.

9.

Die Verschmausung der Kuh.

(L. Steub, Drei Sommer in Tirol, 1. Aufl., S. 82.)

Einmal stellte das Nachtvolk auf dem vordern Boden im kleinen Walsertale am hellen Tage, an einem Apostel- oder Maria-Feste, während des Gottesdienstes einen prächtigen Schmaus an. Es nahm die schönste Kuh aus dem Stalle, machte sich viel Geschäft, sie zu schlachten, zu sieden, zu braten und verzehrte sie unter Tanzen und Springen, Singen und Jauchzen und unter dem angenehmsten Trommel- und Saitenspiel. Es gab auch den Kindern des Hauses gar niedlich zu essen, verbot ihnen aber, einen Knochen zu zernagen oder zu verlieren. Endlich suchte es die Knochen sorgsam zusammen, konnte aber trotz allen Fleißes einen nicht mehr finden. Nun wickelte es die übrigen in die Haut und sagte, es müsse die Kuh gleichwohl hinken lassen, was sich auch in der That so befand; denn dieselbe stand im Stalle, so brauchbar als zuvor, nur dass sie den einen Fuß etwas nachschleppte.

Donar oder Thôrr, der Sohn Wuotans und der Erde, lässt die abgegessenen Knochen der Böcke beiseite legen und aufheben, damit er sie neu beleben und vor seinen Donnerwagen spannen könne. J. Grimm, Myth. I, 168. Vgl. auch die Mythen von Thôrr, IV. Mythus: Thiálfí, gesammelt von L. Uhland.

10.

'S M u o t a s¹⁾.

(Elsensohn, S. 7.)

Núd mit da beſta Gedanko seand amaul zwo Mátla vu Schrecko (ein Weiler bei Au) gi Rámo (ein Dorf ganz in der Nähe von Schrecken). Oarmaul hinds eaz hórt in Lüfto, wia

¹⁾ Es hat ein Uebergang von W in M, Wutas in Mutas Heer stattgefunden (Simrock, Myth. S. 185), so wie man im Bregenzerwalde fast allgemein mir statt wir, mo statt wo spricht und häufig schreibt.

a himmlische Müsi', wunderschoa! Allad nêchor išt as kû und allad grällor hat as gnâhot: zeist wie Klapporo, din wie Häsling, din wie Katzogschrô, und allad wuoster. Het ob do Mátla išt as ussigfarrot, und as wâr eana schlèht ggango, wenn sie si' nûd dduckt und 's Krûz gmachot hettod. Asô abor išt as widor schoanor woado, und d' Mátla hind nix wittor dorvûtreit a's a gschwollos Gesicht.

11.

Die Musik und das Weib.

(Mündlich. Raggäl.)

Amâl išt as Wîb in 'ra môhälla Nacht vor 'em Hûs gstanda und hed zem Zîtvertrîb i d' Welt ussiglueget. Uf eimâl hört sie us der Wîte hâr a so 'na liebliche Musig, wie sie ihrer Lèbtig noch cheine ghôrd hed, grad a's thêten Engel ûfspilla, und gâid, um d' Musig besser z' hóra, vam Hûs wèg und drûf noch as Stückle wîter, und je léngeri wîter sie chond, om so lieblicher tónt's, und z'lest châ mî Wîb gâr nômma ştôh blîba und gâid und gâid und chond vor lauter Losa-n- und Losa bis an as Grátobel; dôrt siehd sie 's Nachtvolch wie im a Chreuzgang dūr' 's Tobel âherfâhra und vilprächtigt musiziera, dass dem nârrscha Wîb wûrd, a's chônnt sie nûmma gnue losa; aber uf eimâl heben die schwârza Musichanta as teifelmêbigs Gschrei â, dass 's dem Wîb dūr' Mârch und Bei gâid und dass ş' ştûhbleich hej şpringt und im Hûs noch über de Thûrschweller fîhtrôlet. Sîderjê išt das Wîb nia mêh rêcht gsond und hantli' gsê, und dassèll Gschrei hed 'ra bis in Tôd i den Ohra ttôset.

12.

Das nächtliche Gelage.

(Mündlich. Raggäl.)

En Jèger sei amâl onder 'ma dôrra tschudriga Bômle über Nacht gsê. Om Mitternacht verwach er amâl us 'em Schlâf und sêhe 's Nachtvolch uf en zûechô; dà deich er şi' bei em sèlb, mit dêrlei Volch išt ma am gschîdşta manierli' und gäng as

bitzle uf d' Sita. 'S Nachtvolch chämm dua näher und léngeri näher und ştelle şì' onder 'em Bömle uf, und dà fange 's Bömle uf eimál â vam sèlb gâr liebli' ufşpilla, das ei Äştle bläse d' Flöte, as anders d's Glarinèt und as Zwigle das chli Pffile, und 's Nachtvolch, ned fül, läss â und tanzi omme om 's Bömle, Pâr om Pâr, dass der Stäub dervâfläige. Wia der Jèger churzwilig dem Nachtvolch bim Tanza zuelueget, hört er uf eimál de Berg anderná' uffer miâua, und wia er şì' as bitzle fürşi' búckt und ober as Búhele áhíluget, so siehd er as Tschübele Chatza mit ama greusliga Gschrei ufferchrabla, und a jiedwèdere zúcht a Lágle Wí náhi am Schwanz. Wo due dia Fuehr zom Tánnele chô şei, hái der Tanz as End gnô, und jetz werde âzâpft und ígscheicht, aber no' i Kúehtschaggi und anander zuepronga. Bim Taga şeien Nachtvolch und Chatza mit de glérta Láglena áb-fáhra.

In andern Gegenden wird erzählt, dass beim Annähern des wüthenden Heeres das Gras der Matten und das Laub der Buchenwälder woge und sich neige; in unserer Sage fängt, wie das Nachtvolk seinen Reigen beginnt, ein Tannenbaum plötzlich an, seinen Wipfel und seine Aeste zu schütteln und herrlich zu musizieren: ein Ast bläst die Flöte, ein anderer Clarinette und ein Zweigchen das kleine Pfeiflein. Wenn unser Nachtvolk nichts anderes ist als das wüthende Heer (Wuotans Heer) anderer Gegenden, letzteres aber häufig nichts anderes als die Deutung des durch Luft und Wipfel der Bäume heulenden Sturmwindes, so ist diese Sage vom musizierenden Tannenbaum gewiss von tiefpoetischer Schönheit. Das Knarren sturmgepeitschter Eichenstämme oder das leise geheimnisvolle Rauschen windbewegten Tannenreisigs ist fürwahr herrliche Musik.

13.

Der Maultrommler.

(Mündlich. Tschagguns.)

Im Montavon war einmal ein Bauer noch spät in einer mond hellen Nacht auf den Beinen. Der Weg führte ihn zum

Müfnertobel, dort setzte er sich auf einer Steinplatte eine Weile zur Rast, zog eine Maultrommel aus der Westentasche und fieng zum Zeitvertreib gar zierlich zu trommeln an. Wie der Bauer auf der Steinplatte in die mondhelle Nacht hinaustrommelte, kam auf einmal das Nachtvolk in langem schwarzem Zuge durch das Tobel herunter, und einer aus dem Haufen schritt auf den einsamen Maultrommler zu und sagte zu ihm: „Wenn du willst, so will ich dich noch zierlicher und lustiger trommeln lehren, so zwar, dass die Tannpätschen an den Tannen ringsumher zu tanzen anfangen“. „Ja freilich will ich“, sagte der Bauer. Aber bevor der Unterricht begann, kam aus dem Haufen ein Weibsbild herbei, zog den schwarzen Musiklehrer beim Arme: „Komm, mit dem Bauer ist nichts anzufangen, der hat heute das Weihwasser genommen“. ¹⁾

14.

Der Schwegelpfeifer.

(Mündlich. Tschagguns.)

Schlimmer wäre es bald einem andern Montavoner in der Kreuzgasse zu Tschagguns ergangen. Der stellte sich dort auf, als eben das Nachtvolk mit herrlicher Musik herunterfuhr, und ersuchte einen aus dem schwarzen Zuge, er möchte ihn die Schwegelpfeife blasen lehren; der aus dem Nachtvolge aber erfasste dem Bittsteller den Daumen und drückte ihn mit solcher Gewalt in die Mündung der Schwegelpfeife, dass das Blut unter dem Nagel hervorspritzte. Der Montavoner hatte auf das hin keine Lust mehr, die Schwegelpfeife zu blasen, und warf sie weit von sich. Als er später zufällig wieder einmal eine Schwegelpfeife in die Hände bekam, siehe, da konnte er sie so lieblich blasen, wie er seiner Lebtage so was nicht gehört hatte.

¹⁾ [Diese Sage veröffentlichte Vonbun im 6. Jahrgange von Frommanns „Deutschen Mundarten“ S. 155 in der Montavoner Mundart.]

15.

Die Bedingung.

(Mündlich. Tschagguns.)

Ein Tschaggunser wollte vom Nachtvolke, von dessen musikalischer Kunstfertigkeit er schon Wunder gehört hatte, die Flöte blasen lernen. Er postierte sich daher einmal an der Kreuzgasse, als eben das Nachtvolk vorbeizog, und stellte sein Ansuchen. Da ward ihm die Antwort, er solle sich bei der nächsten Fahrt des Nachtvolkes wieder an der Kreuzgasse aufstellen, dabei aber ja nicht lachen oder reden, überhaupt keinen Laut von sich geben, was immer er auch zu sehen bekäme; bestehe er diese Probe, so werde er fürderhin die Flöte meisterlich blasen können. Der Mann versprach, wie ihm gesagt wurde, und stellte sich auch wirklich bei der nächsten Fahrt des Nachtvolkes an der Kreuzgasse auf. Der Zug nahte — scheußliche und abschreckende Gestalten! Der eine hatte gar keinen Kopf¹⁾, der andere trug ihn unter dem Arme, wieder andere, welche die Köpfe regelrecht zwischen den Schultern hatten, machten einen Lärm, dass es einem durch Mark und Bein gieng, und zu allem dem sah der Zuschauer über sich einen großmächtigen Mühlstein an einem Faden hängen; er blieb aber standhaft, muckte sich nicht und stand da wie eine laut- und sprachlose Bildsäule. Der Zug rauschte allmählich vorüber, und zuletzt lief noch eine nach, die hatte eine Kochkelle im After stecken und brummte zu sich selber: „Sie stecket i der Rahma!“ Bei diesem Anblicke aber musste der Mann unwillkürlich lachen, bestand also die Probe nicht, und mit dem Flötenblasen war es aus.

¹⁾ Im Mansfelder Lande fuhr das wüthende Heer alle Jahre auf Fastnacht vorüber; darunter liefen einige kopflos oder trugen ihre Schenkel auf den Achseln. Grimm, Myth. II, 887.

16.

Das Nachtvolk warnt.

(Mündlich.)

a) Einmal kam nachts beim Heimgehen ein Mann zum Mustergielbach bei Vandans und hörte plötzlich ein Stück im Tobel droben eine prächtige Musik, blieb auf das stehen und horchte zu. Ueber einer Weile kam ein großer schwarzer Mann mit einer Pfeife und einem Taktierstock in der Hand durch das Tobel herunter auf den Horcher zu und sagte zu ihm: „Höre, guter Freund, stehe etwas auf die rechte Seite und lüfte ein wenig das Strumpfband unter dem rechten Knie, denn es kommen noch mehrere Leute nach“. Der Horcher that, wie man ihm gesagt, und alsbald rauschte das Nachtvolk mit Trommel und Pfeifen windschnell an ihm vorüber, und der letzte von der Musikbande trug eine Kochkelle in der Hand.

b) Einmal stand ein Mann nachts beim Mondschein an einem Grattobel und schaute dem Nachtvolk zu, das gerade durch das Tobel heruntergefahren kam. Wie er da so schaute und schaute, kam unversehens einer aus dem Nachtvolk auf ihn zu und sagte: „Götti, gang witer uff“. Da fuhr aber ein Grausen in den Mann, und er sprang davon.

c) Durch das Fronatobel, welches die Gemeinden Außer- und Innerbartholomäberg im Montavon scheidet, fuhr auch vor Zeiten das Nachtvolk mit zierlicher Musik auf und ab, und kam man in die Nähe, so rief es aus dem Volke: „Nöthnagel¹⁾, oba

¹⁾ Dieses Wort Nöthnagel kehrt in folgender Sage vom Nachtvolve wieder: Einmal wachte eine Magd um Mitternacht aus dem Schlafe auf und sah im benachbarten Rathhause drüben hellen Fensterschein. „Dort ist schon Licht“, dachte sie, „es muss Morgen sein, und ich habe mich verschlafen“. Sie stand eilends auf, wollte Licht machen, konnte aber unmöglich Stahl und Feuerstein finden. Sie lief nun in das Rathhaus hinüber, um Feuer zu holen. Im Rathhause aber war das Nachtvolk versammelt und freute sich des Bechers und des Mahles. Man kann sich das Entsetzen der Magd denken, als sie, in den Saal eingetreten, die gespenstigen Gäste sah. Kaum hatte sie das Herz, ihr Begehren um Licht zu stellen. Da rief einer aus dem Volke: „Wüssten wir nicht, dass du Nöthnagel wärest, wir

weg, oba weg, oder met“, und würde man kluger Weise nicht ob den Weg gegangen sein, so hätte man ohne Widerrede mitfahren müssen.

d) Sepples Leute in Satteins hätten an Frohnfasten eine Wäsche und waren gerade mit „Bûha“ (Einlaugen) beschäftigt; da fuhr das Nachtvolk von Schwarzhorn herab und rief den Wäscherinnen zu: „Hätten wir nicht erfahren, dass ihr gute, dienstfertige Leute seid, und wüsstet wir nicht, dass ihr Wermuet und Rûta (Raute) im Hause habet, so würdet ihr nicht ungestraft an Frohnfasten bûha“. So aber geschah Sepples Leuten nichts; sie ließen sich's aber gesagt sein und stellten seit derselben Zeit an Frohnfasten nie mehr eine Wäsche an.

Diese warnende Stimme, die aus dem Nachtvolk ruft, ist wohl die des getreuen Eckhart, der besonders in der thüringischen und mansfeldischen Sage vom wüthenden Heere eine Rolle spielt. Er tritt daselbst vor dem Geisterhaufen einher als ein alter Mann mit weißem Stabe (vgl. den Taktierstock unserer Sage), heißt die Leute aus dem Wege weichen, einige auch heimgehen, damit sie nicht Schaden nehmen. Jener letzte, welcher den Zug der Musikbande im Mustergielbach beschließt, ist die verkappte Frau Holda (Bertha), die wie Wuotan dem wüthenden Heere angehört; wenigstens weist die Kochkelle, ein gewiss weibliches Attribut, auf die Göttin und Beschützerin des Hauswesens hin. Die letzte etwas possierliche Figur, die in der Sage dem Nachtvolve nachläuft, erinnert an die geschwänzte Waldfrau Huldra der dänischen und norwegischen Volkssage. — Die Stimme, die Sepples Leuten zuruft, ist die der Holda oder

würden dich zermalmen so klein als das Gestrüpp unter der Sonne“. — Diese Begebenheit fiel vor im Rathhause zu Feldkirch. Darf man das bescheidene bürgerliche Rathhaus als hochgewölbten goldstrahlenden Saal, als Walhalla und das gespenstige Nachtvolk als hohe Götterversammlung deuten!? — Der Sterbliche naht sich vermessen, um das Feuer vom Himmel zu holen (Prometheus). — Es sind das kühne Vergleiche; aber es ist nun einmal lockend, weil in den meisten Fällen lohnend, in fast jeglicher Sage einen heidnischen Ueberrest zu suchen; dabei läuft dann freilich manchmal die Anekdote Gefahr, zur Mythe zu werden, und der gemeine rothe Hahn muss gewärtig sein, zu göttlichen Ehren zu kommen.

Bertha, die beide Heiligung ihrer Feiertage fordern und an dem Frevler grausame Strafe vollziehen.

17.

Das Nachtvolk straft.

a) Ein Liebhaber der Musik gieng dem lustigen Nachtvolk einstens auf den Brunnenberg im kleinen Walserthale nach, horchte seines Saitenspiels und schaute seinem Tanz und anderer Kurzweil die ganze Nacht hindurch zu. Gegen Morgen macht sich eins nach dem andern davon, aber das letzte steckte noch ein Messer, wie es dem Zuschauer bedünkte, ober die Thür der Tanzhütte; in der Wirklichkeit aber befand sich solches in einem Knie des Fürwitzigen. Es konnte leider von niemandem herausgezogen werden, und der Unglückliche trug den Schnitzer in seinem Fuße ein ganzes Jahr, doch ohne Schmerzen herum. Als aber das Jahr vorüber war, gieng er abermals auf denselben Platz, wo er die Versammlung wieder richtig fand. Es wird wie vormals prächtig gezecht, muthig gesprungen und bei anbrechender Morgenröthe fürsichtig abgefahren. Dabei langte der letzte noch über die Thüre, sagte: „Will doch mein Messer wieder mitlassen“, und der Zuschauer gieng von dannen, ohne den Schnitzer im Knie weiter zu gewahren¹⁾. (Dieselbe Sage erzählt man auch in Rungiletsch bei Frastanz.)

b) Einmal stand bei Sepples Haus in Satteins ein Mann aus der Gemeinde, da fuhr gerade das Nachtvolk vorbei, und einer aus demselben schlug dem Manne ein Beil in die Achsel. Niemand konnte dem armen Manne das Beil herausziehen, und derselbe musste es zu eigener Unbequemlichkeit und zum Gespötte anderer eine geraume Zeit in der Achsel herumtragen, bis er sich auf den Rath eines alten Mannes wieder bei Sepples Haus aufstellte. Das Nachtvolk zog wieder vorbei, und einer aus demselben sagte: „Ich habe da das letztemal mein Beil in einen

¹⁾ L. Steub, Drei Sommer, 1. Aufl., S. 82 f.

Stock geschlagen, das muss ich heute wieder mitnehmen“, und als der Mann von dannen gieng, hatte er kein Beil mehr in der Achsel.

c) Es iſt a Hûs am Rasaveibach gſî,
 'S hât jâhrwîs ſchö ke Sêl mêh gſchnüfet drî,
 Bis ama Samſtig z'Nacht bim Vollmoglantz
 Dört 's Nachtvolk îkêhrt zum an Abedtanz.

Und juſtament ſe fûehrt am Rasavei
 Der Wêg en Mâ bim sèlla Hûs vorbei,
 Und wian er dá ſo luſtig tanza hört,
 Se hât 's em náſa gnôth de Wunder gſtört.

Sin Amer wachſt, und 's zúcht en ſchier mit Gwâlt
 Der Hütta zue, ga gûggla bim a Spâlt;
 Ei gelt! wia tanzt das Volk ſo flingg und nètt,
 A's wenn es Fêgga-n-a de Fûeſſa hätt.

Er lueget lang, z'leſt wûrd's em dèchtert z'ſpât,
 Er sîmt ſi' hêmatzue, und wian er gâht,
 Se lát er ênermal en Schrei: O wêh!
 I' ſach am êna-n-Og ke Stickle mêh.

Und gſaha hât er nût, 's iſt wûrkle wâhr,
 Und êög iſt er gſî a ganzes Jâhr,
 Und was er nu' hât alls probiert und thô,
 Am sèlla-n- Og iſt 's Liecht halt nûmma kô.

Wia's Jâhr iſt endle umma gſî, ſe gâht
 Der Wunderwitz z'lieb ama gueta Râth
 Zer nâmlî' Zît, wia's fâra z'Nacht iſt gſî,
 Zem Rasaveier-Tobel-Hûsle hî.

Sèll Volk iſt wîder luſtig dèrt im Gang
 Und tanzt bi Trummla und bi Pffaklang;
 Min Eög luegt em alli lãngi zue
 Und mânt, er luege ſi' ô' hûr net gnue.

Z'lest sêt er zue em sèlb: „Es würd mer z'spât,
I' mueß ga z'wêg und hêm“, und wian er gâht,
Se-n-is's, a's wenn er neugibora wâr,
Er sacht a bêda-n-Oga wia vorhèr.

(Mündlich. Tschagguns.)

Das alles erfährt man auch in den Sagen von Bertha. An der Orla hieb sie mit ihrem Beil einem Burschen in die Schulter; ein anderesmal blies sie ein leichtfertiges Mädchen an, dass es auf der Stelle erblindete. Erst ein Jahr darauf, als sie das blinde Mädchen wieder traf, sprach sie gütig: „Voriges Jahr blies ich hier ein Paar Lichtlein aus, so will ich heuer sie wieder anblasen“, und bei diesen Worten blies sie der Magd in die Augen, welche alsbald wieder sehend wurden. Grimm, Myth. I, 254.

II. F e n k e n ¹⁾.

Allenthalben im rhätischen Gebirge spricht man von wilden Leuten, Waldleuten, Gannes in Enneberg, Salvangs (Silvani) ebendasselbst und in Schnals, Fenken, Rutschifenken, Waldfenken, Fanggen, Wildfanggen mehr im alemannischen Theile in Vorarlberg (im Montavon und im Klosterthale), in Graubünden (in den deutschen Thälern Prätigäu, Schalfik, Davôs, Savien und Rheinwald), in Tirol (im Paznaun, im Stanzer- und Oberinntale).

In Tirol sind die Fanggen Wildfrauen, von der Sage nicht selten den Riesen als deren Weiber zugetheilt, aber eigentlich doch eine Sippe für sich bildend, auf eigene Hand lebend und erscheinend; ihr ganzes Wesen ist so recht eigentlich unhold und

¹⁾ Vgl. Grimm, Myth., S. 408, 451 ff.; Rochholz, Aarg. Sag., S. 318 und 382; Wolfs Zeitschrift für deutsche Myth. III, 2, S. 196—208; Pröhle, Harzsagen, S. 257; meine Beiträge z. d. Myth., S. 44—65.

ihr Erscheinen grauenhaft. Sie heißen auch Wildfangg, wilde Weiber, in der Einzahl Fangga, Fanggin, böses Waldweib¹⁾. Ihre Gestalt schildert die Sage schauerlich, riesengroß, am ganzen Körper behaart, beborstet, das Antlitz verzerrt, der Mund von einem Ohr zum andern gezogen, das schwarze Haupthaar hängt voll Baumbart (Altersflechte — Lichen barbatus L.) und reicht rau und struppig über den Rücken herab; im Zorne sträubt sich's wild empor wie Furiengelock. Die Augen sind dunkel und nachtschwarz wie Kohlen, glühen aber auch zu Zeiten und sprühen Blitze; die Stimme ist Mannesstimme, rau und ungefüge. Ihre Kleidung sind Schurze von Wildkatzenpelzen, Joppen von Baumrinden und Zottelschurze von Füchsen und anderm Gethier. Die Fangg ist stets hungrig, absonderlich nach dem Fleische der Menschenkinder, die holt sie sich, wie es nur gehen will.

So schauerlich und prägnant wie dieses Bild, das Herr von Alpenburg von der Wildfangg Tirols entworfen, ist das der Waldfenken in Graubünden und der Fenken in Vorarlberg freilich nicht.

Die Sage misst den graubündnerischen Waldfenken auch gewaltige Stärke, Körpergewandtheit, Schalkhaftigkeit, genaue Wetter- und Kräuterkenntnisse wie auch den Besitz von Geheimnissen der Viehzucht zu, welche den zahmen Bewohnern des Landes theils verloren gegangen sind, theils nie zum Wissen gelangten. Ihre Kleidung bestand in umgeworfenen Fellen von Füchsen, Dachsen, Mardern und andern Thieren, und meist kleideten sich nur die weiblichen Waldfenken damit. Letztere bereiteten auch aus dem Fette, dem Knochenmarke und der Galle verschiedener Vierfüßler und Zweibeiner einen Firnis, mit welchem sie sich bestrichen, und der sie im Winter gegen Kälte schützte. Die männlichen Waldfenken schildert die Sage über und über behaart und mit Eichenlaub bekränzt²⁾.

¹⁾ Schmeller I, 542 kennt ein Fänkel, Hexe, Unholdin.

²⁾ Ein solch behaartes, mit Eichenlaub bekränztes Bild eines Waldfenken prangte in dem Wappen des Zehngerichtebundes.

Die vorarlbergische Sage ist über Gestalt und Aussehen der Fenken ziemlich schweigsam, sie meldet einfach, dieselben seien wilde Leute gewesen. Männer und Weiber, am ganzen Körper mit struppigen Haaren bedeckt, so dass nur an den Wangen die Fleischfarbe kümmerlich durchschimmerte. Die graubündnerischen Waldfenken und die Fenken Montavons erscheinen also entgegen den nur weiblichen Wildfangen Tirols in männlichen Gestalten sowohl als in weiblichen. Im Prätigäu werden die weiblichen öfters auch sehr bezeichnend „Waldmutern“ (Waldmütter) genannt, und ihre Gemahle sind die „wilden Männer“ wie die Riesen die der Wildfangen Tirols. Fenken und Waldfenken erscheinen wie die ihnen verwandten Waldleute Grimms (S. 451) als ein in Wäldern zusammenhausendes Volk, treten aber auch, besonders die weiblichen, einzeln auf. Ihre Behausung ist gewöhnlich der Wald; bekannt sind in dieser Beziehung in Tirol: der große Urwald im Urgthal zwischen Landeck und Ladis, dann ein anderer Urwald am Pillerberg im Oberinntal, im Prätigäu die Wälder um Conters, im Montavon die Wälder von Gallenkirch und der „Kilknerwald“ in Gaschurn.

Die Fenken tragen außer dem allgemein bezeichnenden Namen noch einen besondern eigenen, ihrer Gewandung, ihrem Wohnorte oder einer Aehnlichkeit entnommen, z. B. in Tirol: „Stuzza-Muzza“ (Stutzkatze), „Hochrinta“ (hohe Rinde), „Stutz-Forche“ (Stutzföhre), „Struzzi-Buzzi“; im Montavon hört man die weiblichen Namen: „Jochrumpla“, „Jochringgla“, „Stutzel“, „Muggastutz“, „Rohrinda“, die männlichen „Urhans“ und „Hansel“, in Graubünden den weiblichen „Rüchrinden“ und die männlichen „Giki-Gäki“ und „Uzy“¹⁾.

Unter den bekannten mythologischen Gestalten sind es vornehmlich auch die wilden Wip und die rauhen Waldgeister, die Grimm, Myth., S. 403 und 447—454 abhandelt, denen sich unsere Fenken, weibliche und männliche, besonders wenn sie ein-

¹⁾ Vgl. die reimenden Formen altaordischer Zwergnamen: Vittr-Litr, Fili-Kili, Fialarr-Galarr, Finnr-Ginnr, Anar-Onar u. s. w.

zeln auftreten, an die Seite stellen lassen; und wie zwischen denselben und Riesen sich keine scharfe Grenze ziehen lässt, so auch nicht zwischen unsern Fenken und Riesen.

Die spätere Zeit schwächte das hochgewaltige, übermüthige Wesen der Fenken in Graubünden und Vorarlberg bedeutend ab. Aus den riesigen Waldmutern wurden kleine Waldweibchen, und statt des gewaltigen Waldfenken-Geißler, dessen Stab eine ganze Tanne war, begegnet man nunmehr einem winzigen „wilden Fenken-Mannli“, das um ein Näpfchen Milch dem Bauer die Kühe hütet. Diese wilden Fenkenmannli Graubündens sollen sich noch im 16. Jahrhundert den Menschen angeschlossen haben. Sie erreichten kaum die Größe von $3\frac{1}{2}$ Schuh, die Weiblein blieben noch etwas kleiner, waren aber oft sehr schön und sangen lieblich. Ihre hellblonden, oft fast silberweißen, etwas straffen Haare ließen sie frei wachsen. Kinder, die neben ihnen herliefen, banden sie an ihren Aermlein fest. Auf diese Weise konnten sie die steilsten Bergwände erklimmen. Sowohl Männlein als Weiblein waren sehr schnell im Laufe. Sie schnitten zu diesem Zwecke den Kindern die Milz aus. Man ließ die Kinder an gezähmten Gemsen saugen, und der Genuss dieser Milch nahm ihnen den Schwindel. Diese abgeschwächten und verkümmerten Fenken vertauschten denn auch ihre früheren ursprünglichen Wohnsitze, die mächtigen Urwälder mit finstern Höhlen (in Graubünden „Balma“ genannt) und Löchern, daher die Ausdrücke: „Fenkatöbler“, „Fenkalöcher“ und „s wild Mannlis Balma“. Aber auch weit über dem Waldwuchse, auf luftigen Bergesspitzen und hohen Alpenrevieren schlugen einige ihre Behausung auf, hörte man ja einmal einen Fenk im Montavon rufen:

„Dom uf der Bitriolerspitz, (9000')¹⁾
 Dà hon ich min Sitz,
 Dà hon ich mî Hûs,
 Dà sahi' überall ûs!“

¹⁾ [Patteriolspitz im Verwallthale, 3059 m].

Es verwirrten sich sohin die Fenkensagen allmählich so miteinander, dass man die dämonischen Wesen, die unter dem Namen Fenken in bäuerlichen Sagen begegnen, zu den Zwergen, Elben, Hausgeistern u. s. w. zählen muss. (Vgl. u. 2, 4, 5, 7, 8; dann auch III, 1e.)

Die Fenken hat man schon mit den ehemals in den Alpen goldsuchenden Venedigern und sogar mit den Phönicern in Verbindung gebracht; häufiger aber wurden die Fenkensagen auf die alten Urbewohner zu deuten versucht. Merkwürdig bleibt immerhin eine Stelle in Plinius dem Jüngern (libr. 7, cap. 23), die ohne großen Zwang auf die zwergartigen und koboldischen Waldfenken bezogen werden kann. Sie lautet: „*Summae et praecipites Rhaeticarum alpium vertices partim indigenis incoluntur, nunquam connubiis aliarum gentium mixtis. Parvuli sunt, ignari et imbelles, fugaces velocesque veluti rupicaprae, quia infantes illarum uberibus aluntur. Subterraneos specus aperire solent veluti mures alpini suffugia hiemi et receptacula cibis*“ etc. — Ein ungenannter Geschichtschreiber (Pez, rerum austriacarum I) sagt in Bezug auf die Zeit König Heinrichs († 1335): „*In montanis suae regionis gens gnana in cavernis montium habitavit: cum hominibus vescebantur, ludebant, bibebant, choreas ducebant*“ etc. (Vgl. die Bemerkung zu Sage 8 dieser Abtheilung.)

Werfen wir nun noch einen Blick auf die geographische Verbreitung all der Gestalten, die unter den Namen Fangga, Wildfangga, Waldfenken, Fenken und Rutschifenken auftreten.

In Tirol hausen die Wildfangga im Oberinntal und den angrenzenden Seitenthälern im Stanzerthal, Paznaunerthal und Urgthal (zwischen Landeck und Ladis).

In Graubünden hausen die Wildfenken im Prätigäu, dessen meisten Ortschaften von Waldfenken zu erzählen wissen, ganz besonders aber Furna, Luzein, Conters, Saas, Klosters, Monbiel;

In Schalfik und dem durch den Strela von ihm getrennten

Davóserthal und dem unfern von Maladers in dasselbe einmündenden Churwaldenthal;

In Savien, zumal in Tenna, Camana (einer schönen Alpe bei Platz in der Mitte des Thales) und auf Vallätscha (ebenfalls einer Alpe zuhinterst im Thale).

In Vorarlberg gehen Fenkensagen ausschließlich in zwei Thälern und zwar im Montavon (Hauptniederlassungen der Fenken daselbst waren Partennen, Gaschurn, Gallenkirch und Tschagguns) und im Klosterthal um Braz.

Also die Thäler, die in näherer oder weiterer Entfernung vom Wurzelstocke der Selvretta zwischen Prätigäu, Unterengadin und Montavon auslaufen, sind die eigentlichen Heimatsitze der Fenken. Eine Ausnahme davon macht das untere Engadin mit rhätischer Zunge; es ist sehr bemerkenswert, dass die Fenken nur in deutschen Thälern vorkommen.

Da Churrhätien eine weit ältere und zumal rein italienische Cultur besaß als Germanien, so brachen und verdichteten sich eben namentlich in seinem nördlichen Theile die mythologischen Strömungen des alemannischen Geistes, und es waren vorzugsweise die Walser Colonien des churrhätischen Gebietes, in denen als Bewohnern stiller Gebirgskammern sich treue Bewahrer alemannischer (burgundischer) Mythologie darboten.

1.

Das Alter des Fenken.

(Mündlich. Gaschurn.)

Amâl sind a pâr Knecht in Kilknerwald gganga und hond dert wella a Tanna fälla; wia sie aber âfâhen schrôta, konnt an Fenk dor' da Wald hêrgloffan- und rüeft:

„Ich bin grad nêtt jetz sôvel Jâhr schq alt,
A's Nädla hàt dia Tanna dá im Wald;
Drom sind so guet und thuan mer sie net fälla,
Sos könnt ich já mî Alter nômma zälla“.

In dieser Sage sehen wir ein nahes Band der Brüderschaft zwischen Fenken und Riesen. Bekanntlich betrachten die Riesen die Wälder als ihr Eigenthum, in dem sie den Menschen frei zu hantieren nur ungern gestatten. So waren auch in Tirol die in einem und demselben Walde beisammen hausenden Fanggen an diesen Wald gebunden; wurde der Wald geschlagen, so schwanden sie; starb ein Baum, oder wurde er gefällt, von dem eine Fanggin den Namen trug, so war auch ihr Dasein dahin. — Das hohe Alter theilt der Montavoner Fenk mit einem wilden Mann im Gasteiner Thale, der sah den Sallesenwald „neunmal Meier werden“, d. i. absterben und wieder aufgrünen.

2.

Der Wechselbalg.

[In einem Dorfe Vorarlbergs hatte eines heißen Nachmittags eine Mutter sehr viel Feldarbeit zu verrichten. Sie nahm daher ihr kleines Kind mit aufs Feld hinaus und legte es in dessen Nähe in einem Bettlein an einen schattigen Ort und gieng ihrer Arbeit nach. Nachdem sie sich geraume Zeit gehörig angestrengt hatte und endlich mit der Arbeit fertig geworden war, sah sie sich nach ihrem Kinde um. Doch wie erschrak die arme Mutter, als sie für ihr eigenes schönes Kind ein fremdes in dem Bettlein erblickte, mit langem spindelförmigem Leibe und unverhältnismäßig großem, dickem Kopfe! Wenn auch ungern, trug sie dennoch dieses hässliche Kind mit nach Hause und ernährte es wie ihr eigenes sieben Jahre hindurch. Da aber dieses Wesen während dieser langen Zeit sonderbarer Weise gar keinen Laut von sich gab, so befremdete dies die gute Frau, und sie erzählte daher den ganzen Sachverhalt dem Herrn Pfarrer. Dieser rieth ihr, möglichst viele Eierschalen, so viele sie im Hause nur auf-treiben könnte, vor das Kind auf den Herd zu legen, wenn es schlief. Sobald es dann erwache und beim Gewährwerden dieser Eierschalen in laute Verwunderung darüber ausbreche, solle sie eilends aus dem Verstecke, in den sie sich zur Beobachtung des

Kindes begeben, hinzulaufen und dasselbe mit einer Ruthe züchtigen; auf diese Weise könnte sie wieder zu ihrem eigenen Kinde kommen. Die Frau befolgte den Rath des Hrn. Pfarrers, legte eine große Menge Eierschalen vor das auf dem Herde schlafende Kind und verbarg sich dann in einer Ecke der Küche. Wie nun das sonderbare Geschöpf erwachte und die vielen Eierschalen erblickte, rief es voll Staunen aus:

„I' bin so alt a's Bühlerwald. Nünmäl ghackt und wider Wald; aber so vil „Hifele“, „Häfele“ hon i' iaz noch nia gsëh“. — Wie das Kind dies sagte, rannte die Frau herbei und züchtigte es tüchtig mit der Ruthe. Da erschien plötzlich ein altes Weib mit dem indessen bedeutend herangewachsenen Kinde der Frau in der Küche und jammerte: „Sieben Jahre schon pflegte ich dein Kind und that ihm nie etwas zuleide, und du schlägst mein Kind so unbarmherzig!“ Darauf entfernte sich die Alte mit ihrem garstigen Kinde und ließ das mitgebrachte wieder seiner Mutter zurück.]¹⁾

3.

Die Fenken und die Kinder.

a) Ein Bueble und ein Mädchen, die, um Erdbeeren zu pflücken, ausgegangen waren, verirrtten im Kilknerwald. Es fiel die Nacht ein, und die zwei armen Tröpfe wussten nun gar nicht, wo aus und wo an. Plötzlich schimmerte ihnen ein Licht entgegen, und sie liefen eilends über Stock und Stein auf dasselbe zu und kamen in die Hütte der Waldfenkin. Sie klagten der wilden Frau, dass sie sich beim Erdbeerenpflücken im Walde verirrt hätten und in der dunkeln Nacht weder Steg noch Weg heim zur Mutter wüssten. Die Waldfenkin, die aufmerksam zugehört hatte, erfasste die beiden Kleinen und sperrte sie in die Hennenkrippe. Ueber einer Weile kam der wilde Mann, der Gemahl der Waldfenkin, in die Hütte und schnupperte aus weit geöffneten Nasenlöchern, sein unförmliches breites Gesicht

¹⁾ Mitgetheilt von Herrn Professor Chr. Hauser.

gegen die Hennenkrippe gewendet: „I' schmeck, i' schmeck Menschenfleisch“, grinste er. „Du Narr“, entgegnete die Waldfenkin, „du schmeckst nu' Hennadreck“. Der wilde Mann gab sich des zufrieden und trottete brummend aus der Hütte. Darauf öffnete die Waldfenkin die Hennenkrippe, ließ die Kinder aus und führte sie zum Walde hinaus bis auf den Weg, der sie schnurstracks heim zur Mutter führte. (Mündlich. Gaschurn.)

b) Dà sind amàl a Bùeble und a Meiggele im a Wald bim Erdbèrna an ara Fenki verkô, und d' Fenki štàht â, schwätzt fründle mit'na und verzôklet sie, dass sie mit'ra gônd i's Fenka-Hûs; dert spêrt sie aber die arma Tröpfle in Schwîzstall und will sie mâšta und mit der Zit metzga, brâta-n- und essa. 'S dûrt a Wîl, und d' Fenki will luega, ob d' Kind afâha lîbig gñue seien. I der Thûr zem Schwîzstall îst an Aştloch gsî, und dà rüeft sie derdur' îhi: „Bùeble, gang, heb amàl dî Zâgfingerle ussa dà dur' das Lôchle, i' gib der a Krômle“, und derwîl štàht sie mit dem offna Messer unter der Schôß schô grûstt, i d's Fingerle z'haua. 'S Bùeble — en Allafanz îs gsî — hàt en Schwîzâh uf 'em Boda funda ghatt, und dâ šteckt's zum Lôchle ussi: „Se, Fenki, dà wêr mî Zâgerle“. D' Fenki merkt's net, dass 's en Zâh îst, nûmt d's Messer fûra und will Spèck und Flâsch ab'm Fingerle probiera; aber, lieber Gott! ab dem Fingerle sind halt lûtzel Lempa z'schnîda gsî. „'S îst jâ noch lûter Bê“, jômeret sie, „dà mag's Mâšta noch lîda“. 'S Bùeble zûcht sin bênerna Zâger z'ruck, und d' Fenki fâcht uf a neus â fuetera und hebt de Kinda noch mêh zue a's frûher. Jetzt amàl vergisst sie, bim Fuetera d' Thûr z' bschlûða, und gâht drûf furt a Wîl dem Wald zue; 's Bùeble merkt's, druckt 's Fâllele, macht off: „Kumm wâdle, Schwôsterle, mer şpringen hêm“. Frônd und ûbikannt sind sie gsî, und dà gond si', dia zwâ arma Kind halba z' tôd i dem Wald, und zem Uglûck kond sie dua noch zem a brâta, túfa Bach, wo sie net ôbere kûnd; kâ ma si' denka, wia sie jetz drî sind: var 'na sahen sie wêder wît noch nâch a Brugg oder en Stêg und hinder 'na hond sie d' Fenki z' fâhra. Aber uf êmal sind 'na d' Schutzengele z' Hilf kô und hond a jetwêders sargsam ôber de Bach trâga.

Grad sind sie öberdert gsî, se kunnt henna d' Fenki gloffa, aber dur' de Bach z' watta traut sie si' halt net. Sie will's noch listig âgâh und rüeft de Kinda fründle zue: „Ja uf der ganza lieba Welt, sägen mer, ihr Herzkäferle, wia sind ihr öhne Wëg und Stëg öber das wild Wasser kô?“ 'S Büeble, albis noch der alt Phantast, rüeft: „Ja, mî gueti Fenki, mir hond is a Brett ufs Födele gnaglet und sind ênawëg hergschwumma“. D' Fenki ist so nârrsch und globt, was ara 's Büeble fûrgît, und naglet si' richtig ô' a Brett ufs Hinterquartier und setzt si' dermit ufs Wasser und mënt, sie kûnn mit dem Agricht öbere schwimma; aber der Wildbach rîft sie âhi derdur', wia sie ô' zablet und werchet, und schlacht sie im rôha Rinnsal halt mâsterle um. 'S Büeble am Part lacht derbei, dass es de Bûch heba mueß, und nûmt dua sî Schwösterle an Arm, gâht guets Mueths sîs Wëgs witer und kunnt mit sammt dem Schwösterle glückle hêm zem Ätti. (Mündlich. Tschagguns.)

4.

Selbst thun, selbst haben.

(Mündlich. Gaschurn.)

An Mâ ist amâl z' Wald gganga, ga Mûsla şpalta. Wia er i der bešta-n- Arbet ist, konnt a Fenki zue-n-em ond hocket nèbet en of da Boda ond fâcht â met em z' schwâtza ond en öber allerlei ûsz'frâga. Der Holzmâ gît z' êrşt âdili' of alls Red ond Antwort. Aber d' Fenki hât a grüseligs Mondstück ghett ond sôvel gschwâtzt ond gfrâget, dass dem Mâ das Gschnâder erlâdet ond d' Geduld afâha-n- osganga-n- ist; er sêt drom ô' ke Wâhrchet mêh, ond wia sie wissa will, wia er hâßi, sêt er, sin Nama sei Sêlb, ond ghâba hât er Hannes. Die nârrsch Fenki globt's ofs Wârt ond lûsterlet etschas anderem nâ'. Z' leßt stîgt aber dem gueta Hannes der Rôth i 's Gsicht vor Zâra, ond er schnèrzt: „Koga an lâda, du kûnntest dècht dî Mûl afâha verschoppa“. D' Fenki aber gît nût om Uwèrt ond wonderet witer ond bringt nâßa-n- im Ifer d' Hand i dia Spalta, dia der Hannes met der Äxt ond met dem Wegga i d'

Müsli hät gmahat ghett. Der Hannes gwährnet's ond ropft wädli' Äxt ond Wegga-n- osser ond sprengt darvō. D' Spalta schnellt zemma ond klemmt d' Hand vō der Fenki i, dass ara 's Bluet onder de Nägel schüßt ond sie öberlüt z' rera-n- âfächt. Of ihr Gschrei konnt an Fenk os 'em Wald zue 'ra gloffa, sacht sie zablā ond frâget, wër ara das thō hei. D' Fenki sêt: „O Sèlb thō“. Drof lacht der Fenk ond sêt: „Sèlb thō, sèlb hō“, ond gâht wéder dem Wald zue ond lát d' Fenki a der Müsli zablā.

In der vorigen und in dieser Sage unterliegt der Fenk dem Menschen. Auch der Riese vermag trotz seiner gewaltigen Kraft und Unbändigkeit nichts gegen den Menschen, und dieser geht aus allen Kämpfen mit den Riesen als Sieger hervor. Der auf das Gefühl ihrer sinnlichen Gewalt und Kraft trotzendes Riesennatur gegenüber steht dem Menschen die Gewalt und Kraft der Götter und die Schlaueheit und Weisheit der Zwerge zur Seite.

5.

Der Pflege Lohn.

(Mündlich. Tschaggäus.)

As hät amal a Magd im a Kâra-n- acker gjätat, und wia sie so den Usât zwüsche da grüena Stille üsrîßt, konnt a glârô-gnati, dickbüchige Krotta zua-n-ara hërgwadlat. D' Jätari grûsat si' ab dem lada Thier ond ştupft's furt ond sêt: „Gang, ich will der ga pfëga kô, wenn d' i's Bett kunnst“, und drof ist d' Krotta dor' 'an Acker witer ghopft. A Wucha, zwâ dernâ konnt denn an Fenk zor Magd im Hûs ond sêt: „Gèlt, da wâst noch, was kürzli' im Kâra-n- acker zon-ara Krotta gsêt hæst: Gang, ich will der ga pfëga kô, wenn d' i's Bett kunnst; da mueşt wissa, diasèlb Krotta ist mî Wiblî gsî, ond jetz brücht's grad a Pfëgari, es ist i's Bett kô, ond der Saniklâs¹⁾ hät em a

¹⁾ In der Ausgabe von 1858 folgt hier die Anmerkung: >Saniklâs, d. i. St. Nicolaus, der an vielen Orten Vorarlbergs hochverehrte Bischof von Myra.

Büeble brächt*. So sët der Fenk zor Magd, rißt sie bim Tschöpa-n- ärmel, schläpft sie z'wëg, ond sie mueß bigotts met.

[Er soll drei Töchter eines armen Börgers ausgesteuert haben; daher sagt man von heiratsfähigen Mädchen: »Sie kennen den Saniklås«.] Während in andern deutschen Gegenden der Storch die neugeborenen Kinder zum Kamine des Hauses hineinreicht, bringt sie in Vorarlberg der heil. Nicolaus aus dem Paradiese, daher die Redensarten: der Klås ist kô, es ist ein Kind zur Welt gekommen, dem Klåsa beta, schwanger gehen. St. Nicolaus ist es auch, der statt des heiligen Weihnachtskindleins die Christgaben beschert, daher die besonders im obern Walsertale so gebräuchliche Redensart: de Chlåsa stôra. Zum richtigen Verständnisse dieses oberwälderischen „Chlåsa stôra“ Folgendes: Der Familienvater geht nach der nächst gelegenen Stadt Bludenz auf den St. Nicolai- oder heil. Abendmarkt (5. December) und »stört«, d. i. bittet den heil. Bischof, der zu dieser Zeit mit Geschenken aller Art auf einem Esel oder Rosse gerade aus dem Paradiese gekommen ist, seine Kinder nicht zu vergessen. Diese beten zu ihm voll kindlicher Erwartung durch etliche Wochen jeden Abend Rosenkränze und bezeichnen deren Anzahl mit Einschnitten in ein Brettchen (Kerbholz). Am Vorabende des St. Nicolaitages nun werden von den Kindern für die übernächtlige Bescherung Schüsseln, zu welchen sie jenes markierte Holz legen, [mit einem geschriebenen Verschen] auf den Tisch gestellt. [Das Verschen lautet:

Heiliger sanct Nicolaus,
Komm i mis Vaters Haus,
Leg mir schöne Sachen ein
In mein kleins Schüsselein;
Ich will nicht viel begeh'r'n,
Sonst könnt sanct Nicolaus unwillig wer'n.]

Für das Pferd aber oder den Esel des »kostreichen« (d. i. viel Essbares mit sich führenden) Mannes stellt man ein Bündel Heu und einen Eimer voll Wasser vor die Hausthür, und dann werden am frühesten Morgen die Gaben an Aepfeln, Birnen, Nüssen, Backwerken etc. mit unbeschreiblicher Freude in Empfang genommen. — Unverkennbar ist hier der altgermanische Wuotan-Cultus auf den christlichen Bischof übertragen. Wie nach der heutigen kindlichen Anschauung im Walsertale alle Jahre beim Beginne der Zwölften ein Bischof mit Mitra, Kreuz und Tunica hoch zu Ross und mit Geschenken aller Art aus dem Paradiese kommt, so fuhr nach dem Glauben unserer Väter Wuotan oder niederdeutsch Wodan einäugig, mit breitkrämpigem Hute und weitem Mantel (wodurch Sonne, Wolken und Himmelsgewölbe symbolisiert wurden) als Geber alles Guten und Wünschenswerten nach der Wintersonnenwende auf einem achtfüßigen Rosse einher. — Wenn man in Sulzberg zur Zeit des Nicolaitages in der Frühe den Nebel aufsteigen sieht, so sagt man den Kindern: »Das ist der Rauch, den St. Nicolaus beim Backen der Zelten und Klöße macht«. — In Frastanz erzählt man den Kindern, all die verschiedenen Figuren, die auf

Dor' grüselige Töbler und Wälder fñehrt sie der Fenk bis zön ara grööba Höhli, und das ist d's Fenke Hüs gsì. D' Magdschickt si' drî, fächt â pfëga ond pflegt a pâr Wucha, hät 's derboi wïters net schlécht, hät z' essa und z' trinka wia-n-a Gröfi. Wia d' Pfëgata om ist, git ara d' Fenki a pâr Kôhla i d' Schôß: „Se, dà hàst ô' etschas för d's Pfëga“. D' Magd' denkt: „Nu Kôhla hätt ich dahémat ô'“, varbißt aber de Zâra ond gâht met de Kôhla i der Schôß wïter. Wia sie a Stückerle vom Fenkahüs gsì ist, luagat sie z'rock, ob ara d' Fenki net etscha nächluagi, ond wia sie niamat sacht, würft sie d' Kôhla gâflawis furt; aber d' Fenki gügglat hêmli' bim a Löchli ussi, luagat ara zue ond rüeft: „Wia mëh a's da

den Zelten sich vorfinden, habe der Esel des heil. Nicolaus mit dem Hufeisen eingetreten. — In Balzers (im benachbarten Fürstentume Liechtenstein) pflegen die Kinder in die Schüssel, die sie in Anhoffung einer übernächtigen Bescherung dem St. Nicolaus in der Christnacht aufstellen, auch ein Stücklein Geld zu legen. — In den Beiträgen, S. 17 f. heißt es: »Wie hoch St. Nicolaus überhaupt in der Andacht des Volkes steht, bezeugen die vielen Kirchen, die ihm in Vorarlberg und Liechtenstein geweiht sind. Ich zähle in Vorarlberg allein zwölf dem heil. Bischof von Myra geweihte Kirchen [in Feldkirch (Stadtpfarre), Altach, Laterns, Wolfurt, Fußach, Egg, Damùls, Raggäl, Braz, Lech, Silberthal, Gortipohl]. Warum namentlich auch Braz im Klosterthale den heil. Nicolaus zum Kirchenpatron sich erkoren, erzählt eine Sage: Es war vor langen Jahren, Braz war noch kein stattliches Dorf, es stund nur erst eine kleine bescheidene Häusergruppe. Da schwoh einmal bei einem Ungewitter ein Bach fürchterlich an, riss hoch oben im Gebirge eine gewaltige »Rüfe« los, die gefahrdrohend auf die unten gelegene Brazer Häusergruppe losstürzte. Ein böswilliger Mann rief unter schadenfrohem, teuflischem Gelächter dem tosenden, ofengroße Steinblöcke mit sich reißenden Wildbache zu: »Lass nu' wacker laufen«. Da scholl ihm aber aus der Rüf die Stimme entgegen: »Der Saniklās hebt«. Dieser zurückhaltenden und hemmenden Kraft des heiligen Mannes hatten es dann auch die Häuser zu verdanken, dass sie nicht ganz überschüttet wurden. Als dann im Laufe der Zeit das vergrößerte Braz sich eine Kirche gebaut hatte, wählte es, eingedenk der wundersamen Kraft des heil. Nicolaus, denselben zum Kirchenpatron und stellte sein Bildnis zierlich gemalt am Hochaltar auf. In dieser Sage erscheint also Nicolaus rüf- und wellenbesänftigend. Auch Odin übt nicht nur die Herrschaft über den Wind aus, sondern erscheint zugleich als Meergeist und Wasserbewältiger und führt deshalb nach Snorri den Beinamen Nikarr oder Hnikarr. (Vgl. Grimm I, 457.) [Man vergleiche hiemit die Sage »Iskenfelsen-Jos« in Josef Grabherrs »Damùls, Einst und Jetzt« im 26. Jahresbericht des . . . Museum-Vereins in Bregenz . . . 1887, S. 44 f.]

verzötarišt, om so minder häšt*. Of das bhalt d' Magd noch drei Köhla i der Schöß ond trégt sie hêmatzue. Wia sie dahêmat über d's Sölderli offigäht, merkt sie nâssa etschas klingla, ond wia sie i d' Schöß ihiluagat, sind fêr d' Köhla drei rôthi Goldklümpli drî; dà gäht sie frili' wädle wêder z' rock, ga die verwarfaa Köhla suecha, findt aber, lieber Gott! kêne mêh.

Das klingt ganz nach einer Zwergsage. Auch die Zwerge bedürfen des Rathes und Beistandes der Menschen; sie holen namentlich Frauen und Hebammen, um kreißenden Zwerginnen Hilfe zu gewähren.

6.

Der gute Rath.

(Mündlich. Partennen.)

As hät amâl a Wîb im Partenna nèbet dem Sräble gmäht, und dà kunnt vø Gaschura hêr a Fenki und frâget: „Haut d' Sâgeß?“ 'S Wîb sêt: „I' kâ's net loba, der Tschârpa will nâssa net haua“. Uf das sêt d' Fenki wêder: „Um a Bacha Spèck und a pâr Eier will der en Râth gê, und wenn d' em folgest, se kâ der guetstôh, d' Sâgeß haut wia Gift“. Das nârrsch Wîb gäht und holt a Bacha Spèck und a pâr Eier und bringt sie der Fenki, und dia ruckt ussa mit dem gueta Râth und sêt: „Dengla-n- amâl, wetz amâl, dernâ' wûrd's schnida“, und springt mit Spèck und Eier dervø. 'S Wîb lueget ara fûrigtôb nâch und sêt zuera sèlb: „Das hätt ich sos gwisst“.

7.

Fenken in der Menschen Dienste.

(Mündlich.)

a) Zum Hanscasper in Maisâß kunnt amâl am en Abed a Fenki, d' Jochrumpla vom Samangerberg, und bittet und bëttlet, er môcht sie a's Magd in Dienst nêh, wil sie dahêm nümma bliba kûnn wêga Kîb und Ufrîda mit dem Mâ. A Prachtmensch sei's gsî dia Jochrumpla, hârig zwâr öber und öber am

ganza Lib, aber gliderig und ştark wia en Risa. Der Hanscasper ştellt sie â a's Magd, und drei Jâhr hât sie bei em dianet und zwâr treu und redli', was ma kâ sāga. Willig und bereit und aller Bûra-n-arbet kündig sei sie gsî z' Trutz a jedera i der Gmê. Nâ' drei Jâhra is's amâl z' Nacht zum Fenşter bim Hanscasper ga klocka-n- und ga rûefa kô: „D' Jochrumpla sôll hêmkô, der Muggaştutz sei tôd“, und uf das gâht d' Jochrumpla us 'em Dienşt und şpringt wider dem Samangerberg zue. — Und amâl işt ô' a Fenki im Marlinische Hûs Jâhr und Tag lang Magd gsî, bis es amâl am en Abed ga klocka-n- und ga rûefa kô işt, d' Jochringgla sôll hêmkô, Muggaştutz sei tôd; drûf işt d' Magd furt und nûmma kô. (St. Gallenkirch.)

b) Amâl işt ô' a Fenki im a Bûrahûs Magd gsî, und dà gâht der Bûr met a pâr Knecht in Wald ga holza, und wia sie i der beşta-n- Arbet sind, konnt an Fenk zue'na und sêt: „O Mâ, sāgen iŕ Holz mâ, der Muggaştutz sôll kô, Urhans sei tôd“. Wia d' Holzmänner hêmkond, so verzellen sie bim Essa, was sie im Wald vernô heien. D' Magd sitzt met am Tisch und lošet und fâcht drof â z' lacha und şpréngt of und dervô, und wêder Stôb noch Flôch işt vö der Fenki mêh z' sāha gsî. (Tschagguns.)

c) Im Garnêra - Thal ist das Fenka-Tobel mit geräumigen Höhlen, den ehemaligen Behausungen der Fenken. Unter diesem Tobel, im Weiler Trantraues, war einmal eine Fenkin Magd, ein fleißiges, geschicktes Mädchen. Ihr Dienstgeber, der aus dem Garnêra-Thal gekommen war, sagte zu ihr beim Mittagessen: „Der Hansel lát di' grûeşa; d' Stutzel sei gştarba“. Auf das lief die Magd fort und ließ sich nicht mehr sehen. (Gaschurn.)

d) Amâl işt bim a Würt z' Brâz a Rutschi-Fenka-Meiggi Jâhr und Tag lang Magd gsî, mit brûna, krûsa Hâra und ama Gsichtli wia Milch und Bluet. Musig und Tanz sei nèbet der Arbet sî Frôd gsî, und um de Maibom vor 'em Hûs hei's denn doch èbbanamâl tanzet, ma hei em gern nâhglueget, und kêne im Darf hât em's âghô. Jetzt amâl kêhrt ûsagfâhr im sêlla Würtshûs en Fuehrmâ zue, lát a Schöppli kô und verzellt, er kämme ês Gangs ûs 'em Tirol, und uf der Hôhi vom Arlaberg

hei er vo witem ghört rüefa: „Jochfährer, o Jochfährer, säg, wenn de ga Bráz kunnst, d' Rohrinda söll hêmkô, Urhans sei gštârba“. D's Würts Magd lacht und sêt: „Ja, wia-n-i' merk, gâht das mi' â“, und lauft druf uf und davô dem Arlaberg zue und ist nia mêh kô. (Braz.)

e) A Fenka-Männtschî hât si' amâl of ara-n- Alp im a Sommer âtrêga, d' Kûeh z' hûeta und zwâr ohne Košt und Lôh. D' Gmênder hond frîle a Frôd ghatt mit ama so wulfiga Hërta und hond's dingat; 's Männtschî ist îgštanda und hât si' ô' guet âglâ und sî Hab fîßig und âdili' ghüetet, und 's Vêch ist derbei libig gsî und hât wacker Milk ggê. Aber nâßas bsundari Fište hât das Hèrtschî dècht ghatt: es ist nia i d' Diehja kô, hât 's Vêch nia wîter a's bis an Stâfel zum grôßa, gmâlata Krúz trêba und ist denn wâdli' dem Wald zue, am Mârgat aber hât's scho wêder bim erſta Dimmara ufs Uslâ gwârtat. Ugfâhr um Michêli om hât em dua d' Senni a rôths Schlüttli gmahat ond em's ober da Stâfel of ana Stêplatta glêt, und wia 's Männtschî das rôth Schlüttli sacht, so fâcht's ôberlût â z' lacha, schlûft i dâ neua Stât, drâht si' im Krâs om of 'em Stê ond rüeft:

„A so an schôna, wêcha Mâ,
Nômma hûeta kâ“,

ſpréngt of ond darvô, ond wêder Stôb noch Flôch ist vom sêlla Männtschî mêh z' sâha gsî. (Tschagguns.)

Zu a) Der Samangerberg ist nicht nur als Wohnsitz der Fenken, sondern auch als berüchtigter Hexenplatz bekannt. (Siehe VIII, 5.) Die Kraft der Jochrumpla wird von der Sage geradezu als „riesig“ bezeichnet; das Wesen einer Riesin spricht übrigens schon aus ihrem Namen.

Zu d) Die bildschöne, braunlockige Rohrinda mit ihrer Fertigkeit in Arbeit und Tanz ist eine Elbin. Dieselbe Sage erzählt man auch in Luzein im Prätigäu; daselbst war aber das Waldfenkenmädchen, das als Magd diente, von riesiger Kraft. Als ihr Dienstgeber, aus dem Berge zurückgekehrt, beim Abendbrot berichtete, eine Stimme habe ihm zugerufen: „Jochträger, sag der Rohrinden, Giki-Gâki sei tôd uf Hurgerhorn“. Da warf

die Fenkin weinend den Löffel weg, jammerte, ihr Vater sei gestorben, und verschwand. Auf dem Wege ins Gebirg schleuderte sie in ihrem Verdrusse einen gewaltigen Stein, den mehrere Männer nicht von der Stelle gebracht hätten, mit einem Stoß in den Abgrund. (Beiträge z. d. Myth., S. 48.)

Zu e) Das fremde Hirtenmännlein treibt seine Herde nur bis zum großen, gemalten Kreuze; beim Kreuze, dem Symbole des Christenthums, hat Macht und Herrlichkeit heidnischer Faune und Satyre ein Ende.

8.

Die Rutschifunken in Braz.

(Mündlich. Braz.)

Vor langen Jahren haben im Klosterthale die Rutschifunken gehaust; das waren „rothhäßige“ kleine, kleine Leutchen, Männlein und Weiblein, sie hatten ihre Wohnungen in Höhlen, den sogenannten Rutschifunken-Löchern, und ihre Tische und Bänke und all ihr Küchengeschirr waren künstlich aus Marmorstein gehauen. Eine Hauptniederlassung hatten diese Leute im Rutschifunka-Loch über dem Dorfe Braz, einer heute noch vorhandenen geräumigen Felsenhöhle mit weitem buschumwachsenem Eingange. Aus derselben stiegen sie bisweilen auch auf die Oberwelt an das liebe Sonnenlicht und hängten blütenweiße Wäsche zum Trocknen aus, oder sie kamen zur Zeit der Heuernte auf Wiesen und Halden und halfen den Brazern mähen und rechen, und die Arbeit gieng ihnen zum Staunen flink von Händen; und wenn sie auch den ganzen lieben Tag unverdrossen gearbeitet hatten, wollten sie abends doch nie einen Taglohn annehmen. Von Zeit zu Zeit unternahmen auch diese kleinen rothhäßigen Leute Züge durch den Flechsen auf den Tannberg und über den Arlberg nach Tirol. Seit ungefähr vier Menschenaltern gibt es keine Rutschifunken mehr.

9.

Der bestrafte Fürwitz.

(Mündlich. Braz.)

A Bûrameiggi ist amál bim a Rutschifenkawible Pflègere gsî, und dà hàt denn d's Männdle vò der Kindbettere en Gang uf d' Oberwelt z' maha ghò, und vor's uf da Wèg ist, sèt's zum Bûrameiggi: „Unterstand di' net und gang mer in Kùehstall, derwìl i' furt bi“, und das sèt dröber: „Nà bileib“. Sobald aber d's Männdle ist furt gsî, so ist em der Wunderwitz kò, und es ist gganga und hàt d' Stallthür höfele offthue und in Stall ihigügglet, und dà hàt's denn a Háb vom schönsta Váh gsàha, alle Stückerle vom klína Kálble bis zer Schèllkueh so schò libig, dass ma kê Bèle hàtt grífa kúnna. Es lueget und lueget, aber uf émal sacht's zwüscha da Kùeh en Mensch ábunda a der Mastig stáh, und kridawíß vor Schricka schlacht's d' Stallthür wider zue und springt davò. Am Abod kunnat d's Rutschifenkamanndle wider hém und gáht in Stall, ga d' Kùeh melka, d' Kùeh hond aber rôthe Milk ggé, und dà drús hàt's gmerkt, dass d' Pflègere im Stall ist gsî, und hàt sie diesèll Nacht noch furtjagt.

Tische, Bänke und Kùehengeráthe der Rutschifenken waren aus Marmelstein. Rochholz, Professor in Aarau, der kundigste Pfláfinder in dem Urwalde der Vorzeit, weist in der von ihm herausgegebenen Jahresschrift „Argovia“ (V. Band, 1886, Aarau) nach, wie in den Zwergsagen überall einer im Verschwinden, im Zurückweichen vor größern und culturüberlegenen Siedlern begriffenen Race gedacht wird, welche sich statt metallenen-steinernen Geráthes bedient, von schwächtigem Gliedbau und scheuem Wesen und behaarter dunkelschmutziger Hautfarbe, unter der Erde in Löchern und Höhlen, aber auch im Wasser wohnt, von wannen ihre Mádchen sich manchmal zu dem Tanze der Menschen unter der Dorflinde stehlen. (Vgl. oben die Rutschifenkin Rohrinda.)

10.

Die Bergmännlein vom Heuberg im kleinen Walsertthale.

(L. Steub, Drei Sommer, S. 81 f.)

Von den Bergmännlein scheint seiner Zeit auch im Walsertthale viel Rede gewesen zu sein. Sie kamen ehemals zur Fastnacht, wo niemand lustiger war als sie, mit ihren ansehnlichen Weibern vom Heuberg herunter ins öffentliche Tanzhaus, tummelten sich bis Sonnenuntergang muthig herum und zogen abends mit Trommel und Pfeifen wieder auf den Gänstelberg, wo sie jählings unsichtbar wurden. Sie waren Heiden, hatten ihre Wohnung in Höhlen und lebten von Wurzeln. Ihr Alter stieg wie das vieler andrer Einwohner weit über hundert Jahre.

11.

Die wilden Frauen auf dem Tannberg.

[Uf 'am Chilchplatz am Lách, wámma vom Freithof úbara Isagátter ussachond z' ráchtar Hand, wo iaz gega da Pfarrhof hì an Balisátazû vò der Freithofmúra bis uf d's Egg ómmi gaid, ist vor àlta Zíta-n-a Tanzláuba gštanda. Dá hánd di jonga Lút am Sonntag Nommittag nâh der Vášbar tanzat bis am Abat, was gışd, was heşd.

Wia d' Tanzláuba noch gštanda-n-ist ond d' Buaba-n- ond Maika midnand tanzet hánd: Walzer, „us der Hand“ ond Appizállar — vom Polgger hed dõrt ka Mánnsch nûd gwissa: gâd so wenig a's vom frõnda Háß — dá send dá bim schönâ Wátter Sommerszíta vò da Flúer Schrõfa-n-aba, cherzagrad aha, práchtigi, wunderschõni Wibsbilder chò ond hánd şì' uf der Tanzláuba-n-uf da Hõha nidergsetzt ond hánd dem Tanza zuegluagat wia ander Lút áu'. Ond ma hátt mûga gláuba, es wêr 'na faşť áu' as bitzli i d' Fúeß chò, wán d' Spillút rácht lustig úfgmachat ond d' Buaba-n-amál rácht diderlat ond gşampfat ond mit bêda Hándâ uf da Ládârhosa tátschat hánd.

Si hánd aber niamada ábbas Liabs oder ábbas Laid s thô, ond ena hed áu' niamad ábbas thô; ma hed sa grad asô âgluagat, wia s' wísa ond zárta sía. Ond dá am Abat, wán d' Sonna-n-ahi ganga-n- íst, dá hánd di wilda Jongfráua gsaid: „D' Sonna gaid z' gnáda, -n-iaz mûaßa miar wider da Gráda!“ Ond dá sendš' furt, gritzgrad uffi bis ganz onder d' Schrôfa, ond dórt sendš' uf eimál wia verschwonda.

So send dia wilda Jongfráua oft ond vilmál chô ond hánd dem Tanza zuegluagat. Eimál hed ein vø dá Buaba eini vø dena schóna Jongfráua bi der Hand gnô ond hed sa wella zem Tanza úfziá. Vø dórt â ís-es úsgsê. Am sállan- Abad sendš' uffi ganga wia frúer, aber chô sendš' nómma, ond ka Mánnsch hed sider wild Jongfráua gsêh.]¹⁾

III. B ü t z e.

Unser mundartliches Butz, Plur. Bütz, bedeutet ursprünglich wie das mhd. buze Schreckgestalt; daher Ackerputz, die Vogelscheuche im Acker, Fasnachtbutz, eine schreckliche Faschingsmaske; „der Butz (oder Butzibeu) kommt“, sagt man, um die Kinder zu schweigen, noch heute fast in ganz Deutschland bis an die Eider hinab. Bützel, Bützele, kosend oder verächtlich von kurzen, dicken Kindern, bedeuten aber auch nodus, nodulus, Knoten oder Knötchen, dergleichen auf der Haut entstehen, wenn man von einem Butz angeblasen wird.

In dem Thale Montavon hört man die Form Botz, Plur. Bötz, was auf das mhd. bôzen, pochen, lärmern, führt. Butz,

¹⁾ Aus H. Sander, Beiträge zur Geschichte des vorarlbergischen Gerichtes Tannberg (Innsbruck, 1886) I, 125. — Die Sage wurde dem Verfasser von Herrn F. J. Gaßner, Redacteur des »Innsbrucker Tagblattes«, einem gebürtigen Tannberger, mitgetheilt. — á bezeichnet hier einen Laut, der zwischen a und ä steht.

Butz bedeutet zuvörderst einen pochenden, klopfenden Geist, gilt aber in seiner Pluralform überhaupt auch als allgemeinste Benennung aller jener außermenschlichen Wesen, welche das Volk nach dem Aufgeben des Glaubens an Götter und Halbgötter als ein altes Stück Heidenthum zwischen der Gottheit und sich bestehen läßt. Es kommt somit das Wort Butz mit dem griechischen δαίμων oder genauer mit dem lateinischen genius überein. Zunächst ist nun unter die Bütze zu rechnen jene ganze Reihe von Wesen, welche sich von den vergötterten und halbgöttlichen Naturen hauptsächlich darin scheidet, dass sie, während jene von den Menschen ausgehen oder menschlichen Umgang suchen, eine gesonderte Gesellschaft, man könnte sagen ein eigenes Reich für sich bilden und nur durch Zufall oder Drang der Umstände bewogen werden, mit Menschen zu verkehren. (Grimm, Myth., S. 408.)

Also Wichte, Elbe, Zwerge, Feld-, Holz- und Wasserleute, Haus-, Berg- und Waldgeister u. s. w., von denen in andern deutschen Gauen soviel Redens geht, belegt das Volk in Vorarlberg mit dem gemeinsamen Namen „Bütz“; ja selbst der Teufel wird in einigen Gegenden des Ländchens mit Auszeichnung der Butz oder Butzomâ genannt. Im Grunde genommen wären also auch die Fenggen, Rutschifenggen und Venediger unserer Sage als zu den Bützen gehörig hier einzureihen.

Unter ihren gewöhnlichen Tummelplätzen, nach denen sie vom Volke auch näher bezeichnet und benannt werden, sind hervorzuheben: einsame Häuser und Gemache (Hûsbütz), Tobel (Tobelbütz), Wälder (Waldbütz), Sümpfe und Seen (Wasserbütz), Burgruinen (Schlossbütz), verfallene Kapellen, hohle Baumstämme u. s. w., und alle diese Orte gelten als nicht „kauscha“ (nicht geheuer, unheimlich). Man sagt: dá hûset en Butz, dá butzet's, häufiger aber, da in unserer aufgeklärten Zeit der Glaube an Dämonen rasch zu schwinden beginnt, unbestimmter: dá hûse en Butz, dá thûais butza. Gar oft heißt es auch von den aufgezählten nicht kauschen Orten: dá geiřtet's, gleichwohl aber unterscheidet das Volk zwischen Geist und Butz. (Siehe die Sagengruppe: „Geister“.)

Sehr viele Bütze haben sich aus der frivolen und ungläubigen Niederung und aus dem geräuschvollen Leben und Treiben der Thalsohle hinauf in die luftige Bergfreiheit der Maiensäße (Voralpen) und Hochalpen geffüchtet, und das sind die Alpa-
bütz, die den Hirten und Sennerinnen unerschöpflichen Stoff zu Sagen und Märchen bieten.

Die vornehmsten und gefeiertesten bleiben immerhin der Hausbutz und der Alpbutz, von denen allein hier hauptsächlich die Rede sein wird.

Ueber Gestalt, Aussehen und Tracht der Haus- und Alp-
bütze ist die Sage ziemlich schweigsam, es hat den Anschein, als hätte man sich nie recht getraut, diese unheimlichen Wesen scharf ins Auge zu fassen. Soviel weiß man aber zuverlässig, dass etwelche derselben dem Menschen leiblich nicht gewachsen sind, also wie die Zwerge klein erscheinen, daher die Deminutivform ihrer Namen: Männdle, Wîbli, Fueterknechtli, Hanscäsperli, Klifingerhänslî; andere sind langohrig oder buckelt, aber sehr schnellfüßig, katzgrau oder kohlschwarz, splitternackt oder mit weißem Kopftuch und weißen Handärmeln angethan; wieder andere erscheinen in der Gestalt einer Katze, eines Strohhalms oder machen sich unsichtbar. Der Hausbutz zeigt sich in Haus und Stall, gerne beim Ofen oder am Herde, ist in den Geschäften flink und zuthätig. Er schaukelt das neugeborne Kind in der Wiege, mit den größern Kindern spielt er auf Wies und Feld, fegt und putzt die Geschirre, füttert, trânt und striegelt das Vieh in sauberster Art. Als getreuer Knecht hält er es mit dem Hausherrn, dem er einmal zugethan ist, aus in Freud und Leid und folgt ihm beim Wechsel der Wohnung. Es genügt ihm an geringem Lohn, eines geschenkten grünen oder rothen Kittelchens freut er sich unbändig, dass er aus lauter Stolz und Freude davonläuft und nicht mehr kommt wie die Waldleuten und Unterirdischen. Oeffters aber erscheint er mehr teuflisch und gespenstisch als elbisch; seine Gutmüthigkeit wandelt sich in Neckerei und Schadenfreude, und er wird zum Quälgeist und Plüggeist. An diese feindseligen Hausbütze reihen sich das Stühawîbli, der Schrättlig, das Doggi und der

Butzomâ — der Teufel. Die Alpbütze hausen in Deihjen entweder einzeln und führen dann den Namen der Alpe; so erzählt man vom Valzifenz'erwible, vom Salundibutz u. s. w. nach den Alpen Valzifenz und Salundi so genannt; oder aber sie ziehen in Haufen und Banden in die im Herbst verlassenen Alpenhütten ein, kochen, sieden und braten, dass man den ganzen Winter über den Hütten einen dicken Rauch aufqualmen sieht, oder sie machen mit Blashörnern, Schwegelpfeifen und wildem Tanzen einen Teufelslärm, wie Jäger, die im Winter auf diese Höhen auf Anstand gehen, hoch und theuer versichern. Interessant ist die Erklärung, welche die Walser über die Abstammung der Alpbütze geben: Als Gottvater die gefallenen Engel aus dem Himmel warf, so fielen nicht alle in die Hölle, etwelche derselben sind auf Berggräten und Alpen hängen geblieben und zu Alpbützen geworden.

Ofters bricht noch in den Butzsagen eine nahe Verwandtschaft durch zwischen Bützen, Göttern, weißen Frauen und Genien, wie bei den einzelnen Erzählungen angeführt werden wird.

1.

Die fremden Knechtlein.

a) Ein Bergmännlein wurde einmal vor Jahren zur Sommerszeit auf der Bärenweid (im kleinen Walserthal), einer hohen Alpenrevier, sichtbar und bot sich dem Hirten als Freiwilliger zum Viehhüten an. Dem Hirten war es recht, und das Männlein bewies sich so fleißig in seinem Dienste, dass ihm der andere eines Tages, nachdem es einen Sommer gedient, als Lohn und Aufmunterung ein grünes Rößchen hinlegte. Das Männlein zieht das Rößchen an, besieht sich darin ganz wohlgefällig, ruft: „Wenn ich gewusst, dass ich ein solcher Kerl bin, hätt' ich nicht so lang gehütet“ — läuft davon und kommt nicht wieder. (L. Steub, Drei Sommer, S. 82.)

b) Auf dem Longa bei Satteins kam auch einmal ein Bergmännlein in den Stall und fütterte, tränkte und striegelte dem Eigenthümer desselben das Vieh nach schönster Art und zwar

tagtäglich den ganzen Winter über. Gegen Frühling legt der Eigenthümer seinem fremden Futterknechtlein als Lohn ein rothes „Tschöple“ (Jäckchen) hin. Das Longamännlein zieht das Tschöple an, schaut ein paarmal stolz über sich ab, ruft:

„I' hübsch hübsch Mâ,
I' bui bui Mâ,
I' neus Tschöple â,
I' furtgôh,
I' numma kô“

und lauft davon und kommt nicht wieder. (Mündlich.)

c) In Gävis hat auch einmal ein kleines, fremdes Männlein einem Bauer die Schweine gehütet. Das Männlein trug ein ganz schlechtes, abgenütztes Tschöple, war aber übrigens ein Schweinbirt, wie es keinen zweiten mehr gibt. Der Bauer wollte sich nun einmal seinem trefflichen Sauhirten erkenntlich zeigen und ließ ihm ein neues Tschöple machen. Das Männlein schließt alsoogleich in den neuen Staat, ruft:

„I' bibî Bue,
I' numma Schwî hûeta thue,
I' gôh“

und lauft davon und kommt nicht wieder. (Mündlich.)

d) Auf Profatscheng bei Schân (Liechtenstein) wohnte ein wildes Männlein, welches den Landleuten das Vieh hütete. Da es ganz nackt war, hatten die Leute Mitleid mit ihm, zumal in Winterszeit, und verehrten ihm ein Kleid. Aber das Männlein gab den guten Leuten zur Antwort:

„Wilde Mâ
Chleid net lîda châ“

und lief davon, und niemand hat es seitdem mehr gesehen. (Mündlich.)

e) I der Alp Lagûz iş gsê, me heißt 's uf 'em „Dingabüel“, dà işt a pâr Jâhr hinteranand bi der Alpfâhrt weißes as wilds Männle chô, und das hend d' Alplût zem Hûeta dinget. En vilrâra Hirt şei 's gsê: Rîser ûf und âb şei 's gfâhra, ma

näi nömma luega dörfa, und dächt sei em nia as Höptle erfalla. 'S Vêh hed's aber am Abed nu' bis uf de Dingabüel ttriba, und am Mörget hed's dört wider uf d's Uslô gwärtet; in a Deihja hed's das lengst Zît ned chô wella, bis an amâl, dà chont's in a Hütta zer Senni z' Héngert. D' Senni is grad am Senna gsê und hed noch d' Schotta-n- im Chessi gchâ. Das wild Männle hocket uf der Chuchiplatta, lueget i d's Chessi îhi und jéd zer Senni: „Wia-n-i' merch, se hešt das Bešt noch im Chessi“. D' Senni aber lachet und jéd: „Du bišt dächt as nârrsches Männle, i' hâ jâ nu' Schotta mêh drê und gid ma ônșer Lebtig nu' de Schwîna“. Das wild Männle lád ši' 's aber ned nêh und will der Senni heimli' verzella, wia ma d' Schotta a guet Theil besser z' nutza zûha, jâ, wia ma gâr guets Gold drûs sûda chôn; aber wia 's will d's Mûl úfthue und úsrucka mit der Sprâch, so rüeft as anders wilds Männle i d' Hütta-n- îhi: Fúrio! Gottfrîd, der Bach brinnt“, und uf das isť das wild Hirtle ussi zer Deihja und dervâgșpronga, a's wenn ma's bissa hätt. — Das nâmlî' wild Männle hâi ganz schlêchts Hâß gchâ, und dà legen em d' Alplût amâl as roths Walsertschöple (wia ma vor âltem hed trêga) uf de Dingabüel, due hâi's aber grüeft: „Jetz bin i' freilî' zem Hûeta z' wêch“, und va dersella Stond â hed ma's mit chem Aug mêh gsêh. (Mündlich. Raggâl.)

f) [Es isť ka Wonder, dass ma vorhî besser ghûset hed a's iaz, d' Chnâcht¹⁾ ond Mâgd hând âu' mender koștat a's hûtigs-tağ, ond Hirta hed ma-n-â mângem Ort gâr kei brücht; di wilda Lût hând eim d's Vêh ghüatt ond kân Chreuzer derfür gnô.

Asou hândș' am Bûrștig doppa vil Jâhr an Hirta ghâ fașt ommasus. All Jâhr isť us da Wânda-n-aha, ma weißt nia wohâr, as Mânndli chô bis nâch zu da Hûsara, ma hed im d' Chûah no' brücht ertgega z' treiba as Stückli ussi, dá isť er mit 'na uf d' Waid gfâhra ein Tâg in 'n andara ond hed ŝa iada-n- Abat wider îtriba wia an-âgștelldna Hirt, schô ond ôrdili', ond d's Vêh isť versôrgat gsê ús ond âba, ond d' Chûah hând wôhl Milch gâ, ond solang das wild Mânndli ghüatt hed, isť nia

¹⁾ Vgl. über die Aussprache des á S. 57, Anm.

eini erfalla, ond das wild Mánnkli hed şa derzua asiamál uffí gôh-lô, dass ônsereim grúsat hátt ond ma gmeind hed, şi mûaşta-n-us der Hûd falla.

Ond für die ganz Mûah ond Arbat hed ma dem wilda Mánnkli gár nûd z' gê brúcht, nô gega-n- Abat hánd em d' Wíber uf der Rôd ommanand as Stúckli Chás ond Brôd ond an bitz Butter asô uf an grôşa Stei ussar da Húsara dussa hígláid; des íşt allimál am andara Tâg furt gsê.

Amál ama Herbst, wia das wild Mánnkli wider so guat ghúatt ghâ hed, send d' Bûra ráthig worda, şi mûaşa dem Mánnkli doch âu' ábbas gê, sus chônnt's ábba as anders Jâhr nômma chô, ond hánd im Háß mit ama rôtha Kaputrock macha lô ond hánd em des Zúg z' Michêli uf de Stei gláid, wo 's sus allig d's Assa-n-awággno hed. Am Abat hed d's Mánnkli wia allbig d' Chûah hejtriba. Wia's des Háß gsêh hed, hed's es gnô ond hed's âgláid, ond wia-'s-es âghâ hed — an Bûr ond şis WíB hánd des vo-n-am Schêrem î der Náhi asô ússpekiliert — dá hed das wild Mánnkli uf alla Síta über şi' âhi gluagad ond hed gsáid: „Hûbscha Mâ, wêha Mâ, nômma hûata chô“. Ond am nâgsta Frúahlig íşt d's Mánnkli úsbliba ond hedşí' şpêter nia mêh sêh lô.]¹⁾

2.

Der Stutzli²⁾.

(Mündlich. Schruns.)

Ein ganz gutmüthiges und zutrauliches Wesen zeigte in Schruns ein Hûsbutz, der Stutzli genannt. Sein Lieblingsplätzchen war die Ofenbank. Da kam in dem Hause, wo sich

¹⁾ Vgl. H. Sander, Beiträge zur Geschichte des vorarlbergischen Gerichtes Tannberg I, 124 f. — Die Sage wurde dem Herausgeber von Herrn F. J. Gaßner mitgetheilt.

²⁾ Grimm I, 488 meldet von einem schweizerischen Schmutzli und läßt es dahingestellt, ob dieser Name etwa bloß nach dem schmutzigen, rußigen Aussehen zu deuten sei.

Stutzli aufhielt, ein Kindlein zur Welt, und wenn man das Kindlein in der Wiege zur Ofenbank stellte, so wiegte es der Stutzli ungeheiß die längste Zeit. Nach und nach verschwand der Stutzli. „Er wurde erlöst durch das unschuldige Kindlein“, bemerkte der Erzähler¹⁾.

3.

Der Graumann.

(Mündlich. Schruns.)

Nicht minder freundlich und zuthätig erwies sich ein Butz in einem Hause auf der Crista bei Tschagguns. Dieser Butz war zwar wüst von Aussehen, denn er war ganz grau, dafür war er aber ein besonderer Kinderfreund. Wenn die Kinder des Hauses hinter dem Ofen oder am Tische oder auch auf Wies und Feld spielten, so kam er allemal zu ihnen und spielte mit zur größten Belustigung der Kleinen, die den Graumann ganz gut leiden mochten. Nun geschah es, dass die Hauseigenthümer auf Crista ihr Anwesen verkauften und ins Grüth beim benachbarten Dorfe Schruns ziehen wollten. Da ward der graue Butz auf einmal schwermüthig und nachdenkend, und als ihn die Hausfrau wegen seines Trübsinnes zur Rede stellte, so seufzte er: „Ach! ihr zieht aus, und ich darf nicht mitziehen“. „Ja freilich darfst du mitziehen“, entgegnete die Hausfrau, und da hüpfte der Butz auf voll Freude und rief:

„Jetz nūmi' mī Hūder und Gmūder

Und zūch sell mit hinüber!“

und als sofort die Familie mit ihrer Fahrnis im Grüth anlangte, so schaute der Butz schon zum Giebel des Daches heraus und jauchzte, dass es eine Freude war. Nicht lange darnach, als die Leute von der Crista das neue Haus im Grüth bezogen hatten, starb ihnen ein Kind, und nach diesem Todfall war der graue Butz auf einmal schneeweiß und verschwand für immer.

¹⁾ Auch Simrock, Myth., S. 472 hält die Bütze für erlösungsfähig.

4.

Der Badbutz.

(Mündlich. Tschagguns.)

Im Bade Schönau zu Tschagguns ward neuerlich noch der Badbutz gesehen. Derselbe ist nach der Aussage dortiger Curgäste a Wübsbild i wißa Hemdärmel und in 'ra wißa Schöß. Sein Hauptgeschäft hat er mit den Badewannen, die er putzt und fegt, füllt und leert, mit großem Geräusch hin und wieder kehrt und deren Zapfen er mit solcher Gewalt aus- und einschlägt, dass das ganze Badgebäude davon erhilt; seine Freude ist es auch, eine oder die andere Thüre mit solcher Gewalt zuzuschnellen, dass die gegenüberstehende Thüre aus der Klinke fällt. Curgäste versichern auch, es habe der Badbutz öfters schon als Brustbild in weißen, aufgeblasenen Hemdärmeln bei geöffnetem Fenster gar zimpfer und zumpfer in die Gaststube hereingeschaut.

5.

Die Wette.

(Mündlich. Nüziders.)

• Es sêt ama Wiehnicht-Abed amâl en Mâ zum en andera: „Los, Náchber, i' wetta mí Zitgâß, du traußt di' net, mer mîn Schmalzkübelzofa hînet vø Spullers z' holla“. Der Náchber sêt: „Woll frîle, d' Wett gilt“, und nûmt en fûßpõriga Hund, Stahel, Fürstê und Schwamm und gâht Spullers zue: Wia-n-er an Stâfel kunnt, bringt em der Butz vø Spullers de Zofa a guets Stuck schø etgega, aber der Náchber sêt zuenêm: „Los, gueta Frúnd,

Thue du de Zofa hî,
Wo-n-erist frúher gsî,
I' will en sèlber holla“.

Uf das springt der Butz mit dem Zofa wíder i d' Diehja z'ruck, und der Náchber gâht em ná' und kunnt ná' ama Wíle ô' i d'

Hütta; dōrt nūmt er d' Fūrrūstīg us 'em Sack, schlacht Fūr, wil's boda dunkel gsī ist, nūmt mier nūt, dier nūt de Zolfa z' Handa und gāht drūf sīs Wēgs wīter. Der Butz aber rüeft em nā':

„Hättest net Hērt und Hāß,

Wett i' di' lēhra gwinna d' Zītgeiß“.

(Nach einer andern Version:

„Hättest net Grandbeiß und Fūrheiß,

Wett i' di' lēhra gwinna d' Zītgeiß“.)

Gottmersprich, hättest net Stahel und Fūr bei der, kamest d' Zītgeiß net öber. So aber hät der Butz nūt an em ghō, und der Nāchber hät dem Mā de Zolfa brācht und d' Zītgeiß gwunna.

Donar melkte mit schimmerndem Blitzstrahle die vollen Euter der Wolkenkühe oder Wolkenziegen. Nach und nach bildete sich von ihm auch die Vorstellung aus, dass er mit dem Blitzstrahl als Stoßholz die Milch im himmlischen Butterfass umrühre. (Mannhardt I, 195.) Daher schreibt der Volksglaube in Holstein vor, das Stoßholz des Butterfasses aus dem Holz des den Blitz versinnbildlichenden Vogelbeerbaumes zu machen; daher melkt man in Schwaben und der Schweiz die Kühe durch das Loch eines angeblich aus dem Gewitter gefallenen Steins, der davon Kuhstein heißt. (Vgl. das Melken der Ziegen durch den Doggi-Stein.) Merkwürdiger Weise nun sind in unserer Butzsage all die Attribute, die das Volk zu verschiedenen Zeiten Donar beilegte, in buntem Wirrwarr neben einander; die Ziege (Bock) ist Donars heiliges Thier, mit Stahl und Stein pflegte er die Gewitterflammen anzufachen und mit dem Zolfa die Milch im himmlischen Butterfass umzurühren.

6.

Das Schelmappfle.

(Mündlich. Bürs.)

Das ist vom Größ- und Klīhirt. Der Größ hät uf 'em Nunnenälpele am Herbšt bi der Abfāhrt mit Flīß a Kueh dehinna-glō und schickt am andera Morga de Klīna z'wēg, go d' Kueh

holla. Der Grôß hât drum èba de Klîhirt net lida künna und hât si' denkt: „Wenn der klî Nütznutz so muetersêlaallâ i d' Alp kunnt, so würd en woll der Butz i d' Finger nêh“. Der Klî gâht und kunnt i d' Alp zer Hütta und findt d' Kueh grad am Stâfel lîga und garneila; er setzt si' ô' am Stâfel und packt sin Schnappsack ûs und fâcht â, a bitzle z' m'renda. Ueber 'na Wile se kunnt richtig der Alpabutz, hocket zuenem und haltt manierli' mit em. Bim Gâh gît er dua dem Klîhirt noch a Schelmappfifle a's Krôm mit in Sack. Wia dua am Abed der Klî mit der Kueh und mit dem Schelmappfifle hâmkunnt, se lueget der Grôßhirt verstünt drî und denkt si' bei em selb: „Der Butz mueß net so lêtz sî, wia d' Lût mânan, und so a Pfifle môcht i' ô“. Richtig gâht er ô' allâ dem Nunnaâlpele zue, aber vom Grôßhirt ist nüt mêh z'ruckkô.

7.

Der gesottene Kuhhirt.

(Elsensohn, S. 9.)

Die Knechte der Alpe Schiedlen saßen eines Abends um das Feuer herum in der Sennhütte und erzählten abwechselnd Geistergeschichten. Einer darunter schüttelte von Zeit zu Zeit den Kopf und rief lächelnd: „Pah, pah, pah! ich glaub 's halt nit“. „Nun wenn du so ungläubig bist“, sagten die andern. „und den Muth hast, so probier's und gehe jetzt in die obere Alpe, von der wir heute früh gezogen sind, hinauf und hole den großen Melkkübel, der nebst dem Kessel noch oben ist, herab“. Hans ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern nahm den Stock und verschwand bald aus ihren Augen. Von Zeit zu Zeit und in immer größerer Entfernung vernahmen die Knechte noch einen lustigen Jüchzer. Nach einer halben Stunde wurde aber alles still. Lange warteten die Knechte auf Hansens Rückkehr, doch vergebens. Endlich legten sie sich ins Heu. Aber auch am andern Morgen war von Hans nichts zu sehen und zu hören. Dies kam den Knechten etwas sonderbar vor, und sie ahnten nichts Gutes. Es giengen daher zwei von ihnen auf die etwa eine

halbe Stunde weiter oben gelegene Alpe hinauf, öffneten die Thüre und schrien nach Hansen. Endlich fanden sie ihn im Kessel todt liegen. Seine Haut war ganz verbrüht und abgesotten. So verfahren mit ihm die Bütze, die er übermüthig in ihrem Treiben gestört.

8.

Die Decke weggenommen.

(Elsensohn, S. 10.)

Es schiefen ihro vier Knechte auf der Diele. Plötzlich wurde ihnen allen auf einen Zug die Decke bis zu den Fußspitzen hinabgezogen. Sie fuhren alle ärgerlich auf, um zu schauen, welcher Knecht sich diesen dummen Spass erlaubt habe. Allein keiner wollte es gethan haben, und so zogen sie die Decke wieder herauf und schiefen ein. Aber plötzlich geschah dasselbe wieder, und obwohl alle fluchend sogleich auf den Beinen standen, um dem Störenfried das Handwerk zu legen, so war doch der Thäter nicht ausfindig zu machen; denn jeder behauptete seine Unschuld. Und so wiederholte es sich in derselben Nacht noch einigemale. Sie klagten dann dem Besitzer der Alpe, und dieser gab ihnen den Rath, sie sollten das Bettlager von der jetzigen Stelle wegnehmen und nach der entgegengesetzten Seite bringen; denn er habe von seinem Großvater gehört, dass in jener Ecke der Diele, wo sie bisher geschlafen, der Alputz seine auserkorene Schlafstätte habe. Sie befolgten den Rath des Alpenbesizers und hatten seitdem Ruhe.

9.

Der Hausbutz und der Schuster.

(Mündlich. Nüziders.)

Da wurde einmal ein Schuster von einem Bauer für acht Tage auf die „Stör“ gedungen. Am ersten Abende seines Einstandes sagte der Schuster: „Ich lege mich diese Nacht nicht ins Bett, sondern bleibe auf der Bank beim warmen Ofen“. Der Bauer wollte ihm das ausreden und bemerkte, auf diese Ofen-

bank komme allnächtlich der Hüsbutz zum Schlafen. Der Schuster aber legte sich dennoch auf der Ofenbank zur Ruhe. Um Mitternacht kam wirklich der angekündigte Hüsbutz und weckte den Schuster gar unsanft, indem er ihn von der Bank herunterzuzerren suchte. Dieser aber setzte sich muthig zur Wehre und behauptete mit Gewalt seine erwählte Schlafstätte gegen den Hüsbutz. Ganz so ergieng es die nächsten Abende. Als aber die Störzeit aus war und der Schuster bei einbrechender Nacht des Bauers Haus verließ, da packte ihn vor der Hausthüre schon der Butz und schnarrte: „Jetzt bin ich Meister“, und darauf lief er davon. Da wusste der Schuster auf einmal nicht mehr, wie ihm geschah: es trieb und drängte ihn, dass er unwillkürlich dem vorauseilenden Butze nachspringen musste. Der Butz lief über Stock und Stein, wie eine Gemse hinwegsetzend, einen steilen Berg hinauf. Der nachkeuchende Schuster bekam auf dieser eiligen Bergreise bald wunde Fußsohlen und jammerte kläglich; aber je mehr er winselte, desto schneller lief der Butz voraus, und desto schneller musste er auch nachlaufen, und als sie auf die Spitze des Berges gekommen waren, da hatte sich der arme Schuster auf dem rauhen Wege seine beiden Füße bis auf die Knöchel abgenutzt, und zu guter Letzt hängte ihn noch der Butz an diesen verstümmelten Füßen auf der Bergspitze an einem Tannenbaume auf und ließ ihn zappeln, bis er verendete.¹⁾

10.

Der Bargabutz.

(Mündlich. Schruns.)

Ein Herr übernachtete mit seinem Kameraden in einer Barga auf dem Heustocke, ließ, mit Erlaubnis vor Eueren Ehren es zu sagen, einen Furz und lachte: „Der g'hört dem Bargabutz!“ Auf einmal rauschte es rückwärts im Heustocke, und als der Spötter sich umkehrte und zurückschaute, sah er, wie

¹⁾ [Eine ähnliche Sage von einem »Geiste«, der auf dem Hofe Bregenz in Damüls haust, steht bei Grabherr a. a. O., S. 44.]

ein schwarzer Rosskopf mit feuersprühenden Augen sich sachte aus dem Heustocke hob, und erschrocken huschte er von seiner Lagerstätte und brach sich Hals und Bein.

11.

Ganizer.

(Mündlich. Schruns.)

Ein anderer, der von Macht und Gewalt der Bütze auch nichts wissen wollte, gieng einmal nachts über ein Tobel, das wegen eines Butzes weit und breit verrufen war; mitten im Tobel jauchzte er voll Muthwillen:

„Schwizer Ganizer

Mit de langen Ohra,

Komm', mer wend metanander göla!“

Aber alsogleich war der Butz Ganizer bei der Hand und zerrte den Jauchzer das Tobel hinunter über alle Stöck und Stein, dass er blutete wie eine gestochene Sau. Er konnte des Butzes nur dadurch los werden, dass er eine Wegkapelle zu bauen versprach. Diese Kapelle steht heutigstags noch auf dem linken Litzufer hart an dem Wege, der von Schruns ins Silberthal ansteigt.

12.

V i z o t u m.

(Elsensohn, S. 9.)

Ueber Ohboro ussi bis zur Wöormsül išt as vilmäl nüd reht gwärli' und z' Näht nam Lütto išt štill, wer döt ka böß Mül will. Dernach Lütt, die überal redo und wündoro wind, hind schu vilmaul a fürigs Rad gseaho; da Fernachšta fährt as nau'. Wer beatot, der hat nie nix z' gfauhro vom Vizotum.

An am z' Näht hind d' Alpknêht z' Ohboro a da Kanisfluoh do Pfīstor an Fützlar ghässa. Wie grob dear si' ufglau hat mit sinor Herzhäfti, si hind mit om gwettot, ar hei 's Goraschi nüd, an Kübel voll Wasser z' holo. Wi da Dteixel d' Judo und d' Hâdo de Speak hat dor Pfīstor do Kübel gnü, išt

ussipffonnot zum Brunno und hat ghärot: „Vizotum, Vizotum, kehr mor d' Naso im Füdla um“. Druf a Flaack, wie winn as blickt, a rôths fürigs Rad ist uf o Pfiſtor hergfarrot, und ma hat ka Staub und net ka Floug mëh ma vunom gseaho a's a Glishoso. (Au.)

13.

Das Walsermännlein.

(L. Steub, Drei Sommer, S. 81.)

Das Walsermännle meldete sich gegen Ausgang des Jahres 1772 in Straußberg der Pfarre Riezlern bei der Witfrau Katharina Elsasserin. Es nahm ihr die Milch im Stalle, das Mus auf dem Tische und verhinderte die Hausgenossen im Arbeiten. Sichtbar war es nur einem einzigen Sohne, mit dem es öfter scherzte, andern Leuten machte es sich vernehmlich durch Murmeln, Pfeifen, Klatschen. Christoph Bader, lange Zeit unerschrockener preußischer Soldat, hörte es auf der Straße zischen, und ein anderer merkte es mit solcher Schwere auf dem Wagen liegen, dass er ihn kaum mehr von der Stelle bringen konnte. 1773 in der Fasten meldete es sich bei Victorinus Müller auf Böldmen mit Zuschlagung der Läden, langte auch durch das Fenster hinein und klopfte der Tochter des Hauses auf die Achsel, so dass es alle Anwesenden hörten, doch nicht sehen konnten. Insbesondere war es einem armen Kinde aufsässig, welches in dem Hause erzogen wurde. Es schlug dasselbe, zerzauste ihm die Haare und begleitete es auf allen seinen Wegen, sprach auch ärgerliche Reden aus ihm. Nach zwei Jahren verschwand das Ungemach.

14.

Die Pfaffenkellerin.

(Mündlich. Gurtis.)

In Gurtis geht ein weiblicher Butz um, die Pfaffenkellerin. Sie hat ihre eigenen Wege und Stege. Meistens butzet sie an Tobeln, Bächen und Gräben. Ihr Rumpf hat die

Gestalt einer „Schaffreite“ (Küchenschrank), und an den Füßen trägt sie Rosseisen. Unter ihren Tritten erdröhnt die Erde, und wenn sie so geisterhaft herumtrabt, so hört man ein Gellen und Schreien wie von kleinen Kindern, Füchsen oder Schweinchen. Es ist nicht gerathen, ihrer zu spotten. Als einer einst nachts beim Heimgehen ihr spöttisch Pfaffenkellerin nachrief, thut's einen Trab und einen Schrei hinter ihm, hockt ihm auf den Rücken, und er muss sich schier zutode tragen bis unter die Dachtraufen daheim. Am Morgen hatte er einen geschwollenen Kopf wie ein Immenkorb.

Diese Pfaffenkellerin ist sicherlich Frau Perahta; die Stempfe, die eiserne Bertha mit dem Heimchengefolge, die erzürnt Rache übt. S. Grimm, Myth. I, 250 u. s. f.

15.

Das Stühawible¹⁾.

(Mündlich. Schruns.)

Das Stühawible ist ein Weiblein, das Haupt in ein weißes, leinenes Tüchlein gebunden. Es hauset im Kirchthurme und trägt einen Besen oder auch einen Stecken in der Hand; abends verlässt es seine Behausung im Kirchthurme, zeigt sich auf der Gasse und fährt unter schrillendem Pfeifen ungerathenen Kindern nach, wenn solche beim Dämmerlicht noch außer Hause sind.

Bedeutsam erscheint das Stühawible im Kinderspiele. Eines der Mädchen wird durch Abzählen Stühawible. Als solchem gibt man ihm einen Besen oder einen Stecken in die Hand; mit dem Besen oder Stecken zeichnet es ein Viereck in das Erdreich.

¹⁾ D. i. das Weiblein mit der Stauche. Stüche, Stauche (auch der Stücha, mhd. stüche) ist ein Kopftuch oder Schleier von dünner, weißer Leinwand, von Frauen besonders beim Gottesdienste und bei Leichenbegleitung getragen; dann dieser Stoff selbst und eine Schürze davon. Noch in neuerer Zeit pflegte in Schruns bei Begräbnissen und Trauergottesdiensten die trauerführende Weibsperson als Zeichen tiefster Trauer ein weißes Tüchlein nach Art der Nonnen um das Haupt zu legen und darüber einen niederen breitkrämpigen Männerhut zu setzen; diesen sonderbaren Kopfputz nannte man »Sturz und Stücha«.

Dieses Viereck bedeutet einen Garten; denselben theilt es zierlich in Beete ab und wendet sich dann zur Kinderschar: „Geht, holt mir Samen zum Säen“. Die Kinder gehen, und jedes einzelne bringt eine Handvoll Sand: „Da habe ich gelbe Rüben“, sagt das eine, „da Petersil“, das zweite, „da Kohlraben“, das dritte u. s. f. „Nun säet mir die Beete meines Gartens an“, sagt das Stühawible, „ich lege mich mittlerweile schlafen“, und legt sich auf die Erde nieder. Während aber das Stühawible schlummert, zerstören die andern Kinder die zierlichen Beetchen des Gartens und rufen dann: „Stühawible, stand uf, es hät Ave M'reia glütt“. Das Stühawible fährt auf diesen Ruf auf aus dem Schläfe und jagt, nachdem es die Verheerung in seinem Garten wahrgenommen, den Kindern mit dem Besen oder Stocke nach; das erste, das erwischt wird, muss Stühawible sein.

Dieses weißhauptige Weiblein mit dem Zauberstab in der Hand, mittelst dessen es den Garten absteckt und die Beetchen zurecht richtet, weist auf eine mütterliche Gottheit hin, welche die Oberaufsicht über den Feldbau und die wesentlichen Geschäfte der Hausfrau als Flachsbau, Spinnen, Gärtnerei führt, also auf Holda, Berchta. Wie aus den Göttinnen Holda, Berchta und Ostara, um mit Grimm zu reden, sich die weiße Frau und zuletzt die Nonne niederschlagen konnte, so das einer Nonne ähnliche Montavoner Weibchen mit der Stauche.

Beim Hervorsegnen nehmen die Wöchnerinnen deshalb die neugeborenen Kinder mit in die Kirche, damit diese nicht der Gewalt des Stühawible anheimfallen. Die ungesegneten Kinder müssen dem Stühawible, wenn es pfeift, folgen. Das schmeckt ganz nach dem Heidenthum und setzt die Identität des Stühawibles mit Berchta außer Zweifel. Den Hauptbestandtheil im Heere der Berchta bilden die Seelen der ungetauft verstorbenen Kinder, die, als Elementargeister aufgefasst, in Thüringen Heimchen heißen. Mit diesen sorgt sie für die Fruchtbarkeit der Aecker. (Mannhardt I, 289.)

16.

Frau Rosa.

(Mündlich. Schruns.)

Eine der Frau Holda-Berchta schier identische Göttin ist auch Frau Rosa, die heute noch im Kinderspiele auftritt. Das Spiel wird zu Schruns im Montavon von Mädchen gespielt. Eines der Mädchen, das die Rolle der Frau Rosa übernimmt, sitzt am Boden; ihm auf den Schoß setzen sich eines über das andere der anderen mitspielenden bis auf eines, z. B. Amreile. Dieses letztere geht um die Reihe der sitzenden Kinder herum und fragt das oberste Kind: „Wo ist d' Frau Rosa?“ — „„Dehinna dra““ — antwortet das gefragte — „Was hät sie â“ — „„Wiß und schwarze Krüsele““ (Röllele) — lautet die Antwort. Dann geht Amreile auf Frau Rosa zu und verlangt von ihr, ihm ein Kind zu geben. Frau Rosa weigert sich zuerst; die Bittstellerin aber verspricht, das Kind, in Baumwolle zierlich eingewickelt oder in einer Schachtel von Gold und Silber wohl verpackt, zehnspännig in den Himmel zu führen. Nun willigt Frau Rosa ein. Die Bittstellerin trägt nun das erhaltene Kind auf die Seite und kommt dann wieder zu Frau Rosa und begehrt ein anderes Kind. Sind alle Kinder abgeholt, so kommt Amreile zum letztenmale zu Frau Rosa und ladet sie zu den Kindern auf Mittag. Frau Rosa, der Einladung folgend, erhebt sich vom Boden; aber wie sie sich der Kinderschar nähert, so fährt diese unter Hundegebell und unter den Geberden des Zerreißen über sie los. — Es stellt dieses Spiel den Glauben der Alten bildlich dar, dass die Seelen der Sterbenden vermöge ihrer Natur als Lufthauch¹⁾ zur Wolke entschweben und hier als Kinder der

¹⁾ Auf eine sehr plastische und drastische Art wird hier im Kinderspiele die aus des Leibes Fesseln gelöste Seele als weißer Baumwollknäuel oder gar als goldene Schachtel dargestellt! Das steht in grellem Gegensatz zu den annuthigen Vorstellungen, dass die entweichende Seele als Lufthauch entschwebe oder als Blume aufblühe oder als weiße Taube aufziehe. (Vgl. Grimm II, 789.) Die Ueberfahrt geschieht im Binnenlande natürlicher Weise nicht zu Schiff, sondern zu Wagen.

mütterlichen Göttin Aufnahme finden. Zum Wind anschwellend oder, mythisch ausgedrückt, in Hunde verwandelt, verlassen sie die Wolke und verfolgen nun im Sturmgebell die Mutter selbst, das heißt mit einem prosaischeren und nach unseren jetzigen Vorstellungen verständlicheren Ausdrucke: die sausen den Winde zerreißen den Schleier der mütterlichen Wolke. (Vgl. Mannhardt I, 274.) Nach Mannhardt wird dasselbe Spiel auch in der Priegnitz gespielt; aber statt Frau Rosa führt das Kind den Namen Frau Gôde. Letztere aber gleicht nach Grimm (II, 880) in gar vielen Zügen der Frau Holda und Berchta, also dürfen wir auch unsere Frau Rosa ohne Bedenken der Holda-Berchta an die Seite stellen. Frau Rosa hat auffallender Weise weiße und schwarze Krüsel, d. i. Haarlocken; das gemahnt an die eine der baierischen Schicksalsgöttinnen, an Held, die wie Hel halb weiß, halb schwarz ist. Frau Rosa ist also halb Holda-Berchta, halb Schicksalsgöttin. Das Aussehen und Gebaren der Schicksalsgöttinnen trifft überhaupt fast durchgehends mit den Vorstellungen des Alterthums von Holda, Berchta und ähnlichen Göttinnen zusammen.

17.

Der Butz mit der feurigen Hand.

(Beiträge, S. 78.)

Viel Gerede geht vom Butz in einem einsamen Hause zu Schruns. Derselbe zeigt sich zu gewissen Zeiten den Blicken der Sterblichen, in einen schwarzen Pelzmantel gehüllt, und hat eine feurige Hand, mit der er den Begegnenden drohend winkt. Nach anderen ist dieser Butz ein schwarzer Mann ohne Kopf und trägt einen Fensterrahmen um den „Stumpa“ (Rumpf).

18.

Der Kellerbutz.

(Beiträge, S. 78.)

Im Keller desselben Hauses in Schruns ist es auch nicht geheuer, denn dort treibt der Kellerbutz sein Unwesen, ein

Weibsbild mit einem Kindlein im Arm. Des Kellerbutzes Freude ist es, jedes Geräusch, jeden Laut und jedes Wort, so in den Keller dringt. „űsz'antera“ (nachzuahmen).

19.

Doggi.

(Beiträge z. d. Myth., S. 41.)

Die krankhafte Beklemmung Schlafender und Träumender verursachten in mythischer Zeit elbische *Mare* und *Nachtmare*. Der Ausdruck *Nachtmar* begegnet in Vorarlberg nicht, er ist mehr im deutschen Norden und an den Nordküsten heimisch. Die böse Handlung der *Nachtmar*, das peinliche Drücken, vollführen im benachbarten Tirol die *Truden*; in Vorarlberg theilt sich in dieses Geschäft mit dem Schrättilg das sogenannte *Doggi*, von dem man auch anderwärts Kunde hat. So führt es August Stöber in seinen „Sagen des Elsasses“, S. 30 auf: „In Illzach erscheint oft ein Dorfgespent, das *Doggele* genannt, welches mitten in der Nacht den Kindern zentnerschwer auf die Brust sich setzt und dieselben zu erdrücken scheint. Es ist eine Art *Vampyr* von unbestimmter zusammengeknäulter Thierform“. In Graubünden wird's *Toggeli* als ein hässliches Geschöpf mit großem Kopf, hässlichem Menschengesicht, ohne Arme und Beine geschildert. Es setze sich des Nachts dem Menschen auf die Brust und verursache die bekannte Angst und Beklommenheit. Auch Hausthiere, besonders Hühner quäle es und dies alles nicht aus Bosheit, sondern es falle aus einer Unbehilflichkeit so über einen her.

In Vorarlberg geberdet sich das *Doggi* als milchliebender Hausgeist, aber böser Natur. Es schleicht nachts durch das Schlüsselloch in Schlafgemächer, legt sich über Kinder und versucht an denselben zu saugen, so dass die Brustwarzen der armen Geschöpfe am Morgen roth und ganz geschwollen aussehen. Vorzüglich aber in Ställe kommt es, saugt an den Kitzlein und zieht größern Ziegen die Milch bis auf den letzten Tropfen aus den Eutern. Ein Feuerstahl um den Hals des Kindes oder Kitz-

leins gehängt, sichert letztere gegen die Gewalt dieses Dämons. Wenn man die Geiß durch einen sogenannten Doggi-Stein melkt, so ist sie für immer vor dem Doggi sicher. Der Doggi-Stein ist von mäßiger Größe, plattrund und hat in der Mitte ein rundes Loch; gefunden wird er nur von einem Glückskinde.

a) Eine eigene Affaire hat einmal der alte Winkler im Montavon mit dem Doggi gehabt. Winkler ist nun längst gestorben, war aber bei Lebzeiten ein baumstarker Mann. Er erwartete einmal eines Abends das Doggi und sagte daher zu seinem Weibe: „Heute lege dich zum Ofen und halte ein Licht bereit; ich lege mich ins Bett und erwarte das Doggi; kommt es, so packe ich es, und du eile dann mit dem Lichte herbei und „zünde“, wie das Ding aussieht“. Winkler legte sich zu Bett und sein eheliches Gemahl zum Ofen. Nach einer Weile kam wirklich das Doggi zu Winklers Bett, krabbelte vom Fußbrette des Bettes hinauf zu Winklers Brust, der aber, nicht faul, erfaßt es mit beiden Händen und merkt alsogleich, dass er es an zwei großen Zöpfen erwischt habe, und ruft dem Weibe; als aber das Weib mit dem Lichte zum Bette kam, vermochte Winkler das Doggi unmöglich mehr zu halten und musste es laufen lassen. Es huschte windschnell zur Thüre hinaus, und man sah noch, wie es seine zwei fliegenden Riesenzöpfe auf der eiligen Flucht um die Thürpfosten schlug.

b) In Gallenkirch, auch im Montavon, kroch vor Zeiten das Doggi durch ein Astloch in die Kammer eines Bauers. Der Bauer, der es merkte, war flugs bei der Hand und schlug einen Zapfen in das Astloch, und da stand plötzlich ein prächtigschönes Weibsbild vor ihm. Er stellte es als Magd an, und die Magd diente ihm viele Jahre treu und redlich. Im Laufe der Zeit wurde der Zapfen in der Kammerwand locker und immer lockerer und fiel endlich ganz heraus. Da schlüpfte die Doggimagd wieder zum Astloch hinaus und ward von der Stund' an nicht mehr gesehen.

c) Ein Herr hatte einmal eine Magd, die bleichen Aussehens war und bekümmerten Herzens schien. Der Herr, dem endlich das zerstörte Wesen seiner Dirne auffiel, fragte sie um die Ur-

sache ihres Herzeleids, und sie klagte, sie müsse Doggi sein und allnächtlich einen oder den andern menschlichen Schläfer im Bette drücken; erlöst könnte sie nur werden, wenn sie sein schönstes Ross zutode drücken dürfte. Der Herr gestattete das, und die Dirne gieng in den Pferdestall und drückte das schönste Ross ihres Dienstgebers zutode und durfte von der Zeit an nicht mehr Doggi sein.

Allem Anscheine nach steht das Doggi in Beziehung zu Donar. Ueberhaupt muss nach Grimm (Myth., I, 429) ein näherer Bezug der Elbe zu dem Donnergotte dagewesen sein. Immerhin bleibt die Vorliebe des vorarlbergischen Doggis zu Donars heiligem Thiere, zur Geiß (Bock) bemerkenswert, und gemahnt nicht auch das Melken der Geiß durch den Doggi-Stein an Donars Melken der Wolkenziegen?

Das Volk schreibt den Elben die Astlöcher im Holz zu und glaubt, dass sie selbst hindurch kriechen. (Grimm, Myth., I, 430)

Während in Vorarlberg das Doggi nur einzeln auftritt und meistens das Geschäft des Alps übt, heißen nach der Versicherung A. Jahns („Der Canton Bern“, S. 279) in Boltigen die zwerghaften Bergmännchen Toggeli, d. i. kleine Leutchen. Eine Höhle, worin sich eine natürlich ausgehöhlte Kanzel befindet, heißt Toggeli-Kirche; eine in der Kirchgemeinde Zweisimmen gelegene Waldung heißt Toggeli-Graben.

20.

Der Schrättlig.

(Beiträge z. d. Myth., S. 39.)

Wie der Schrättlig eigentlich aussieht, weiß man nicht, wohl aber, dass er ein launiger, „leidwerchiger“ Hausgeist ist, der wie das Doggi seine Freude daran hat, nachts in Schlafgaden zu schleichen und die Leute im Bette zu drücken, dass ihnen der Athem fast vergeht und sie nichts anderes glauben, als es liege ein Zentnergewicht auf ihnen. In der Schweiz heißt an vielen Orten der Alp auch Schrättel. In Mühlbach im Elsass und den

benachbarten Ortschaften ist das Schrätmännel ein Kinderpöpanz, der den schlafenden Kindern auf das Herz sich setzt und sie zu erdrücken scheint. Bei diesem nächtlichen Manöver kommt ihm das Vermögen, seine Gestalt zu wandeln, vortrefflich zustatten. Oefters schiebt er als Katze mit der rechten vordern Pfote ganz niedlich den Fensterläufer zurück und hüpfet in das Schlafzimmer, oder er windet sich als Strohalm zum Schlüsselloch hinein, oder er schneidet sich selbst den Bauch auf und haspelt die Gedärme aus dem Leibe, dass er, ganz dünn geworden, sich durch jede Wandspalte durchdrängen kann. Beides ist ihm einmal übel bekommen. Es fasste einer den Schrättlig, da er sich just als Strohalm zum Schlüsselloch hereinwand, und nagelte ihn fest an die Zimmerwand, und als er morgens erwachte, gewahrte er ein altes Weiblein an der Wand hängen, und das war der todte Schrättlig. Ein anderer fand die herausgehaspelten Gedärme des Schrättligs vor der Kammerthür, und er gieng und mischte Harz und Sägmehl darunter, so dass der Unhold sie nicht mehr in die Bauchhöhle einzupacken vermochte und draufgehen musste.

Ein Messer in die Wand des Schlafgemaches gesteckt, ein Glas voll Urin wohl verstopft und unter das Bett gestellt und ganz besonders eine Hechel oder „Kartatsche“ umgekehrt auf die Brust gelegt, schützt gegen den Schrättlig. Hat man eine schwarze Henne im Stall und merkt nachts den Schrättlig kommen, so sage man zu ihm: „Geh', drück' lieber meine schwarze Henne im Stall“, und dann fährt er gutwillig ab, geht in den Stall und drückt dort die schwarze Henne zutod. In Liechtenstein sagt man, man wiege nie eine leere Wiege, geschehe dies, so wiege man den Schrättlig.

Dieser Vorarlberger Schrättlig scheint in Beziehung zu Frouwa zu stehen; die Katze, in die der Schrättlig sich wandelt, ist Frouwas heiliges Thier; aber auch zu Berchta. Seine Stellung zu der erhabenen leuchtenden Göttin bezeichnete man deutlich in Baiern; dort nannte man ehemals das Elfenfolge der Berchta „die Schretzlein“ und pflegte in der

Berchnacht einen Tisch anzurichten, der Bercht und den Schretzelein Speise zu opfern. (Mannhardt I, 291.) Der aufgeschnittene Bauch, die herausgehäselten Gedärme und das darunter gestreute Sägmehl und Harz führen wieder unwillkürlich auf Berchta. Dieselbe erscheint in Kärnten um Weihnachten als eine Frau mit zottigen Haaren und schneidet dem, der andere Speisen als ihr Festgericht genossen hat, den Bauch auf und füllt ihn mit Häckerling und Backsteinen. (Mannhardt I, 289.) So tief also sank Macht und Ansehen der hohen Göttin in der Vorstellung des Volkes, dass die Rache, die sie in ihrem Zorne am Menschen übte, nun umgekehrt der Mensch an ihr oder doch an einem aus ihrem Gefolge nimmt.

21.

Der Butzomâ.

(Elsensohn, S. 12.)

a) Eine Mutter drohte oft ihren Kindern, wenn sie unfolgsam oder unartig waren, mit den Worten: „Wartet, ich rufe den Butzomâ, und dieser nimmt euch mit“. Die Kleinen gewöhnten sich nach und nach an diese Drohworte und ließen sich dadurch in ihrem Benehmen nicht stören. Als nun in einer rabenschwarzen Nacht wieder eines der Kinder sich schlimm aufführte, ergriff es die zornige Mutter, machte das Fenster auf, hielt es vor dasselbe hinaus und rief: „Butzomâ, Butzomâ, komm und nimm's!“ Und in demselben Augenblicke wurde der Mutter das Kind aus den Händen gerissen und durch die Lüfte entführt. Am andern Morgen sah man an den nächsten Bäumen einige Fetzen von dem Kleide des Kindes hängen, von ihm selbst aber war keine Spur mehr zu entdecken.

b) Es lebte einmal ein Mann geizig und überhaupt schlecht. Als es nun zum Sterben kam, habe man in den letzten drei Nächten vor seinem Tode einen kohlschwarzen Hund, dessen Mund Feuer ausspie, sein Haus umkreisen gesehen; derselbe sei nach dem letzten Athemzuge des Mannes sofort verschwunden und der Leichnam auf der Stelle schwarz geworden. Daher be-

hauptete das Volk, dieser Hund sei der Butzomâ selbst gewesen und habe den Mann geholt.

22.

Der Dreizehnte.

(Mündlich. Laterns.)

Es waren einmal an einem Winterabende ihre zwölf in einem einsamen und verrufenen Hause hoch ob der Kirche zu Laterns im Heimgarten, und dabei gieng es wohl lustig und laut, aber nicht ehrbar und sitsam her. Erst nach Mitternacht schickten sie sich an, nach Hause zu gehen, und weil es eine schöne Mondscheinnacht und der Schnee hart gefroren war, so kamen sie überein, auf einem Schlitten munter heimzufahren; die Kirche sollte ihnen als Merkzeichen gelten, wo still zu halten wäre. Sie stiegen auf den Schlitten, einer nach dem andern, und als der Zwölfte droben saß, gewahrten sie noch einen, einen Dreizehnten, aber gänzlich Unbekannten neben dem Schlitten stehen, und sie riefen ihm zu: „Sitz' auch auf“. Der Unbekannte aber entgegnete: „Es sind schon euer zwölf, es ist g'nug geladen, fahrt zu“. Sie fuhren ab, und der Schlitten glitt schnell wie die Kugel aus dem Rohr den Bergesabhang herab; von der Kirche, die sie im Auge behalten wollten, sahen sie aber keine Spur, und sie fuhren über den Kirchweg aus und stürzten über einen Schrofen hinunter in das Frutzobel, dass sich alle zwölf Hals und Bein brachen. Seit dieser Zeit heißt jener Schrofen der „Fluchschrofen“. Jener unbekannte Dreizehnte war der — „Jómer“, d. i. der Teufel.

Ausgehend von der Ansicht, dass an jeder Sage eine Sache sei, forschte ich nach einem Entstehungsgrunde für diese Erzählung und glaubte, denselben zunächst in einer Unglücksgegeschichte suchen zu müssen, die auf den abschüssigen Berghalden des Laternser Thales zur Winterszeit sich nur zu leicht ereignet haben mochte. Niemand aber in Laterns wollte weder aus neuer noch alter Zeit von einer Begebenheit wissen, wo je ihre zwölf verunglückten. Es will mich daher fast bedünken, als wäre diese

Sage noch ein letzter Nachhall vom Sturze der zwölf A sen, die der Macht des Teufels erliegen, die Kirche (das Christenthum) nicht sehen und zugrunde gehen?!

23.

Der Sechste.

(Nach Dr. Spiegels Aufzeichnung. Dornbirn.)

[Es waren einmal sechs Strolche im Dorfe, die sich leicht zusammengefunden; denn „wenn zwei Kogen auf dem Ried sind, so treffen sie einander“, sagt das Sprichwort. Der älteste dieser Lotterbursche zählte nicht viel über dreißig Jahre. Sie waren eins in aller Schlechtigkeit. Eine entlegene Kneipe, in der jahraus jahrein kein ordentlicher Mensch verkehrte, hatten sie zum Hauptquartier gewählt. Dort gieng es gar wüst zu; bei Wein und Spiel achtete ihre freche Zunge auch das Heiligste nicht, ja der Allmächtige selbst ward von den berauschten Gesellen herausgefordert; Hölle und Teufel wurden verhöhnt und gelegnet, das Menschenleben sollte eben mit dem letzten Athemzuge vollständig zu Ende sein. Wieder hatten sie eines Abends in frevelhafter Trunkenheit ihre gotteslästerlichen Reden gegenseitig gesteigert, als sie zum Schlusse sich vornahmen, durch den Besuch des einzigen schlechten Hauses im Dorfe, in dem drei liederliche Weibsbilder wohnten, ihre verworfene Ausgelassenheit zu krönen. Bald standen alle sechs in stiller, nicht sehr dunkler Nacht vor dem verrufenen Hause. Einer verließ die Bande, um irgendwo eine Leiter zu erhaschen. In dessen Abwesenheit fiel es plötzlich dem jüngsten Gesellen auf, dass gleichwohl ihrer sechs auf dem Platze harrten. Wild auffahrend wies er seine Gespanen auf den Zuwachs hin, es waren jedoch nur ihre alten bekannten Gesichter da, und unterdessen kam der Leiterträger. Auch diesem verkündeten sie den Spass. Er zählte die Anwesenden, es waren nur sechs. Deshalb lachte er die Genossen aus und stieg die Leiter zum Kammerfenster empor, wo er bald Einlass fand. Aber siehe da, jetzt standen doch wieder sechs vor dem Hause! Nun begann der trotzig Uebermuth gar rasch zusammenzugin-

ken wie vor dem Föhn die hohe Schneelast. Die frechen Bursche blickten einander mit entsetzten Gesichtern an und stoben, von bleicher Furcht gejagt, von dannen; selbst der Warnungspff für den Eingestiegenen war ihnen in der Kehle stecken geblieben.

Des andern Tages am frühen Morgen läutete die Todtenglocke. Der Anführer der Bande war nicht mehr; man hatte ihn todt in seinem Bette gefunden mit dunkelblau-rothem Gesichte und hervorgequollenen Augen. Die fünf Kameraden kamen nicht mehr zusammen, sie fürchteten, der sechste möchte sich bei ihnen wieder einfinden. Der Schauer jener Nacht wich nicht mehr von ihnen. Einer nach dem andern verließ zerütteten Gemüthes die Heimat und verdarb und starb in der Ferne.]

24.

Alpenbütze im Bregenzerwalde.

Sie hausen hauptsächlich den Herbst und Winter über in den Sennhütten und treiben dort ihr Unwesen, erscheinen jedoch auch in jener Zeit, wo die Knechte und das Vieh auf den Alpen sind. Wer ihnen nichts zuleide thut oder wer sie nur unfreiwillig beobachtet, hat von ihnen wenig zu fürchten; wenn man sie aber reizt, werden sie bössartig und sogar grausam.

a) Auf der Alpe Oßtergunto waren der Menge nach Alpenbütze. Denn oft hörten die Knechte mitten in der Nacht, während sie auf der Diele im Heu lagen, dass es unten in der Hütte auf einmal lebendig wurde. Die Kühe wurden unter vielem Lärm in den Stall getrieben und gemolken, die Gebsen (Milchgeschirre) hin- und hergeworfen, der Kessel über das Feuer gerückt, die Renne hineingegeben, der Käse herausgenommen, die Butter gerührt, endlich abgewaschen und alles an seinen Ort gebracht. Dann ward es nach und nach wieder still, und am folgenden Morgen befand sich alles an seiner alten Stelle, als ob während der Nacht gar nichts vorgefallen wäre. (Elsensohn, S. 11.)

b) Auf der Alpe Diedams vernahmen die Knechte auf der Diele nachts oft das Gerölle und Schellenklingeln von herankommenden Saumpferden. In der Alphütte angelangt, wurden

die Kisten mit vielem Gepolter abgeladen, die Käslaibe aus dem Keller geholt, aufgeladen und weggeführt, alles auf dieselbe Weise, wie es die Säumer im Herbste auf den Alpen zu machen pflegen. Am andern Morgen aber war alles in der alten hübschen Ordnung und von einem Abhandenkommen von Käsen keine Spur. (Elsensohn a. a. O.)

c) Ein Senne war einmal auf Diedams hinaufgekommen, um etliche Käselaibe zu holen, und blieb oben über Nacht. Kaum war es nämlich dunkel geworden, so hoben sich die Bütze langsam aus dem Boden heraus, senkten sich von der Decke herab und huschten zum Fenster herein. Als sie alle beisammen waren, fiengen sie zu sennen an, melkten etliche Geisterkühe, rührten Butter und bereiteten Käse. Der Senne schaute ihnen etwas befangen zu, ließ sie aber gewähren. Dafür thaten ihm jene auch kein Leid an, sondern halfen in aller Frühe sein Saumpferd laden und ließen ihn wohlbehalten ziehen. (L. Steub, Drei Sommer, S. 62.)¹⁾

d) Recht bössartig, ohne gereizt zu sein, benahmen sich öfters auch die sogenannten Elbbütz oder Elbputzen. Wenn die Sennen am St. Kilianstage auf die Alpen fahren, welche auf dem Bergzuge liegen, der vom Rothhorn sich rechts vom großen Walserthale bis gegen den Rhein hin erstreckt und im Besitze der Gemeinden Schwarzenberg, Bezau und Mellau sind, werden sie von einer Procession mit Kreuz und Fahnen begleitet. Es geschieht dies, um die Weiden zu weihen, welche von den Elbputzen arg heimgesucht werden, so dass oft in einer Nacht die Quellen versiegen, Gras und Kraut verdorret und Vieh und Menschen elend dahinsiechen. Manchmal muss auch ein frommer Kapuziner in solcher Noth gerufen werden, dessen kräftigem Segensspruch es eher gelingt, die boshafte Kobolde zu bannen, welche öfter Menschen und Vieh in Abgründe locken, wo sie jämmerlich umkommen. (Vernaleken, S. 227.)

[¹⁾ Von ähnlichen dienstbefissenen Alpeng Geistern berichtet Grabherr, S. 46.]

25.

Alpenbütze im Walsertthale.

(Mündlich. Raggäl.)

Der vornehmste unter den Alpenbützen des obern Walsertthales ist unstreitig jenes geisterhafte weibliche Wesen, das unter dem Namen Alpmueter in den Hütten von Lagûz schaltet und waltet. Diese Alpmueter erinnert an Berchta, die Königin der Heimchen, noch mehr aber an die nordische Hulle, Huldra, der Viehweiden und des Melkens hohe Beschützerin, an die Königin und Herrin des Huldrefolks.

Ob unter diesem Namen eine Mutter der Vieh- und Melkalpen oder eine Mutter der Albs, Alpen (geniorum) zu verstehen sei, ist schwer zu entscheiden. Soviel ist aber gewiss, dass, sobald die Hirten im Herbst heimziehen, die Alpmueter von den Sennhütten Besitz ergreift und mit ihrem Gesinde den ganzen Winter über in denselben hauset. Sie macht sich gar viel Geschäft: zu sennen, zu käsen, die Brenten (Milchkübel) zu brühen, die Kessel zu fegen und die Kuhketten herumzuwerfen.

a) Einmal gieng ein Jäger im Spätherbste in Lagûz an einer Alphütte vorbei und hörte in derselben ein ganz sonderbares Geräusch und Getümmel, nicht anders, als wenn es noch Hochsommer und Senn und Bisenn vollauf beschäftigt wären. Die Neugierde lockte den Weidmann, und er gieng und schaute durch ein Astloch in die Alphütte hinein und gewahrte in derselben die leibhaftige Alpmueter. Es war ein altes buckeltes Weiblein, das am Herde stand, eifrig mit Kochen beschäftigt. Rings um den Herd und die buckelte Köchin herum tanzte eine Schar kleiner Thierchen, das eine ein Salzbüchsen, das andere eine Kochkelle, das dritte einen Sehwisch und das vierte noch ein anderes Kuchengeräth in den vordern Pfoten haltend; eines der tanzenden Thierchen aber war leer ausgegangen und trug nichts in den Pfoten. Zu diesem wendete sich plötzlich das Weiblein und knurrte: „Hanschäspere, chotz mer Schmälz“,

und siehe da, das Hanschäspërle erbrach Schmalz in Hülle und Fülle.

b) In einer andern Hütte hauste der Lagûzerbutz. Er wurde auch zuerst von einem Jäger gesehen. Dieser Jäger gieng einmal im Spätherbste nach Lagûz auf die Jagd, und als er bei der durch ihren Butz verrufenen Deihja vorbeikam, schaute er durch ein Astloch in das Deihjastübchen hinein; da saß mitten in der Diele eine kohlenschwarze Katze auf den hintern Füßen, hielt zierlich mit der vordern linken P'fote eine Maultrommel an die „Goscha“ und spielte mit der rechten gar lustig auf, und diese musizierende schwarze Katze war der Lagûzerbutz.

c) Im Fludriga hat einmal ein Jäger mitten im Winter zwei landsfremde Sennerinnen getroffen, die im heftigen Streite waren und mit feurigen „Nüeschen“ zusammenschlugen, und das werden wohl auch Bütze gewesen sein.

d) Dasselbst, aber in einer andern Hütte, zündete öfters ein Butz zur Nachtzeit die Hütte an, dass über einer Weile sie in Feuer und Flammen stand, und gleichwohl war sie bei anbrechendem Tage unversehrt am alten Ort.

e) In der Huttla ist's auch nicht richtig, doch nur in einer einzigen Hütte. Es leidet, wenn einmal Hirt und Vieh fort sind, niemanden mehr drin. Ein Mann in einem weißen „Tschôpa“ geht nachts um die Hütte herum und zur Thür aus und ein. Einmal geht ein Jäger in die Hütte und denkt sich, da bleibe ich über Nacht; der Butz wird mich nicht fressen. Er macht ein Feuer an und legt sich in die Pritsche hinein. Auf einmal aber löscht es ihm das Feuer aus, nimmt ihm das Dach im Sturm über dem Kopf weg, dass er die Sterne am Firmament sieht. Er springt auf und davon und legt sich in der Nähe unter einer „Zundera“¹⁾ nieder. Am Morgen schaut er zuerst nach der Hütte, an derselben war aber keine Schindel verrückt.

¹⁾ Legföhre.

26.

Alpenbütze im Montavon.

(Mündlich. Schruns.)

a) Alle Jahr nach Heiligkreuz-Erhöhung (14. Sept.) bezieht ein Butz die Alpe Valzifenz im Montavon; er nimmt Besitz von einer Sennhütte, siedet und brät darin, dass man von weitem schon den Rauch über der Hütte aufsteigen sieht. Viel Geschäft macht er sich, wie es scheint, mit der Pflege und Fütterung der Schweine; denn Jäger, die auf jener Alpe im Spätherbste auf Anstand waren, wollen von ihm den Lockruf hutsch, hutsch! vernommen und einige wollen ihn gar „schrittlicher“ auf rothem Schweine sitzend über den „Stäfel“ jagen gesehen haben.

Dieser Butz, der auf rothem Schweine über den Valzifenz Stäfel dahinbraust, bringt den milden Frô, den Gott der Herden und der Fruchtbarkeit, oder den nordischen Freyr und seinen goldborstigen Eber ins Gedächtnis. Der Landmann rief Frô besonders an, wenn unter dem Vieh Seuchen drohten oder gar einbrachen; dann entzündete er ihm ein Feuer und trieb das Vieh hinzu, die ihn vorzugsweise heiligen Schweine voran; das zuerst durch die Flammen laufende Thier blutete ihm als Opfer. Bei der jährlich wiederkehrenden Alpenbenediction wird im Montavon ein großer Holzstoß auf dem Stäfel aufgerichtet. Während der Priester die Gebete spricht, wird der Holzstoß angezündet. Vor noch nicht langer Zeit wurde in der Alpe Spora die ganze Habe Vieh durch den Rauch getrieben, um sie im voraus gegen künftige Seuchen und Krankheiten zu sichern.

b) Eine Deihja auf der Gäfner Alpe, zuhinterst im Montavon, war ganz besonders verrufen wegen ihres Butzes, nichtsdestoweniger haben einmal zwei Gäfner in dieser Deihja übernachtet und zwar nach Heiligkreuz-Erhöhung. Die zwei Gäfner legten sich auf der Pritsche zur Ruhe. Sie lagen nicht lange, so wurden sie durch den Butz gestört. Sie hörten nämlich auf einmal ein ganz unheimliches Geräusch im Keller drunten; nach einer Weile sahen sie eine landsfremde schöne Sen-

nerin aus dem Keller heraufkommen mit einem Licht in der Hand und Holz auf dem Arme; sie feuerte an und kochte ein Mus; als sie damit bald fertig war, rief sie: „Kommt jetzt zum Essen“. Die Männer spürten es eiskalt in den Gliedern und wollten nicht herbei. Sie rief zum zweitenmal recht eindringlich, und die auf der Pritsche getrauten sich kaum mehr zu athmen; endlich sagte sie zum drittenmal: „Losen, i will ni ko ga hola“. Da erhoben sich die zweie und kamen zitternd vor Furcht herbei und halfen der landsfremden Sennerin Mus essen. Das Gericht schmeckte ihnen vortrefflich, sonderbar kam es ihnen aber vor, dass das Mus dort, wo die Sennerin aß, kein Loch bekam. Nach dem Mahle war die Sennerin verschwunden, und die Gäfner legten sich neuerdings auf die Pritsche.

c) In Gargella übernachtete ein Futterknecht in einer Maiensäbhütte auf dem Heustock. Gegen Mitternacht kam ein Rudel Bütze und krabbelte den Heustock hinan. Der Knecht merkte es und verkroch sich wohlweislich im Heu. Nun fachten die Bütze Feuer an auf dem Heustock und begannen zu sieden und zu braten, dass dem Knechte in seinem Verstecke himmelangst wurde, es möchte alles in Flammen aufgehen. Als die Mahlzeit bereit stand, so rief einer aus dem Haufen: „Los, Knecht da im Heu drinnen, komm und halte mit!“ Und der Knecht kroch hervor und hielt mit; es mundete ihm aber nicht aus lauter Furcht und Angst vor den fremden Leuten, und er verzehrte a „gotzig's“ Stückle Fleisch. Nach dem Mahle ergötzten sich die Bütze noch recht weidlich mit Spiel und Tanz und machten einen Lärm wie der „angstlig Teifel“, fuhren aber bei des Morgens erstem Dämmern fürsichtig wieder ab. Als dann der Knecht in den Stall kam, merkte er, dass ein schwarzbraunes Rind ein ziemlich großes Loch in der Hüfte habe, und als er das Loch näher untersuchte, so kam's ihm gerade vor, als hätte man das Stück Fleisch herausgeschnitten, das er bei der nächtlichen Schmauserei mit den Bützen zu Leibe genommen hatte.

d) Ein Montavoner Hirt war eines Abends spät noch auf die Alpe Latonz gekommen, um eine schwarze Kuh, die bei

der Abfahrt zurückgeblieben war, zu holen. Er blieb auf der Pritsche in der Alphütte über Nacht, nachdem er zuvor die Kuh in den Stall gestellt hatte. Um Mitternacht zogen in dieselbe Hütte die Alpenbütze ein und fiengen unter einem Teufelslärm in dem Deihjagemach an zu kochen, sieden und braten. Der Hirt erwachte und schaute ganz verdutzt eine Weile zu. Plötzlich rief aber ein Butz: „Komm herab da von der Pritsche“, und er musste herab von seiner Lagerstätte und mit-halten; auf einmal merkte er aber, dass seine schwarze Kuh im Stall draußen ein ungeheures Loch im Leibe habe, und dachte: „Die Kerle haben das Fleisch meiner Kuh aus dem Leibe geschnitten, und bis zum Morgenroth fressen sie dieselbe ganz auf“. Nach der Mahlzeit fiengen die Bütze an zu musizieren und zu tanzen, dass die Alphütte fast aus den Fugen gieng. Bei des Tages Grauen fuhren die Fremden alle ab. Der Hirt schaute ihnen noch nach, und dabei sah er an der Thüre der Alphütte eine Haut ausgespannt, die er fast als die seiner schwarzen Kuh zu erkennen vermeinte. Als es vollends Tag geworden war, so war die Kuhhaut an der Thüre verschwunden, und die schwarze Kuh stand unversehrt im Stalle draußen.

e) Auf Mansaura, hoch oben über Tschagguns, versorgte eine Futtermagd eine Habe Vieh in einer Maiensäbütte. In diese Hütte zog nun einmal um Mitternacht eine ganze Bande von Bützen ein und fieng an zu sieden und zu braten, zu schmausen und zu zechen. Am frühen Morgen fuhren sie wieder ab, und einer der Bande rief: „Es fêhlt a Bêle, schnätzen a Hölzle“. Die Magd fand nach dem Abzuge dieser unheimlichen nächtlichen Gäste in dem Stübchen, dem Schauplatze des Gelages, weiter nichts als — Rossdreck; als sie aber dann in den Stall kam und schmeichelnd mit der Hand über den Rücken ihrer Lieblingskuh fuhr mit den Worten: „B'hüet di' Gott und b'seg'n di' Gott“, so stürzte die Kuh plötzlich zusammen, wurde immer kleiner und kleiner, weil sonderbarer Weise ihr Fleisch und ihre Eingeweide in raschem Verzehrungsprocesse verschwanden. Zuletzt lag nur noch die leere Haut am Boden, wie man

sie zum Gerber trägt, darin waren die Knochen eingewickelt, und bei denselben lag ein „g'schnätzet's Hölzle“.

In diesen Sagen von der schwarzen Kuh wird eine Naturerscheinung erklärt und versinnbildlicht. Diese schwarze Kuh ist die Regenwolke, von der die Windgeister zehren, indem sie den Regen derselben auf die Erde ergießen. Nur ein kleines Wölkehen, die Haut, bleibt übrig, und aus dieser erstet und wächst die Kuh zu neuem Leben.

IV. G e i s t e r .

Ein stehender Artikel im Aberglauben unseres Volkes ist das Geisten, mundartlich auch Gâşta, Goaşta und Gâşta, das ist das Wandern und Wallen, das Treiben und Thun abgechiedener Geister, welche wegen im Leben begangener Frevel, im Gegensatze zu den beruhigten, in die Unterwelt oder in den Himmel aufgenommenen Seelen, nicht oder nicht vollkommen der Seligkeit und Ruhe theilhaftig geworden sind. Die Frevel werden in unserer Sage gewöhnlich stark betont, und nur selten meldet sie von Geistern, ohne dass sie die Missethat, wegen welcher dieselben geisten, mitnennt. Es erscheinen zum Geisten verurtheilt vorzüglich diejenigen, welche unredlich waren in Maß und Gewicht, Marksteine verrückten, entlehntes Gut nicht erstatteten, dann sorglose Hirten und Sennerinnen, die das ihnen anvertraute Vieh vernachlässigten, Geizhalse, Bauernschinder, Vaterlandsverräther u. a. Sie erscheinen unter gar mannigfaltigen Gestalten, bald als die leibhaften Menschen, die sie im Leben waren, bald in weiße Gewande gehüllt, mit schwarzen, die begangene Unthat bedeutenden Flecken an denselben, bald als feurige funkensprühende Wesen, oder sie treten in Thiergestalt auf: als Hunde, Schlangen, Böcke u. s. w. So mannigfaltig die Gestalt der Geister, so verschieden ist auch ihr Gebaren; bald ist es nur

ein plötzliches Erscheinen und Verschwinden, bald ein unstetes nächtliches Umherirren, ein Jammern und Stöhnen, ein Poltern und Klopfen an der Stelle des verübten Frevels, oder sie sind zur Hut von Schätzen oder zu einer sauren Arbeit wie zu graben und tragen verurtheilt. Den Menschen erweisen sie sich meistens schrecklich und schädlich, nur selten freundlich und zuthätig. Die Stätte der Unthat, um derenwillen sie geisten, ist gewöhnlich auch ihr Tummelplatz; der den Markstein rückte, wandert nachts als „füriger Marcher“ die Fluren und Wiesen entlang und schlägt unter schrillendem Gelächter mit gewichtigem Schlägel auf die Köpfe der Grenzsteine; die Hausfrau, die unter Fluch- und Scheltworten den Bettler abwies, wird vom „Fraufastenkind“¹⁾ auf der Hausthürschwelle gesehen, mit einem Stückchen Brot in der Hand. Die Geister können bisweilen von den Menschen erlöst oder durch fromme Priester gebannt, d. h. an einen bestimmten Platz hin versetzt werden, wo sie der Zeit ihrer Erlösung harren. Erlöst werden Geistende durch Gebet und Segenssprüche, durch Ersetzen des von ihnen angerichteten Schadens, durch Vollendung der ihnen auferlegten Arbeit, aber auch durch das bloße Danken für einen von ihnen geleisteten Dienst und unter vielen andern besondern Bedingungen. Jedenfalls ist es zu rathen, wenn man einen Geistenden erlösen will, ihn zu fragen: „Was fehlt mir?“ Da wird er antworten: „Dir fehlt nichts, wohl aber mir“, und nun wird er erzählen, warum er geisten müsse, und wie er zu erlösen sei. Ruft der Geist: „Wo soll ich's hinthun?“ so hat man zu antworten: „Wo du es hergenommen hast“, oder wenn man nachts im Freien jemanden niesen hört, so sage man: „Helf Gott“, oder spreche laut: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn“. An Geistersagen ist Vorarlberg verhältnismäßig reich, ich habe jedoch von den

¹⁾ In Schwaben, Vorarlberg und der Schweiz hat man aus Fröbnfasten, d. i. den Quatenbern eine Frau Faste, gleichsam eine Personification der Fastenzeit gemacht. Wer um diese Zeit, besonders aber in der Fröbnfastennacht, mittwochs vor Weihnachten, geboren wurde, ist ein »Fraufastenkind« und sieht alle Geister Bütze und Gespenster, steht mit ihnen wohl auch im Verkehr, weshalb man seinen frühzeitigen Tod wünscht.

vielen nur die nachfolgenden aufgenommen, da sie die eigenthümlichen Züge dieser Sagengattung mir sattsam zu enthalten scheinen.

1.

Die Sennerin auf Spullers.

(Mündlich. Braz.)

Uf der Alp Spullers dom išt amál a Senne gsî, dia hàt nu^c dem Vách vò de rícha Lúta zueghebt und arma Lúta Vách Hunger lida lò, und so hàt sie's ttriba vil Sümmer. Jetz amál im Winter, wo ma lang schò vò Alp išt gsî, gáht en Jeger Spullers zua uf d' Jagd, und dá bigegnet em dia Senne, vò dèr i' verzell, de Kopf wia verbrámt mit Kiss und Schné, die rôth Juppa Stê und Bê gfrôra und am Arm en Emer. Der Jeger kâ si' net gnua verwundera und frâget: „Ja, Senne, bišt du ô' um d' Wèg und wett d' èbba um dia Zit z' Alp?“ „Já“, sêt sie, „i' muáß uf Spullers uff, den arma Lúta d' Schwî fuetera, de rícha hon i' sie schò gfuateret“, und gáht ihr's Wègs wíter. Der Jeger luaget ara verštúnt noch ná' und denkt für si' selb: „Das išt ô' net kauscha“, und wia er gega-n- Abed hám i d's Dârf kunnt, hórt er vom Turra d's Todtaglöckle lúta, und uf sî Frâg, wem 's dèrmál gelte, git man em zer Antwort, der Senne vò Spullers.

2.

Der Geist auf der Kanisfluh¹⁾.

(Mündlich. Au.)

As išt amál a Miändle am Náhpûr nídig gsin um die schóna Kúeh, und fašt gál und grúa heat's kundo wearo, wenn

¹⁾ Im Innern des Bregenzerwaldes zieht sich südlich von Schnepfau und in westlicher Richtung von der Ach bis zum Kanisbach die Kanisfluh, ein weitwändiges Felsengebirge, majestätisch imponierend, besonders an seiner Nordseite gegen das Dorf Schnepfau, wo es eine steile vom Fuße bis zur höchsten Höhe

as die schweara Stuck uf der Wád gseaha heat. Nau' und nau' ist um aber 's Nídháfele öbergango, und as gáht und leit hoamli' nükschálte Tannareando in Weag, uf dem grad 's Náhpúra Kúeh zur Trinke seand ggango, und wau dernau' oane vü de Kúehna uf d' Reando ist kú, so is sie gschlipft und öber de Weag ús-drólot, öber a Búhele abe und heat si' 's Krúz bbrocho. 'S Miändle ist drúf fúharkú und heat weallo luego, ob d' Kueh ou' gweaß mústód sí, gáht aber úverseahas ou' uf diasèll Reando und drólot öber de Weag ús und öber a Búhele abe und bricht si' ou' 's Krúz. Wau as drúf vurs Gricht Góttés kú ist, heat um Gottvater 's Urtel gsprocho, dass as die verfállt Kueh all Náht uf d' Kanisflueh trágo und dernau' wíder abedrólo müeß, und sít dear Zít treit's ou' fíßig d' Kueh all Náht uf d' Kanisflueh und pfneastot derbí, dass ma's zítowís bis zum Doaf Schnepfou hórt, und wenn as mit síner Burde uf da Speaz vur Kanisflueh kú ist, lacht's öberlút und drólt sie wíder abe. An jiezmaul, wenn as sie wíder dom heat, tar as ur a Háurle úszéro, und wenn d' Kueh gár ka gotzigs Háurle mēh heat uf der ganzo Hút, ist as arlóst.

3.

Vom Alphirt und dem weissen Ross.

(Vernaloken, S. 77 f.)

In Lustenau erzählt man: Es war ein Hirt auf einer Galtalpe¹⁾ und weidete dort seine jungen Stiere. Einer von diesen versuchte immer über den Zaun und die Felsen zu steigen. Als ihm der Hirtenbub dieses nicht abwehren konnte, so streute er ihm einst geschälte Rinden auf den Weg, damit er darauf tretend in die Tiefe stürze und so die andern nicht mehr auf den gefährlichen Weg verlocke. Wie nun der Stier kommt, tritt er auf die Rinden und stürzt nieder. Er will zurück, kann aber

reichende Felsenwand mit wenigen Absätzen bildet, dessen höchste Spitze misst [2041 m]. S. Tirol und Vorarlberg von Staffler II, 44.

¹⁾ Galtalpe, wo nur junge Stiere geweidet werden

nicht mehr, weil es zu schlüpfrig ist. Da fällt er auf die Knie nieder und fleht den Hirtenbuben an, er möge ihn zurücklassen. Doch er muss einmal hinüber und fällt in die Tiefe hinab. Von der Zeit an ist dem Hirtenbuben nicht mehr wohl sein Lebenslang, und bald musste er sterben. Seitdem aber der Stier so elend umgekommen, sieht man oft einen Schimmel in den Zunder¹⁾ herumsteigen und sich dann in die Tiefe hinabstürzen. Dabei hört man jedesmal ein starkes, seltsames Pfeifen oder so einen Ton, wie wenn es stark regnete. — Oft ist's kein Schimmel, sondern ein Mönch oder ein Pudel.

Auf derselben Alp grub ein Mann Enzianwurzeln und fand auf dem Heimweg ein Haus, welches sonst nie dort gesehen worden. Darin war einer, der kochte. Er fragte ihn, was er hier mache. — Ich koche, wie du siehst. Er bekannte ihm noch weiter, dass er ein Geist sei und hier zu bleiben habe so lange, bis er erlöst werde. Dann gab ihm der Kochende einen Stein vom Boden, und als der andere ihn in die Hand nahm, wurde er in demselben Augenblicke ganz glühend. Dieses aber wäre, wie die Leute sagen, nicht geschehen, wenn die Alp vor dem Viehauftrieb wäre eingesegnet worden. Oft, wenn dieses nicht geschehen ist, fand man auch die Stiere an dem eisernen Glöckelring erwürgt und den Ring selbst ganz verdreht.

4.

Der Rosshirt geistert.

(Elsensohn, S. 16 f.)

Ein Knecht sollte ein Pferd auf einer Alpe hüten, ließ es aber aus Gleichgiltigkeit über eine jähe Stelle hinunterstürzen und lachte noch dazu. Nach seinem Tode hörte man ihn oft an derselben Stelle ängstlich stöhnen und wie unter einer schweren Bürde keuchen und dann plötzlich in ein gellendes Gelächter ausbrechen.

¹⁾ Legföhrengestrüpp.

5.

Der Geist auf der Alpe Hintern.

(Elsensohn, S. 16.)

Ein Senn in der Alpe Hintern nicht weit von Damüls hatte eine Kuh, welche ihm immer ausriss und nur an solche Stellen hinwollte, welche recht steil und abschüssig waren. Da stieß er sie einmal im Zorne hinunter und gab dem Eigenthümer vor, sie sei selbst hinab- und todtgefallen. Nach seinem Tode aber musste er geistern. Man sah ihn die Kuh zu der steilen Stelle hinauftragen und hörte ihn dabei weinen, beim Herunterwerfen aber laut auflachen. Als ihn einmal ein Alpknecht anredete und fragte, wie man ihm helfen könne, sagte er, wenn man dem Eigenthümer den Schaden ersetze. Dieses geschah, und der Geist hatte seitdem Ruhe¹⁾.

6.

Der Geist auf Gweil²⁾.

(Mündlich. Gallenkirch.)

Uf der Alp Gweil hät amäl en nütznützigä Hirt sî Hâb uf 'nen g'föhrliga Wâdgang ttriba, und dâ išt a kostlige Kueh gschlipft, dur' na Ganda âhidrôlet und erfalla. Der Hirt išt gâr net grüseli' drab erschrocka, er hät amäl noch säga möga: „Drôl zue, du ghôršt ama Rîcha“. Bald drûf išt der Hirt gštârba, und vò dôrt â išt es uf Gweil nümma rêcht kauscha gsî. Offermâl hei mą z' Nacht bim Môschî en Mâ a Kueh müehsam dur' diasèll Ganda uffitrâga gsaha, und sei er amäl mit sîner Burde

¹⁾ [Ganz dieselbe Sage bei Grabherr, S. 46.]

²⁾ Der Name zweier Alpen (Vorder- und Hintergweil) südwestlich von St. Gallenkirch am Fuße eines mächtigen Joches. Dieses Joch wird von der [alten] österreichischen Generalstabkarte und Wörles Specialkarte irrthümlich als »Quellenjoch« bezeichnet. Der Bauer nennt dieses Joch wie die Alpe Gweil (Gwayl, Kweil) von romanischer Wurzel; vielleicht verwandt mit Caval, Gafall, Gapfahl, einem Apellativ, das sich immer an ein Joch oder eine Spitze hängt.

uf d' Hôhi kô gsî, so hei er sie abgwarfa und gjûhzt und a gelligs Glächter ghett, und mittlerwil sei d' Kueh dur' d' Ganda wider âhidrôlet, dass alls erhiltt hei vor Lârma-n-und Getôs. Jetz amâl fûehrt ma an Hêr uf dia Alp, und der passet dem Gâst ûf und frâget en, wo-n-er kunnt, warum er denn z' Nacht d' Alplût oftermâl so i d' Urueb bringe, und ob ma-n-em mit etschas verhilffi' sî kûntt. Der Gâst gît zer Antwort, er hei bi Lebzîta-n-a kostlige Kueh verfällt und ken Schada-n-ersatz ggê, und derfür müeß er jetz nâ' 'em Tôd gâsta und d' Kueh dur' d' Ganda uffitrâga, bis die ganz Summa, dia d' Kueh unter Brûeder wâr wêrt gsî, bim Pfennig ûszallt sei; all Jâhr kûnn er, wenn er flîßig trâge, en Groscha drâ abzalla. Uf das hât ma due mit den Erba vom Agathûmer der Kueh abgmahat, und dur' das ist der Gâst uf Gweil erlöst gsî¹⁾.

7.

Der Geist in dem Kuialoch.

(Mündlich. Rûfensberg.)

Ihr kennt den Kuiakopf in Rûfensberg? Von diesem Kopfe fällt eine Felswand steil ab, und im untern Theile dieser Wand ist ein großes Loch, das Kuialoch. Nun war einmal eine Sennerin in Rûfensberg, die wollte buttern, konnte aber unmöglich Schmalz zuwege bringen. Sie wurde darüber zornig und brach in den greulichen Fluch aus: „Himmel Herrgott Sac...., es ist gewiss wieder der Geißbock schuld daran!“ Sie gieng in den Stall, erfasste den Geißbock, zerzte ihn auf den Kuiakopf und stürzte ihn über die Felswand hinunter. Der Geißbock aber hatte sich mit einem Horn im „Höttel“ (Juppe) der Sennerin

¹⁾ Vgl. mit dieser und der vorigen Sage die griechische Mythe vom Räuber *Sisyphus*. — *Elsensohn* (S. 13, Anm. 18) bemerkt zu den Geistersagen aus Alpen: »Da die meisten Alpen vom nächsten Dorfe eine, zwei bis drei Stunden entfernt sind, so ist es bei dieser Abgeschiedenheit unmöglich, das Thun und Treiben der meistens gedungenen Alpenknochte zu überwachen. Ihr Gebaren muss also ihrem eigenen Gewissen überlassen werden. Dasselbe zu schärfen und ihnen die Folgen böser Handlungen zu vergegenwärtigen, waren Geistersagen bei der religiösen und gläubigen Richtung des Volkes besonders geeignet«.

verstrickt und riss dieselbe im Sturze mit sich fort. Weder vom Geißbock noch von der Sennerin kam je wieder etwas zum Vorschein; die Sennerin, heißt es, geiste im Kuialoch und sei verurtheilt, auf ewige Zeiten dort zu buttern.

8.

Der ewige Jude.

(Vernaleken, S. 81 ff.)

Von Zeit zu Zeit kommt der „ewig Jud“ ins Land, so erzählt das Volk um Lustenau. Zwar fragen die Jungen, wenn sie es von den Alten erzählen hören: „Wann ist er denn das letztmal dagewesen, und wann wird er etwa wieder kommen?“ Man merkt's dann, sie möchten halt den steinalten Mann, wie er mit seinem langen weißen Bart in seiner seltsamen Tracht am Wanderstab daherläuft, auch einmal sehen. Wann, entgegen darauf die alten Leute, welche ihn gesehen haben, der ewig Jud wieder durch unser Dorf wandern wird, das lässt sich schwerlich sagen; denn er muss in der ganzen Welt herumlaufen, soweit es Christenmenschen gibt, zur Strafe dafür, dass er Christum von seiner Thüre weggewiesen hat. Denn als die Juden unsern Herrn auf den Calvarienberg führten, wollte er, ermattet von dem schweren Kreuztragen, vor der Hausthüre dieses Juden ein wenig niedersitzen und ausrasten. Wie ihn aber Christus darum bat, trieb ihn der Jude unbarmherzig von der Thüre weg. Darauf hat der Herr zu ihm gesagt: „Weil du mir diese Rast nicht gegönnt hast, so sollst du von der Stund' an wandern, solange die Welt steht, bis zum jüngsten Tag“. Und noch in derselbigen Stund' hat der Jude, welcher ein Schuhmacher war, sein Kind vom Arme weg und auf den Boden gestellt und ist, ohne von seinem Weibe Abschied zu nehmen, alsogleich auf und davon in die Welt hinaus und muss jetzt laufen und wandern bis zum Ende der Welt.

Damit er aber zehren könne, so hat er immer einen Groschen im Sack, und so oft er diesen ausgibt, läuft er nur dreimal um den Tisch herum, und ein Groschen ist wieder im Sack.

Diesen Groschen wechselt er nie und verzehrt überall, wo er hinkommt, nur diesen und nicht mehr. Das letztmal, als er in Lustenau war, blieb er bei Gevatter Jokubs über Nacht. Da ist ihm denn auch, und gewiss nicht das erstmal, ein Crucifix vorgekommen, welches die Leute, wie gebräuchlich, im Herrenwinkel aufgehängt hatten. Wie das der Jude sieht, ist er in Entsetzen und Wuth verfallen. Já wahrli'! die ganze große Sünde, wie er sie einmal begangen hat, muss ihm zentnerschwer auf sein Gewissen gefallen sein, sonst hätte er nie in so entsetzliche Wuth kommen können, wie's dazumal geschehen ist. Endlich hat's den Juden wieder fortgetrieben auf seine ewige Wanderung, und die Leute sind gewiss von Herzen froh gewesen, wie er einmal aus der Thüre draußen war¹⁾.

9.

Das Thränenbächlein.

(Mündlich.)

Auf dem Wege von Bludenz im Walgau nach dem Thale Montavon erscheint nicht weit von Lorüns eine grüne Halde von gleichmäßiger Senkung und gekrönt von der kleinen Kirche St. Anton, daher im Munde des Volkes „Santantöner Alma“ genannt. Auf dieser Alma soll in uralter Zeit eine Stadt gestan-

¹⁾ Vgl. Nordd. Sagen, S. 451 (387). Der Woejäger muss ewig jagen. S. Kuhn, 324, 1. Anm. 324, Nr. 151 (der ewige Jäger). Vgl. Wolfs Zeitschr. für Myth. I, 434.

Die Legende vom ewigen Juden entstand wahrscheinlich im 13. Jahrhundert, wo sie Matthäus Parisiensis zuerst erzählt, und ist auf das jüdische, in aller Welt zerstreute, nirgends heimische Volk zu deuten. Nach der gewöhnlichen Sage ist der ewige Jude der Schuhmacher Ahasverus zu Jerusalem, der, als Christus auf dem Wege nach Golgatha vor seinem Hause ruhen wollte, ihn fortrieb. Ein Volksbuch, welches die Geschichte des ewigen Juden ausführlich erzählt, führt den Titel: »Wunderbarlicher Bericht von einem Juden aus Jerusalem börtig und Ahasverus genannt, welcher fürgibt, er sei bei der Kreuzigung Christi gewesen«. Auch wurde die Legende in neuerer Zeit vielfach poetisch bearbeitet von Goethe, Julius Mosen u. a.

den haben, namens Prazalanz¹⁾, und im Laufe der Zeit überschüttet worden sein²⁾.

¹⁾ Prazalanz deuten einige als pra de zalanz, Wiese von Zalanz, übereinstimmend mit einer Sage, die den ersten Erbauer einer Kirche im heutigen kleinen Pfarrdorfe St. Anton Otto von Zalanz nennt und von einer Burg der Herren von Zalanz meldet, die einst hier gestanden. Andere sagen: Prazalanz ist so viel als praz als ogns oder ons = prata alnis consita, d. i. unser Erlach, Erlau.

²⁾ [Man vgl. P. Joh. Baptista (Baur) Ord. Cap., Prazalanz (im XIX. Rechenschafts-Bericht des Ausschusses des Vorarlberger Museum-Vereins in Bregenz über den Vereins-Jahrgang 1879, S. 57 ff.). — Nach P. Baur sei der Pfarrer eben traurig vor dem Pfarrhofs gesessen, während sich die Einwohner der Stadt Prazalanz in unmäßiger und frecher Weise der Tanzlust ergaben. Da habe das Hündchen des Pfarrers in einemfort gewünselt und durch sein Hin- und Herlaufen den Pfarrer aus der Stadt hinausgelockt. Als er draußen war, sei die Stadt durch den Bergsturz verschüttet worden. — Es sollen auch vor dem Untergange der üppigen Stadt, welche sogar mit dem herrlichsten Weizenbrote den abscheulichsten Muthwillen getrieben, Geißhirten öfters vergebens auf den überhängenden Berg hingewiesen haben.]

Thatsache ist, dass St. Anton früher Zalanz hieß, und dass daselbst ein Adelsgeschlecht hauste. Aus diesem waren Otto und Rüdi von Zalanz Hauptstifter für die Kapelle des hl. Anton des Einsiedlers zu Zalanz. Die älteste Stiftung für dieselbe stammt nach dem Urbar aus dem Jahr 1407 und ist bestätigt durch Claß ob der Kirchen, »zu disen zeiten amptman in Montafun«. Es ist dies jene merkwürdige Persönlichkeit, von der eine den Zustand des Walgaus vor und nach dem Appenzeller Krieg behandelnde Schrift (Zellweger, Urkunden (1881) I, 2., 149 ff.; Neue Zeitschrift des Ferdinandeums (1886) II, 109 ff.) sagt: »Vnd do saß ainer ze Bludentz, der hieß Claus Sabett genant ob der Kilchen, der viel ze Bludentz über die Mur uß vnd luff zu denen von Montafun, vnd der was ier hoptman vnd ir amman in Montafun, diewil der punt weret, do si von irem hern abgefallen wärend. Sust weder vor noch nach haben si in Montafun nie kain amman gehept«.

Merkwürdig ist ein im Innsbrucker Statthaltereii-Archiv (Pest-Archiv, Urkunden II, 220) liegender Brief vom St. Jörgentag 1452, nach welchem Hännli Waldner, sesshaft zu Zalanz im Bludenzers Kirchspel, und Gretha seine Hausfrau mit Willen Lienhart Kolers, des Grafen Wilhelm von Werdenberg Ammanns im Walgau, ihrem lieben Bruder und Schwager Kunz Waldner und dessen Weibe Anna um 200 Pfund Pfennige einen ewigen jährlichen Zins von 10 Pf. Pf. Constanzer Münze Bludenzers Währung aus ihrem Besitz im Bludenzers Kirchspel verschreiben. In diesem Schuldbriefe findet sich der Flurname Pronzelanns, von dem es nicht mehr weit bis Prazalanz ist.

Gegen Nordosten ist die grüne Schutthalde abgeschlossen durch eine schroffe, steil abfallende Gipswand, der ein Bächlein entströmt, das über die Alma fließend der Ill zueilt und jahraus jahrein trübe geht, was der nüchterne Verstand vom Gipsgehalte ableiten will, die Phantasie des Volkes aber viel poetischer deutet. An der Quelle des Bächleins geistert nämlich seit undenklicher Zeit eine Jungfrau, einen kostbaren Schatz hütend und schmerzlich ihrer Erlösung harrend. Um die Jungfrau zu erlösen und den Schatz zu heben, sollte man eine ungeheure, grausenhafte Kröte, die auf dem Deckel der Schatzkiste sitzt, dreimal auf den Mund küssen. Diesen Muth wollte aber bisher noch niemand haben, und die Jungfrau, an ihrer Erlösung verzagend, „thrächnat“ (weint), dass ihre Thränen stromweis in das Bächlein fallen, weshalb dasselbe so trübe geht und „Thrächnabächle“ (Thränenbächlein) genannt wird.

10.

Das Fräulein im Walde.

(Mündlich. Feldkirch.)

As hat amál a ganz wißkloadts Fräule im a Wald goaştet, und das Fräule işt amál ama Holzshröter bigegnet und sêt fründle zuenem, er söll's erlösa. D'r Holzshröter (es sei sos a bitz en Lappe gşi) gît zer Antwort: „Jà vo Herza gern, wişes Fräule, wenni' 's nu' kâ“. Druf sêt 's Fräule: „Du muaşt hålt a grûsige Schlanga dreimål ufs Mûl kûssa, und denn wûri' erlost“. Dem Holzshröter işt jetz aber nût mêh um erlösa

Am 28. April 1457 verschreibt Lienhart Adelber zu Zalanz in Montavon dem Jörg Zschüttcher einen Zins von 4 Pf. Pf. von seinem Eigenthume zu Zalanz zu St. Antonien. So treten beide Namen unserer Ortschaft nebeneinander auf, bis endlich der zweite den ersten verdrängt. Dies geschah vollständig, als 1646 St. Anton von der Stadtpfarre Bludenz getrennt wurde.

Neben dem Adelsgeschlechte »von Zalanz« gab es ein bürgerliches Geschlecht »Zalanser«. Am 5. December 1576 wurde Katharina Zalanserin, Frau des Georg Kraft, durch Georg Zelf, Wundarzt und Scherer in Montafun, ermordet.

Man vgl. über Zalanz und St. Anton auch J. Bergmann, Landeskunde von Vorarlberg (Innsbruck, 1868), S. 79.]

gsî; 's Fräule aber fangt due â z' grâza: „Jetz mueß i' noch so lang goaşta, bis das Tännelle dá a Tanna wora, bis ma dia Tanna gfällt, gságet und ús de Bretter a Wiega gmacht hat, und bis an erstgibores Búeble i der Wiega glèga-n- und bis das Búeble an Hêr wora-n- ißt und die êrst Mess glèsa hat“.

11.

Fräulein Ida.

(Mündlich. Feldkirch.)

In uralter Zeit hat auf dem Schlosse Schattenburg ein Fräulein Ida ihr Kind umgebracht. Nach dem Tode musste sie geistern und wandelt nun alle Samstag nachts vom Schlosse herunter, über den St. Leonhards-Platz und neben dem Convict-Gebäude vorbei hinab zur Ill, um dort ihre blutigen Hände zu waschen.

12.

Mutter und Kind.

a) Es ißt amál a Mueter gsî, und dia hat a Búeble ghâ, und das Búeble ißt ara lieb gsî, wia sos nünt uf der Welt, und 's Búeble wâr sîner Mueter ô' dur' 'na Fúr gşprungu. Aber d' Mueter erkranket und ştirbt, und dá ißt dem Búeble gsî, a's gâret's nümma z' lèba, und de ganza Tag hat's grâret und ô' d' Nacht noch, wo 's hat wella schlâfa, ißt em d' Mueter in Sinn und 's Wasser i d' Oga kô. Wia 's aber gega Mitternacht gâht und 's Búeble noch allawîl wach und trûrig i sim Bettle lit, gâht oanermál d' Thûr vom Schlâfkâmmerle hófele úf, und wia 's Búeble erschrocka luega well, wer kâmm, ştâht sîne gştorba Mueter a's Goaşt vor em, im a schnêwiða Kload, no' am an Ärmel sei a schwarzes Túpfle gsî. Fründle sêt sie zum Kind: „Gèlt, Hannesle, du kennst mi' noch?“ „Jâ frîle, kenni' di' noch“. „Se gang“, sêt d' Mueter wider, „und wüsch der d' Oga-n-ús und bèt für mi' andächtigt en Rosakranz, dass mer dá mi Túpfle am rêchta-n-Ärmel vergâht, dernâ' bini' ôhne

Makel und kumm in Himmel; jetz muabi' noch goasta, wil i' amal namma-n-a Mässle Gërsta vertliha und nümma z'ruckggê hâ — merk's, frönd Guet thuet ke guet“. — So sêt sie und verschwindet drûf. 'S Hannesle springt gnôth us 'em Bett und bêtet kneuliga en Rosakranz, und wia 's mit dem letzta Stückle ist fertig gsi, so erschint em d' Mueter noch amal, aber ôhne Tüpfle am rechta-n-Ärmel, über und über wiß wia Schnê, und lieble wia en Engel dütet sie gega Himmel und sêt: „Hannesle, jetz kummi' uff“, und verschwindet, und dem Hannesle würd wôhl ums Herz, und es ertschlâft rüöbig. (Mündlich. Feldkirch.)

b) [Es war einmal eine alte Witfrau, und die hatte einen einzigen Sohn, den sie mit vollster Zärtlichkeit liebte. Da erkrankte der Sohn und starb. Was die Alte da vor und nach dem Tode zusammengeweint, kann sich jeder leicht denken. Nun erscheint ihr nachts, als sie wiederum in Thränen auf ihrem Bette saß, der Verstorbene und bringt ein „Ständele“ voll Wasser mit. „Soviel, beste Mutter!“ sagte er, „habt Ihr für mich bereits geweint, und doch hat es mir nicht das geringste genützt. Betet für mich, auf dass ich zur Ruhe komme!“ Die Erscheinung wich nach diesen Worten. Die arme Frau aber verlegte sich hierauf mit aller Kraft, welche ihr die Liebe zum Todten einflöbte, aufs Gebet, und dieses drang aus dem tiefsten Grunde des Mutterherzens mächtig zum Himmel empor. Nach kurzer Frist erschien ihr der Sohn wieder in nächtlicher Weile und dankte, da er durch das Gebet seine Ruhe gefunden.] (Nach Dr. Spiegels Aufzeichnung. Dornbirn.)

13.

Die goldene Schlange in Wolfurt.(Mündlich. Wolfurt.¹⁾)

Ob Wolfurt ist a Zwingburg gsi,
 Sie ist jetz frile zémmakeit,
 Und nu^c verwèttrets Mûrawerk
 Ist d' Lâibeta der Herrligkeit.

¹⁾ Die Mundart um Wolfurt ist mir nicht geläufig, weshalb diese Sage in gangbarem Oberländer Dialecte erzählt ist.

Und uf dem alta gráwa Gmür,
 Dà ıst a goldne Schlanga z' Ghüs,
 Sie schläft dört, an a Kugla grollt,
 De ganza Herbšt und Winter ús.

Es kunnt der Langsa nách und nách,
 Es lacht der Himmel fründle blau,
 Es schwanken frei im Sunnaschí
 Milliona Blüemle uf der Au.

Dà bi der lieba Früehligszít
 Erlèblet d' Schlanga uf der Hòh,
 Sie regt, sie štreckt si', schlicht i's Thál
 Und will si' sünnela-n- im Klê.

Und wandelt drúf i dem Revier
 A christlis Sunntigkind verbí,
 So siecht es d' Schlanga funkla hell
 I Klê und Maiasunnaschí.

Dà flúcht's, verschócht ab'm Wunderthier,
 Wil's weiß, es ıst — biwáhris Gott —
 Der Geıst vom sèlla Rittersmâ,
 Der z'lešt uf Wolfurt ghúset hát¹⁾.

En Bûrabláger sei es gsí,
 En richa Gíthals noch derzue,
 Hei Maltersäck, mit Tháler gfüllt,
 I d' Kellerböda abethue.

¹⁾ Die früheren Herren des Schlosses Wolfurt, dessen Ruinen über dem Dorfe auf einer etwas vortretenden Felswand sich erheben, gehörten einem sehr alten Adelsgeschlechte an, das aus Schottland stammen soll. — Unweit davon lag das Schloss Kuien, von diesem ist aber nichts mehr vorhanden, doch erzählt die Sage, dass es eine sehr stattliche Burg gewesen, und dass in Mondscheinnächten eine goldene Schlange über die Felsenwand herabgeschossen sei, um aus dem vorbeifließenden Rikenbach zu schlürfen.

Z'lešt išt er sèlb in Boda kô,
 Und sîne Stümpa Gold und Geld,
 A's wären 's dörra Haberspreul,
 Verflattern wît und breit i d' Welt.

Es düret drâf nu' kurze Zît,
 Išt d' Zwingburg ô' noch zémmakeit,
 Und wia-n-i' sâg, nu' Mûrawerk
 Stâht vo der alta Herrligkeit.

Und Herbst und Winter mueß er jetz
 Dört geiſta-n-im a goldna Gwand,
 Im Früehlig išt sî einzig Fród,
 Si' sünnela-n-im Ackerland.

14.

Der Schatzgräber.

(Mündlich. Bregenz.)

Uf 'em Breagezer Schlossberg išt an Gumpa voll Bimsa, Fröscha-n-und Mûcha, und det flimmeret zer Nachtzît nomma-n-a Liechtli. Des Liechtli kunnt allad, wenn as vom Torn i d'r Pfarr z' Nacht zwölfe hât gschlaga, bald dâhèr, bald derthèr usse Tanna-n- und Buecha, bald bim Hexaplatz uffar bi den Oacha verbei und bald us 'em Oerawâldele über a Oelroa uffe dur' d' Lèrcha zum Gumpa, dert blibt's ſtâh und brennt bis um zwoa. Des išt 's Goas̄ta vom sèlla Hallunk, der Breagez a d' Schwèda hât verrâtha. D' Schwèda sind, wia i der Chronik išt z' leasa, im drîß'gjährige Krieg go Breagez kû¹⁾ und hond gsengt und brennt und gnüelet wia 's Wuetas²⁾. Zwär hond si' z'êrſt d'

¹⁾ Siehe die geschichtliche Vorbemerkung zur nächstfolgenden Sage: »Der Klôshund«.

²⁾ Der Ausdruck: »wias 's Wuetas«, d. i. wie Wodans Heer, wird um Bregenz noch häufig gehört. Der Wodans-Dienst hat in diesen Gegenden noch gegen das Ende des VI. Jahrhunderts in Blüthe gestanden. St. Columban, ein Irländer (geb. 560), zerstörte in Bregenz drei vergoldete Götzenbilder und nicht weit davon

Borger vu Breagez, wo d' Schwèda vu Linda sind âgruckt, wacker gwêhrt, und bi'r Unôth hond d' Schwèda holops müeßa flüha z'ruck gega Locha; aber z' Locha kunnt bi'r Nacht an Mâ i das schwèdisch Lager und verspricht dem General Guštav Wrangel (hoabt as in Bûecher), wia-n-er d' Schwèda hoamli' uf Ab- und Umwèg well fûehra i d's Breagezer Städtle, aber verštâht si', nu' um an gueta Lõh. D' Schwèda gond's î, und drûf fûehrt sie der Spitzbue über a Hoagga und Pfänder abi i d's Thâl vor d's Städtle. Etzeda kunnt der Verrâther zum Wrangel und beatlet: „Gen mer min Lõh!“ Aber der Schwèd schüttlet de Kopf und seit ernstli' zum Lumpa: „Der Taglõh sõll der it fêhla; uf 'em Schlossberg hinter 'em Felsa-n-ist an Sumpf, dert hond, wia mer ho sâga lô, die Herra Grâfa vu Breagez im Appazellar Krieg a guldis Kegelspîl vergraba, und des ist din Lõh; se gang mit Spata-n--und Schûffa-n-und suech 's“. Nu dear gâht zum Sumpf und grabt und grabt allad zue, findt aber frîle ko guldis Kegelspîl; au' ko Rueh hàt ar nâ' 'am Tôd mêh funda, und goas̄ta mueß er jêtz noch zer Stund dert und zu êbiga-n- Zîta graba-n- und graba. Allad um Mitternacht wankt der Kerli, i der Hand a Schûffa und a Laterna, trûebselig a d' Arbet und grabt, bis as zwoa schlècht, dá verlõscht em sî Liechtli, und was er hàt ggraba, fallt wîder zémmat.

15.

Der Klûshund.

(Mündlich. Rankweil.)

Historische Vorbemerkung. In der Nähe von Bregenz, südlich von der Stadt, befindet sich auf einem gegen den See vorspringenden Felsenrücken des Pfänderberges die Bregenzer Klause (mundartlich Klûs), ein ehemals stark befestigter Bergpass, durch welchen bis 1831 die Straße aus Schwaben nach Vorarlberg und Tirol führte. Diese Bregenzer Klause war

(in Tuconia in capite lacus Tigurini) eine ungeheure Bierkufe (cupa), aus der man eben dem Wodan Trankopfer brachte. S. Walafried Strabo: »Vita st. Galli«, S. 78; vgl. auch die Legende: »St. Columban« etc. in dieser Sammlung.

ohne Zweifel ein alter Römerpass und von jeher durch Natur und Kunst vom Ufer des Sees bis hoch auf die Spitze des Pfänders befestigt. Während des dreißigjährigen Krieges wurde er nach allen Richtungen mit neuen Werken umgürtet. So erhob sich außerhalb der Klause die in der vorigen Sage (der Schatzgräber) erwähnte Schanze Unoth mit vielen Bastionen, welche sich bis in die Gegend von Lochau erstreckten. Bregenz galt daher damals als der festeste Ort der ganzen Umgegend, und die schwäbischen Dynasten und Klöster beeilten sich, ihre Schätze anher in vermeintliche Sicherheit zu bringen. Dieses Anhäufen von Schätzen und Kostbarkeiten, vielleicht auch die Gierde nach dem Ruhm, den trotzenden Pass bezwungen zu haben, reizte die schwedischen Kriegsvölker, und Karl Gustav Wrangel erschien im Winter des Jahres 1646/47, nachdem er Kempten den Bregenzerwäldern, die es überrumpelt, entrissen und Ravensburg rein ausgeplündert hatte, mit Heeresmacht vor der Bregenzer Klause. Die Kaiserlichen stellten sich zur Wehre unter Oberst Aescher. An einem neblichten Wintertage ließ Wrangel einen Scheinangriff gegen die Klause machen, während er mit der Hauptmacht, 8000 Mann stark, in Begleitung eines ortskundigen Führers diesen Pass umgieng, alle Verhaue mit Blitzesschnelle stürmte und rasch in die Thalsohle von Bregenz eindrang, das alsbald mit einer unermesslichen Beute in seine Hände fiel. Bauern und Soldaten warfen sich in den stürmischen See, um sich auf die Schiffe zu retten, aber viele Tausende kamen in der Brandung um; die kleine Besatzung der Klause vertheidigte sich tapfer, aber endlich wurde auch sie von zwei Seiten überwältigt. Unter den Gefangenen, welche die Schweden gemacht, war auch der Stadtcommandant, Oberst Aescher; diesen schickte Wrangel auf das Schloss Hohenbregenz, das durch Natur und Kunst fast unbezwinglich von einem dunkeln Kranze von Tannenwäldern umschlungen zuthale blickte. Auf den Rath des Obersten, das Schloss, ohne Blut zu vergießen, zu übergeben, öffnete dasselbe ohne Widerstand seine Thore, und so war am Abende desselben Tages noch auch dieser Platz in schwedischer Gewalt. — Jener ortskundige Führer war, wie die Sage geht, aus Lochau (einem

schön gelegenen Dorfe außerhalb Bregenz) gebürtig, und derselbe büßt nun seinen schändlichen Verrath am Vaterlande durch ein nächtliches mühevollcs Graben auf dem Bregenzer Schlossberge (s. die vorige Sage). Nach einer andern Version wurde aber der Verräther zur Sühne seiner Schuld in einen schwarzen Hund verwandelt, der nun unter dem Namen Klüshund die nächtliche Runde macht von Feldposten zu Feldposten, sich auch bisweilen auf die Wagen setzt, welche die Steigung zum Klausthore hinauffahren, und durch sein Gewicht das Fortschaffen derselben fast unmöglich macht, was ihm jedesmal ein höhnisches Gelächter entlockt. Bisweilen wird er auch oberhalb der Götzner Klause auf den Predriser Wiesen bei Rankweil gesehen, wie die nachfolgende metrische Erzählung meldet¹⁾.

Ama-n-Abed şpât (so èbba-n-uf zehni is's gganga)
 Sitzt der Hirschawürt vo Rankwil alloa i der Stuba,
 Nümt noch d' Brattig zer Hand und schaut, was für Zoacha
 und Mô sei;
 'S heat em drum hüt nomma ken Schläf i d' Oga kô wella.
 Wia-n-er dâ so sitzt und blättert und brumlat zue 'm selber,
 Hört er uf oamâl Tritt anandernâ' iha dur's Vorhûs,
 Nôthig noch derzue. — „Wèr kunnt ô' hinecht noch z' Héngert? —

¹⁾ [Man vgl. hiemit die im »XIV. Rechenschafts-Bericht des Museums-Vereins in Bregenz« (Bregenz, 1874), S. 3 ff. veröffentlichte Abhandlung Robert Byrs: »Die Einnahme der Stadt, des Passes und Schlosses Bregenz durch die Schweden im Jahre 1647«. Die von Byr beigebrachten Belege aus dem kgl. schwedischen Reichsarchive zu Stockholm stellen die Thatsache des Verrathes fest. Ein Berichterstatter aus Köln (Beilage H, S. 14 f.) erzählt in seinem Schreiben vom 20. Jänner 1647, dass die Schweden »durch einen Fleischhauer, welcher vor diesem einiger Misshandlung halber aus Breganz weichen müssen, sichere Kundschaft erlangt, welcher Gestalt über die Berg etliche Völcher zu bringen wehren«. — Ein anderer berichtet aus Augsburg (Beilage G, S. 13 f.) am 14. Jänner, die Schweden hätten nach der Eroberung von Wolfceck viele Bauern niedergemacht und andere gefangen und ihnen gedroht, »das, wofern sie ihnen nicht einen Weg weisen, dass sie die Stadt Breganz sambt der Schantz ohn sonders Schaden erobern können, sie alle aufgehent, gespißet vndt schendlich hingericht worden sollen«. Die armen Gefangenen sollen dann aus Todesfurcht den Schweden den Weg und alle Vortheile eröffnet haben.]

Lueg ma, der Melki gît is noch d' Ehr; — se bismèr gottwillka!
 Aber was is̄ der? was heaßt? de bißt štúchwiß, — is̄ der übel?
 Nüm a Schöpplè z' Lîb und setz di' hintera Tisch hër,
 Dass der d' Uebli vergâht, z' versûma heaßt hînecht so nüt mēh“.
 'S Melkli setzt si' und sêt: „A Schöpplè, sèll magi', und übel
 Is̄ mer júst net; doch denk der mîn Schricka: dun uf de Wisa
 Is̄ mer der Klûshund verkô! — Wil's gâr so en liebli-ga-n-Abed
 Gsî is̄t, hâni' denkt, es wâr a puréntige Fûle,
 So a fründlige Zit i Pffûm und Fèdra vernôrla; —
 Gâhst noch z' wèg und abe uf d' Wis, en Abedschnitz z' maha.
 Nüm mî Pffile i d's Mûl und gâh mit Sâgeß und Stoafass
 Abe de Wisa zue und rôch und denk grad a nûti.
 Dunna mäh i' net lang, se schlacht's, i' moana, halb zehni,
 Und i' štâh a bitzle â und gâh und will wetza,
 Aber, Herr Jesischrißt! dá tappet en Hund zue mer hëra,
 Hoch wia-n-a jâhrigs Kalb, mit schwarza, zottliga Hâra,
 Jâ (und i' lûg sos net) a Pâr Oga wiâ fürige Schîba.
 Wo-n-en ştill ştôh sieh und mit sîna Bratza im Boda
 Scharra, und wo-n-en hôr wia en Mensch so jômerle winsla,
 Dass 's oan grad erginzt, so denk i': Holla, der goaştat!
 I', net fûl, verwûrf mî Sâgeß und gang ana Laufa,
 Was i' laufa kâ, dem Dorf zue, und wo-n-i' im Schricka
 Dâ ze-n-euerem Hûs kumm gşprunga, se sieh-n-i' a Liacht noch
 Hinna brenna und denk: I' mach noch a Gângle in Hirscha,
 Trink a Schöpplè, zwoa, de Jaşt a bitzle z' verspûela;
 Guet is̄ sèll noch gsî — er is̄t mer endl' net nâhkô“.
 „Wâhr is̄ 's“ — sêt der Würt — „er mag de Lûta net zuekô“;
 Bringt drûf Wî uffâ Tisch, a Schöpplè gueta Veltliner:
 „Gseg'n der's Gott!“ und verzellt: „A bidûrlige Sach mit dem
 Klûshund
 Is̄ es. Frîle Geld und Gît heat menga scho z'ruckbrâcht,
 Und de Lochauer ô', sos hâtt er 's Land net verrâtha. —
 Bôse Zîta sind 's gsî, mi gueter Melki! Vor altem
 Hend sie duss im Rîch drîß'g Jâhr krieget und gschlaga
 Wèga der Religiô, und i' fâhra, us Nîd und us Habrècht, —
 Was woaß i', — de Grôßa kâst net i's Râderwerk luega.

Druf išt noch en frönda Gašt, der König vo Schwèda,
 Mit de Manna kô, und der will ô' tanza-n-a der Hôhstig.
 Arems dütsches Land! wia hend di' d' Schwèda vernüelet
 Sèllmâl! de Boda schwarz ver trampet und d' Sâta vertretta,
 Já, was sâg i' — Städt üsplünderet, Wiler und Dörfer.
 Z'lešt sind d' Tróg und d' Kâšta im Rîch duss durawèg
 grümt gsí,

D' Zoana išt höher ghangt und z' biša um und um nût gsí,
 Und der Schwèd bricht z' wèg und lát si' dur's Allge dem Sê zue;
 Füre ge Kempsta gâht 's und wîter ge Linda und Breagez.
 Z' Breagez hend sie de Bricht grad zítle gnue noch erhalta,
 Und wia Wetterloach gschwind gâht's ana Rûšta und Wâfna;
 'S dûrt a kurze Zít, se štâht scho a propere Mannschaft,
 Und der Hauptmâ sêt: „Jetz 's Herz us de Hosa i d' Hând gnô,
 Und i Gotts Nama drâ! mer zûhen gega de Fînd ús,
 D' Schwèda wennis z' Lîb, es gâht ama jeda um d' Hûsêhr.
 Allo z'wèg, bi der Klûs duss wemmer is zêrstes postiera“.
 — Sèllmâl, Melki, išt d' Klûs noch fest vermûrt und ver-
 schantz gsí. —

D' Schwèda rucken â und stürmen Mûra und Schanza,
 Aber úsere Lût, dia štellen de Mâ und gend Antwort.
 „Hurtig náha mit Stoa!“ commodiert und gellet der Hauptmâ,
 „'S wûrd 'na scho vergôh“; und en ganza Hagel vo Stoana
 Fallt de Klettrer uf d' Kôpf, und Lîcha uf Lîcha sind úfbîgt.
 Fortzue dûmeret's gštât, wûrd allawîl dünkler, und d' Schwèda
 Gend afanga lugg und zûhen si' z'ruck und verschnûfen.
 — Melki, gang, trink ús, i' hol der noch a halbs Schöpple. —
 Wüeste Nacht sei's gsí, koa Sternle hei gfunklet dassèllmâl,
 Schwarzes Gwôlk sei ús und î am Himmel dom ghanget,
 Und dà fâhr über d' Breagezer Stadt im a mächtiga Bôga,
 Wia en Stern am Himmel schûßt, en fûriga-n-Engel
 Mit ama bluetiga Schwert — a schlechte Bidûtig!
 Mittlerwîl hend sie noch Râth beianand im findliga Lager:
 „Gschîder, schâtzi', wûrd sí, mer gângen, vo wo mer erst
 kô sind“,
 Sêt der General, — „denn d' Breagezer baschgen mer schwêrli“.

Sêt's, und über 'na Wil, so tüslat oaner vo Locha
Zuena i's Zelt und sêt: „Ihr tapfera schwèdischa Herra,
Wenn i' därf mèlda mit Gunst, i' hätt noch a Wort mitni
z' schwätza.

Guete-n-Abend z'êrst! er hend en grüsiga Tag ghâ,
Wacker hender gschwitzt und wacker gschnüfet und gstrèblet
Und mit euerem Bluet das düttsch Land ordele dunget.
Wenn 's nu' battet hätt! doch d' Arbet hend er noch vornî, —
Stark sind d' Mûra um d' Klûs und gwâfnet d' Breagezer
Bürger;

Aber villicht künnt i' mit Râth und Thât ni a d' Hand gôh:
Ihr versprechen bim Oad zwoahundert Coşnitzer Schillig —
'S işt für eu' a Baggatell — und i' fûehrni noch hînecht
Umme um d' Klûs uf oansamem Wèg i's Breagezer Städtle;
Dâ işt d' Hand!“ Der Schwèd schlacht î, und der Handel işt
ggeschlossa.

— Melki, vergiss net de Wî vor lauter Lôsa-n- und Lôsa! —
'S işt ums Taga gsî, a guet Thoal schnarchet noch z' Breagez;
Aber es bricht 'na de Schlâf, wia 's oanermâl lârmt i de Gassa:
Mordio! d' Schwèda sind kô! Bald gâht's an a Plûndra und
Brenna,

Bhüet is Gott und ùsre Frau! 's işt gâr net z' ersâga;
Hei! wia braschlet 's Fûr im Dach! wia schreit dà a Mueter
Um ihr Kind, dôrt en Ätti ums Hûs! — 'S işt a lauterer
Briegga. —

Wo würd der Lochauer sî? Der schlicht zum schwèdischa
Fûhrer:

„Losen, gueta Fründ, wia stâht's mit dem dingeta Taglôh?“
Aber der Schwèd gît kurza Bricht: „Er sôll der net fêhla,
Scherr di', du Lump, und suech der'n sèlber mit Spata-n-und
Schûfla

Uf 'em Breagezer Schloss; die alta Grâfa vu Breagez
Heien vor Zît a Kegelspil dôrt domma vergraba,
D' Kegel vu purem Gold und d' Kugla vu trîbenem Silber:
Das işt dîn Lôh; 's işt fûrnêhm zâhlt, du kâst di' net klagâ.“
'S dunkt di' sèlber so, gèlt Melki, a propere Zâhlig!

Wâr no' 's Kegelspil net z' tûf im Boda verşteckt gsi.
 Zwâr išt er drûf a pâr Nâcht z'wëg mit Spata-n-und Schûfla
 Und heat ggraba und gschwitzt und gschûflet und pištet bim
 Môlecht;

Aber Gold kunnt koaş ze Tag, und was er bi'r Nachtzit
 Mühsam grabt, das fallt am andera Morga drûf zämmet.
 'S darf oan drum net Wunder nêh, išt em d' Arbet vertloadet.
 Kurze Zit nu' sei er verschócht i der Gegni noch umtûst
 Und due niena mêh gsi, — und sider goastet der Klûshund
 Z'moast im Unterland und ze Zit uf de Predriser Wisa,
 Heašt en jà sëlber hût ghört und gseha am Abed bim Máha
 Goašta und bišt, wia d' sêšt, net lützel abem erschrocka;
 Aber der Wî heat di' gštärkt, und de bišt ô' wider z' Farb kô. —
 Schläf jetz wôhl! morn net z' früeh und vergiss net di Sâgeß“.

16.

Der Säumer und der Geist.(Von J. Feldkircher¹⁾. Au.)

A Sômar will vu Kanis huo
 Und kâ du Sâm nûd uohiduo,
 Ar pfnâstot, git si' Mûoh und lupft,
 Bis nâßas uf sinn Ahsol dupft.
 Ar kêhrt si' um und lát an Blâst
 Und sieht an grûsilicho Gâst,

¹⁾ [Jos. Feldkircher, zu Andelsbuch am 3. März 1812 geboren, studierte 1828—1834 in Constanz, später Theologie in Tübingen, wo 1838 seine schriftdeutschen »Gedichte« erschienen, und seit 1840 im Seminarium in Mainz. Er bekleidete an verschiedenen Orten des Mainzer Sprengels Stellen in der Seelsorge, seit 1849 als Kaplan zu Hirschhorn am Neckar. Er starb in Bamberg am 2. September 1851 auf einer Reise in seine Heimat. Er besaß ein entschieden poetisches Talent. Man vgl. seine »Gedichte in der Mundart von Andelsbuch«, die mit biographischer Einleitung und Worterklärung herausgegeben wurden von H. Sander. (Innsbruck, 1877.) — Ferner: A. Dalla Tramosa, Die volkstümlichen Dichter des österreichischen Rheinlandes (Deutsche Zeitung 1887, Nr. 5549 und 5552). — E. Winder, Die Vorarlberger Dialectdichtung. Erster Theil (im Programm des k. k. Gymnasiums in Innsbruck, 1887, S. 40—48).]

Dear hàt koan Kopf uf sinnum Hals,
 Und sô eaz išt halt ou' nüd alls.
 Dur Gâšt nüd fül und packot â
 Und healft um lupfo wie a Mâ,
 I fünf Minuto weardod's grâh, —
 Nünz gâht so gnôth wie 's Gâster-Wâh.
 Dur Gâšt blibt ŝtumm a's wie a Sül
 — Red oanar ong-an Kopf und Mül! —
 Doch wia ar endle wittor will,
 Sa išt ar oaszmâl nümma ŝtill;
 Ar duot zum Sômar no' die Red:
 „I' bean a dôta gfallna Schwèd¹⁾.
 I' hea koan Kopf, und du hašt oan; —
 Wenn d' a mi' glôbšt, sa hašt ou' koan!²⁾

17.

Der Mann im Mond.

(Mündlich. Au.)

A Bûr heat amâl anam Sunnotag d' Mess versumt und išt
 in Wald ggango, Beaso beando. Wau er aber wacker Beaso
 beandot und derzue pffot, kût an Engel zuenam und seit:
 „Fîrešt du asô da Sunnotag? Los, jetz heašt d' Wâhl: witt
 liaber zer Strâf i der Sunno breanno oder im Mau frûro uf êbige
 Zit?“ Der Beasobeander machot a sîrs Gsicht und denkt, liaber
 wett i' kois vu bêda; aber mit 'am Engel laut si' nünz gŝpasso,
 und er seit: „Wenn am Ind das oitwèder sinn mueß, will i'
 nau' liaber im Mau frûro!“ Dernau' niet a der Engel und flûgt
 mit am in Mau. Dôt frût as a iez, und er treit da Beaso uf
 'um Kopf.

¹⁾ Die Schweden drangen im dreißigjährigen Kriege auch bis in den Bregenzerwald vor. Vgl. unten B, Nr. 31.

²⁾ Der Schluss dieser Sage liefert den Beweis, dass die Geistersagen bereits ein Gegenstand des Volkshumors geworden sind.

In der Grafschaft Mark in Westfalen erzählt man sich: Ein Mann wollte stehlen, aber der Mond schien und war ihm im Wege. Da verfluchte er den Mond und rief: „Willst du weggehen!“ Als Gott das hörte, gab er dem Mann die Wahl, entweder in der Sonne zu verbrennen oder im Monde zu erfrieren. Da ließ der Mann sich in den Mond setzen.

Die anschauliche Aehnlichkeit der Flecken im Monde mit einem menschlichen Gesichte oder gar mit einer ganzen menschlichen Gestalt mag von jeher die Einbildungskraft des Volkes beschäftigt haben; es sind daher auch Sagen von einem Mondsmann über ganz Deutschland verbreitet. Die meisten stimmen überein, der Mann im Mond sei ein Holzdieb (dieser bedeutungsvolle Zug fehlt der Vorarlberger Sage), der am heiligen Sonntag unter der Kirche Waldfrevel verübt habe und nun zur Strafe in den Mond verwünscht worden sei: da erscheint er mit der Axt auf dem Rücken und dem Reisholzbündel in der Hand. Jakob Grimm hat dieser Sage ein Bett noch auf heidnischem Grund und Boden unterbreitet. Eine altnord. Fabel erzählt: „Máni (der Mond) nahm zwei Kinder Bil und Hiuki von der Erde weg, als sie eben aus dem Brunnen Byrgir Wasser schöpften und den Eimer Saegr an der Stange Simul auf ihren Achseln trugen. Diese Kinder gehen hinter dem Máni her, wie man noch von der Erde aus sehen kann. — Ganz deutlich hat sich die Wasserstange des heidnischen Märchens in den Axtstiel, der getragene Eimer in das Reisholzbündel umgewandelt; die Idee des Diebstahls wurde beibehalten, vorzüglich aber Heilighaltung des christlichen Feiertages eingeschärft“. Grimm, Myth., S. 680.

18.

Der Stier im Sünser See.

(Nach Dr. Spiegels Aufzeichnung. Dornbirn.)

[Im kleinen See der Alpe Süns haust der gefürchtete Sünser Stier. Er taucht jeweils aus der Flut hervor, schwimmt ans Ufer und schreckt das Alpvieh, das in wilder Flucht davonrennt. Dann hat der Kühnbub einen harten Tag, bis er die zer-

streute Herde wieder vollzählig gesammelt, wenn nicht gar ein oder das andere Stück in einen Abgrund stürzt. Einst kamen Fremde auf die Alpe, und einer der Sennen erzählte den fröhlichen Gästen im traulichen Gespräche vom Getriebe jenes Unholds. Als die Besucher abzogen, warfen sie im ungläubigen Uebermuth Steine in den See und riefen dem Stier allerlei Schmähworte zu. Alles blieb ruhig. In der Nacht jedoch wurden die Alpleute durch einen wahren Höllenlärm aus dem ersten Schlafe aufgeschreckt. Das Dach der Sennhütte erbebt unter furchtbaren Stößen und gewaltigem Getrappel und drohte einzustürzen. Der Stier tobte oben und wollte, da die Thüre gut verschlossen und gesegnet war, sich einen Eingang durch das Dach verschaffen. Bei dieser großen Gefahr bekreuzten sich die Alpknecchte und verließen nach kurzer Berathung in aller Stille die Hütte, um sich mit mächtigen Stangen zu bewaffnen und den Feind abzuweisen. Als der Stier die stangenbewehrte Mannschaft entschlossen zum Angriff vorrücken sah, brach er in ein Gebrüll aus, dass die Berge ringsum wiederhallten, sprang in einem Satze vom Dache und verschwand in den schäumenden Wellen. In jenem Jahre verfiel jedoch am meisten Vieh, obgleich der Stier nicht so bald wieder erschien.]

19.

Der Geist beim Pestbild.

(Nach Dr. Spiegels Aufzeichnung. Dornbirn.)

[Auf dem Wege ins Oberdorf steht an der Kreuzstraße ein Pestbild. Wenn ein Betrunkener dort in nächtlicher Weile vorbeigeht, springt ihm ein zentnerschwerer Kerl auf den Rücken, den er nothgedrungen zweihundert Schritte weit tragen muss; dann lässt ihn jener laufen, und der Rausch ist auch dahin. Nüchtern, still und einfältigen Gesichtes schleicht der Gezüchtigte seinem Lager zu. Wer nicht ein „Schöpple“ über den Durst getrunken oder zusehr dem Feuerwasser zugesetzt, wird am Pestbilde unbehelligt vorüberkommen; er sieht dann auf der

Mauer nur eine schwarze Katze sitzen, deren Augen wie feurige Kohlen glühen.]¹⁾

20.

Der Geist im Hohlweg.

(Nach Dr. Spiegels Aufzeichnung. Dornbirn.)

[Auf dem hintern Berge bei Dornbirn gibt es allerlei Wunderbares. An einer Stelle läuft neben der gewöhnlichen guten Fahrstraße ein langer, tiefer Hohlweg. Die Holzschlitten haben durch denselben im Winter eine eigene Bahn. Im Hochsommer jedoch hört man um Mitternacht im Hohlwege ein Getöse wie von einem schweren rollenden Fasse und dazwischen von Zeit zu Zeit einen markdurchdringenden Schrei. Selbst den muthigsten Mann schüttelt, wenn er dies hört, kaltes Entsetzen. So rollt und gellt es durch den Hohlweg herab bis zu dessen Ende, und dann ist alles wieder stille. Vor Jahrhunderten ragte in der Nähe dieser Geisterstraße eine Ritterburg empor, und die Einöde dort herum heißt noch heute „auf Burg“. Was aber der erzählte gespenstische Spuk bedeutet, vermag niemand mehr zu sagen.]

21.

Der Büntlittenbock.

(Nach Dr. Spiegels Aufzeichnung. Dornbirn.)

[In der Büntlitten bei Dornbirn zeigt sich nachts oft ein feuriger Bock, der darum auch der „Büntlittenbock“ genannt wird. Er springt, im hellen Feuerschein erglühend, von der Höhe herab, dann wieder hinan und hin und her, ein unheimlicher Anblick! So muss er glühen und springen, bis seine Stunde veronnen, worauf er hinter dem Hügel verschwindet. Dieser Geist wird schon zweihundert Jahre gesehen, und man vermuthet, dass er Feldfrevl verübt oder Marksteine versetzt habe.]

¹⁾ Man vgl. mit dieser Sage u. a. Hebels bekanntes Gedicht: »Das Gespenst an der Kanderer Straße«; ebenso: »S grfüra Wible« (am hangenden Stein bei Nüziders) in: »Nit lugg lö!« Mundartliche Gedichte alemannischen Stammes von Seeger an der Lutz« (Innsbruck, 1886), S. 80 ff.

22.

Der Pfifer.

(Nach Dr. Spiegels Aufzeichnung. Dornbirn.)

[An einsamen Orten stehen oft „Bildstöckle“ und bezeichnen die Stelle, wo ein Mensch von ruchloser Hand gemordet worden. Da ist es nachts manchmal nicht geheuer, denn der gerechte Gott verurtheilte den Mörder, auf dem Schauplatze seiner Unthat zur eigenen Qual und zum abschreckenden Beispiele für jedermann nach dem Tode zu geistern. An einer Grenzmarke Dornbirns stand früher ein Wäldchen und in demselben ein solches Bildstöcklein. Gieng man um Mitternacht dort vorüber, so vernahm man auf eine lange Strecke ein durchdringendes Pfeifen, bald ferne, bald unmittelbar vor den Ohren gellend, jetzt links, dann rechts, nun aus den Lüften kommend, hierauf wieder im Rücken ertönend. Auch der Beherzteste wurde dadurch in Furcht gesetzt. Das Volk nennt darum diesen Geist auch den „Pfifer“, und er haust schon seit undenklichen Zeiten an jenem Bildstöcklein.]

23.

Die Alte aus der Kehlen¹⁾.

(Nach Dr. Spiegels Aufzeichnung. Dornbirn.)

[Merkwürdig ist es, wie Sterbende ihren Tod „künden“. Zu einer zahlreichen Familie in Dornbirn kam fleißig jede Woche ein altes krummes Weib, das dann die Wäsche und Kleider der Kinder zur Ausbesserung erhielt. Einmal blieb die arme Frau vier Wochen aus, denn sie war krank. Nach dieser Zeit, als eben die Mutter und ein Söhnlein an einem schönen Sommertage im Zimmer saßen, hörten sie dieselbe langsam die Stiege heraufkommen. Sie war am Gange leicht zu erkennen, da sie hinkte; in der ganzen Gemeinde konnte nur sie so die Stiege auf- und abgehen. Sie klopfte an, kam aber nicht herein, son-

¹⁾ Ein zu Dornbirn gehöriger Weiler.

dem gieng langsam wieder die Treppe hinab. Die Mutter, die schon früher bemerkt hatte: „Hörst du, die Alte aus der Kehlen kommt wieder!“ schickte den Knaben hinaus, sie zurückzurufen; mochte dieselbe ja, da sie schlecht hörte, das „Herein“ nicht vernommen und gedacht haben, es sei niemand zu Hause. Aber weder auf der Stiege noch im Vorhause noch außer dem Hause war jemand zu finden. Als am nächsten Morgen die Todtenglocke geläutet wurde, galt es der Alten aus der Kehlen.]

24.

Gebannte Geister.

a) [Auf Gamp¹⁾] geisterte es vor Zeiten, dass man in keiner Hütte mehr bleiben konnte; der Spuk duldete weder Menschen noch Vieh. Man holte „Hêra“ (Geistliche), aber keiner vermochte den Geist zu bannen. Ein ganz frommer brachte es zuletzt doch zuwege, aber er büßte dabei das rechte Auge ein. Der Geist warf ihm nämlich vor: „Du bist auch nicht ganz sauber, du hast einmal als Bube „a Râba“ (eine weiße Rübe) gestohlen, darum thue ich dir etwas an.“] (Mündlich. Nenzinger Lâz.)

b) [Auf dem Eisenälpele bei Damûls geht ein Geist, zumeist in Gestalt eines Fuchses um. Den kühnsten Leuten tritt er entgegen und weicht trotz reichlichen Stockschlägen nicht aus, wenn man ihm auf seinem bestimmten Wege rings um die Alpe bis über das Fad und zurück in die Hütte begegnet. Einmal wollte jemand im Herbste, nachdem das Vieh schon zuthal gefahren, in der Hütte den zurückgelassenen Käse holen. An der Thürschwelle versperrte ihm der Fuchs den Eingang und konnte erst nach langer Zeit mit harter Mühe mittelst Stockschläge vertrieben werden. Da es unterdessen schon spät abends geworden, der Mann einerseits schon müde war, andererseits aber noch einen weiten Rückweg vor sich hatte, beschloss er, in der Hütte zu übernachten und den Morgen zu erwarten. Um Mitter-

¹⁾ Eine Alpe in einem Seitenthale des Gampertonas bei Nenzing.

nacht wachte er auf und sah zu seiner größten Ueberraschung am Herde Molken bereiten, wie wenn die Alpe noch befahren wäre. Während er so schaute, kaum seinen Augen traugend, kam ein Mann auf ihn zu und fragte, ob er „Süfe“ wolle. Zutode erschrocken, verneinte er und eilte leichenblass nach Hause. Diesem Treiben des Aelpele-Fuchses trat Pfarrer Mathis entgegen, indem er ihn auf 101 Jahre bannte. Nach Verlauf dieser Zeit darf jedoch der Fuchs sein altes Unwesen von neuem beginnen.] (Grabherr, S. 45.)

25.

Geister werden erlöst.

a) Ein braves, muthiges, aber böswilliges Mädchen aus Hohenweiler gieng einmal eines Abends mit Spinnrad und Kunkel in des Nachbars Haus in den Heimgarten. Der Weg führte es an einem Buchenhaine vorbei, von dem allgemein die Sage war, er sei nicht „kauscha“, weil seit Jahren schon ein Geist darinnen hause. Wirklich sah das Mädchen heute Abend, als es an dem Haine vorbeikam, eine dunkle Menschengestalt dort unsted auf- und niederschreiten, kläglich wimmernd: „Wo soll ich's hinthun?“ Die derbe schwäbische Jungfrau ohne Furcht und Tadel rief: „Du Narr! wo es herhast“. Kaum hatte sie das gesprochen, so sprang die Gestalt fast in einem Satze auf sie zu, fasste die Kunkel an, und der Flachs an derselben gieng alsbald in lichterlohen Flammen auf. Auf diesen plötzlichen Ueberfall war die sonst beherzte Jungfrau denn doch nicht genug gefasst, und sie lief erschrocken über Stock und Stein in des Nachbars Haus, und als sie dort bei Kerzenlicht ihre nackte Kunkel besah, so war das Mal von fünf Fingern in derselben eingebrannt. Seit der Zeit aber spukte es nicht mehr in dem Buchenhaine, denn der Geist war erlöst. (Mündlich. Hohenweiler.)

b) Auf der zwei Stunden von dem Dorfe Au gegen Damüls hin gelegenen Alpe Böden hörten die Knechte, so oft sie spät in der Nacht vor die Hütte hinausgiengen, den wehmüthigen Ruf

von weitem: „Wo soll ich sie hinthun?“ Allmählich kam es dann näher und näher und wiederholte dieselbe Frage mit ganz vernehmbarer Stimme. Die Knechte merkten zwar bald, dass es ein Geist sei, der diesen Ruf ertönen lasse, wussten aber nicht, was sie thun oder welche Antwort sie geben sollten, damit er seine Ruhe erlange. Da kehrte der Senn einmal spät in der Nacht von der Auer Kilbe (Kirchmess) in etwas gehobener Stimmung in die Alpe zurück. Plötzlich ertönte vor ihm wieder der Ruf: „Wo soll ich sie hinthun?“ „Ei, Narr, wer wird lang fraugo? Wo du sie hergnû heašt“, gab er schnell zur Antwort. Damit war der Geist erlöst. Er erschien dem Knechte jetzt als weiße Gestalt, bedankte sich bei ihm und erklärte ihm, dass er vor vielen Jahren der Eigenthümer dieser Alpe gewesen und Marken verrückt habe. Zur Strafe sei er darum von Gott verurtheilt worden, so lange auf dieser Alpe zu geistern, bis ihm jemand obige Antwort geben würde. Sodann befahl ihm der erlöste Geist, ihm das Nastuch hinzuhalten, auf das er seine Hand, die noch von den Gluten des Fegefeuers ganz heiß war, so eindrückte, dass man später noch alle fünf Finger deutlich darin bemerkte¹⁾. (Elsensohn, S. 13 f.)

c) Um a zehni z' Näht hat a Neiare ab dor Stör vo Rã m o huo abiwello gi Schrecko. Sie hätt gär nüd ungen do Buoršt zum Gspãno ghea i dar dunklo ştillo Näht, abor bis zur Rãmer-Brugg hat si' sũbor gär nix gregt. Dau hat's din a wunderlis Pfnũso und Pfnĩzo ghört und hat dinkt: Ahã, itz kunnt Chreaşta! Zeişt hat's glachot, din abor işt dor guoto Mãtlo 's Gorãshi und alls grad sũbor vorgango. „Helf dor Gott!“ hat 's im Tumolmutsch ghãrot. Itz oarmaul işt as am ringsum hêl woada und gleasig und hübsch. A Mindle in am rôtho Lible işt voar or gştando und hat gseit: „Itz bean i' arlöst! Fũor das, dass i' din die Amo mit „Healf Gott“ abgşpeaso hea, han i' mũoşo undor dar Brugg hucko und pfnĩzo, bis i' dor' di' mit am „Helf Gott“ arlöst woada bea. (Elsensohn. S. 14. Rehmen.)

¹⁾ Ueber von Geistern verursachte Brandmale siehe Zingerles Anmerkung zu Nr. 204 und Alpenburg, Nr. 166. Vgl. Zingerle, Nr. 268—271. Alpenburg, 152.

d) Von der Schlossruine Neuenburg bei Götzis wird erzählt, es seien vor Zeiten zwei verwünschte Fräulein nach einer Reihe von Jahren immer auf einige Stunden erschienen. Auf einem Steine der zerfallenen Burg haben sie so lange geisten müssen, bis einmal jemand käme und ihnen unaufgefordert von den Blumen abkaufte, welche sie in Büschel gebunden in den Händen hielten. Zwei Grenzjäger nahmen zufällig den Weg dorthin. Und da die zwei Fräulein sie mit flehenden Blicken anschauten (denn anbieten dürfen die Fräulein nichts), so nahmen sie ihnen die Büschel ab und gaben etwas dafür. Kaum hatten sie ihnen die Sträuße abgekauft, so dankten die Fräulein für ihre Erlösung und verschwanden. Die Blumen aber waren frisch, als wären sie eben im Garten gepflückt. (Mündlich. Götzis.)

e) [Es war einmal in Dornbirn ein Tischler, der hatte eine junge rothhaarige Frau. Die Frau erkrankte, und der Mann versprach, an ihrem Bette sitzend, eine Wallfahrt nach Einsiedeln, damit sie bald genesen; allein sie starb nach einigen Wochen. Der Tischler gedachte nicht mehr seines Gelübdes, sondern freite um eine Freundin der Verstorbenen und führte sie bald zum Altare. Etwa vierzehn Tage nach der Hochzeit gieng die neue Frau in ein Zimmer des Erdgeschosses, um dort „Hobelscheiten“ für die Küche zu holen. Wie sie eintritt, sitzt ihre Vorgängerin auf den Hobelscheiten und redet die in sprachlosem Entsetzen erstarrte Freundin mit lauter Stimme an; ihr Mann, sagte sie, habe eine Wallfahrt nach Einsiedeln gelobt, und bis er dieselbe nicht ausgeführt, könne sie im Grabe nicht Ruhe finden. Am nächsten Tage morgens um drei Uhr war der Tischler mit seiner zweiten Gattin schon auf dem Wege nach der Schweiz, verrichtete sodann am erwähnten Gnadenorte seine Andacht und ließ ein paar Messen lesen. Und siehe da! seit der Rückkehr darf die Tischlerin getrost Hobelscheiten holen, die rothe selige Frau lässt sich nicht mehr sehen.] (Nach Dr. Spiegels Aufzeichnung. Dornbirn.)

f) [Wenn man nachts durchs Ried fährt, sieht man in der sumpfigen Ebene kleine Lichter hin- und herwandern, welche die Gelehrten Irrlichter nennen. Es sind arme Seelen, die noch

nicht zur Ruhe gekommen und in dieser Gestalt wandeln müssen. Verbannt aus der Nähe des Menschen, den sie offenbar fliehen, sobald er sich nähert, haben sie im nebelfeuchten Riedlande einen traurigen Aufenthalt. Gewöhnlich dauert die Strafe eines Irrlichtes nicht gar zu lange. Wenn man durch mehrere Jahre an einer Stelle regelmäßig einen „Brenner“ gesehen, so bleibt er plötzlich aus und erscheint nicht mehr; der liebe Gott hat ihn eingehen lassen zur ewigen Ruhe. Auch kann man einen Brenner „wegbeten“, weil er durchs Gebet erlöst wird.] (Nach Dr. Spiegels Aufzeichnung. Dornbirn.)

g) [Am Samstag Nachmittag, so erzählt man in Schopernau und anderwärts im Bregenzerwalde, geht die Muttergottes ins Fegfeuer und nimmt allemal die Seelen, die entweder durch fremde Fürbitte oder weil sie nun alles abgebüßt haben, erlöst sind, des Abends mit in den Himmel; die andern aber tröstet sie und verspricht ihnen, bei ihrem Sohne für sie zu bit-ten.] (Franz Michael Felder, Nümmamüllers und das Schwarzokaspale (Neue Ausgabe. Lindau, 1879.), S. 76 f.)¹⁾

V. Schätze.

1.

Verschiedene Schätze.

(Mündlich.)

Unsere Sagen von verborgenen Schätzen haften zumeist an Schlossruinen, den ehemaligen Sitzen unserer nun längst erloschenen Adelsgeschlechter. Es gibt wohl keine gebrochene Burg im ganzen Lande, in deren unterirdischen Gewölben nach der Vorstellung oder wenigstens nach der Sage des Volkes nicht ein

¹⁾ In Felders Werken finden sich mehrere Sagen, die hier nicht wiedergegeben werden, da die Schriften dieses heimischen Dichters in Vorarlberg allbekannt sind; es genüge also diese Hinweisung.

kostbarer Schatz verborgen liegt. Der Schatz erscheint als massives Gold oder Silber oder aber als flüssiges Gold. Wein-, Ackerbau, Alpenwirtschaft und Fischerei glänzen in ihren Symbolen als massive Schätze; Nr. 1c, 1j, 1m, 1i. Als besonders reich an verborgenen Schätzen gelten folgende Ruinen:

a) Rosenegg bei Bürs. In ihren unterirdischen Gewölben ist ein überaus kostbarer Schatz begraben, er ist in einer Kiste eingeschlossen, und ein schwarzer Hund, der auf dem Deckel der Kiste sitzt, und das Burgfräule im „blüehwißa Jüpple“ bewachen ihn. Aber auch das nächste Revier um Rosenegg ist derart reich an unterirdischen Schätzen, die noch von den alten Rittern herkommen, dass daselbst an einem gewissen Plätzchen unter einem Steine zeitweise Gold in eine „Mäßbudälla füratropfnat“. Das Plätzchen weiß zwar niemand genau anzugeben, aber soviel ist gewiss, dass die „Mäßbudälla“ bereits halb voll flüssigen Goldes ist.

b) Jagdberg bei Schlins. Zu dieser schönen, buschumwachsenen Ruine war einmal ein Mädchen hinaufgekommen und fand dort eine gute „Tuechat“ (d. i. ein großes Tuch voll) Laub ausgebreitet, das ganz rothgelb war und herrlich im Sonnenschein erglänzte. Das Kind fand Gefallen an den schimmernden Blättchen und nahm etwelche mit nach Hause und zeigte sie der Mutter. Die war höchlich erstaunt und sagte: „Ja, mein liebes Kind, das ist lauter pures Gold, wo hast du es denn her?“ Und als das Kind als Fundort Jagdberg nannte, so eilte sie mit ihm alsogleich dahin; sie fanden aber an dem Orte auch nicht ein Blättchen mehr, und wie sie wieder nach Hause kamen, war auch das frühere Goldlaub verschwunden.

c) Bei der Ruine Schwarzhorn in Satteins fand einmal ein Knabe ein massiv goldenes „Rebmesser“; der Knabe war alsogleich bereit, es mit nach Hause zu nehmen, er vermochte aber leider nicht es von der Erde aufzuheben, geschweige denn nach Hause zu tragen. Er lief nun heim und erzählte es dem Vater; der gieng mit dem Söhnlein hinauf nach Schwarzhorn, fand aber kein goldenes Rebmesser mehr und sagte dann zum

Knaben: „Ich denke, der Schatz hat sich nur „gsünnelat“ (gesonnt)¹⁾.

d) Ramschwag bei Nenzing. Da hat man vor altem öfter ein „Bietle Löß“ gesehen. Einmal ist ein Nenzinger Mädchen dazu gekommen. Es denkt: „Wer hat doch auch im Sommer Laub, das ist sonderbar; ich muss ein paar Läublein in Sack nehmen“. Es thut's, und wo es daheim in Sack greift, nimmt es lauter Kronenthaler heraus. Es will mehr solches Laub holen, findet aber keins mehr.

e) Auf dem grünen, rebenumwachsenen Hügel, den nun die Pfarrkirche von Rankweil malerisch krönt, stand ehemals die Burg Hörnlingen; von dieser Burg, sagt das Volk, ist noch ein weitläufiges Gewölbe übrig, das sich nun unter dem Schiffe der Kirche ausbreitet, und in diesem Gewölbe findet sich ein Kegelspiel, Kugel und Kegel von purem Golde. Dort sollen auch zu gewissen Zeiten die alten Herren von Hörnlingen zusammenkommen, um vornehm zu essen und zu trinken und sich mit dem güldenen Spielzeug weidlich zu ergötzen.

f) Ein nicht minder kostbares Kegelspiel, die Kegel von purem Golde, die Kugel von getriebenem Silber liegt auch auf dem Bregenzer Schlossberge begraben, wo einst die von den Schweden²⁾ gebrochene Burg der Grafen von Montfort-Bregenz gestanden.

g) In der Ruine Schönstein bei Hohenweiler lag eine Kiste voll rothen Goldes. Eine ungeheure Kraft brauche es, und mäuschenstill zur Sache müsse man sein, um den Schatz zu heben, hieß es allgemein. Da wurde man in Hohenweiler rätzig, sämtliche Pferde des Fleckens auf die Beine zu bringen und damit die Kiste fortzuführen. Man sammelte sich in dunkler

¹⁾ Vgl. die Sage IV, 13. Die goldene Schlange in Wolfurt sonnt sich auch im warmen Maiensonnenschein. Friedrich Panzer erzählt S. 294: »Steht die alte Burg Hohenschwangau im glänzenden Sonnenlicht, so sagen die Thalbewohner: Der Schatz sonnt sich«.

²⁾ Vgl. die Sagen IV, 14 f.

Nacht in Schönstein und spannte die Gäule an die Tragringe der Schatzkiste, und nun Stille — einige Geißelhiebe — und es sollte gehen, aber es gieng nicht. Da verschwätzte sich einer, dessen Schindmähre vergessen worden war, und rief hell laut auf gut unterländisch: „Bigott, i mueß min alta Koga ou' no' hole!“ Aber jetzt war es mit dem Heben des Schatzes aus, man brachte trotz des herbeigeholten alten „Koga“ die Schatzkiste nicht abstätt.

h) In Gutenberg, der vielumstrittenen Feste bei Balzers, liegt ein unendlicher Hort geborgen, gehütet von einer weißen Jungfrau. Der Schatz hat sich einmal gesonnt; es war ein großer Haufe Schneckenschalen, die von purem Golde waren und wunderherrlich im Sonnenschein erglänzten. Um den Schatz zu heben, sollte man vorerst die weiße Jungfrau erlösen. Einen Balzner Knaben, der um Beeren zu pflücken, bis zur alten Mauer hinaufgekommen war, sprach sie um Erlösung an, indem er sie dreimal umschwinge, doch solle er dabei ja nicht auf ihre Haarzöpfe schauen und nicht ein Sterbenswörtchen verlauten lassen. Der Knabe fasste all sein Herz und alle seine Kraft zusammen und schwang die weiße Jungfrau, ohne ein Aug zu verwenden und ohne den Mund zu spalten, zweimal herum; das drittemal aber musste er, er konnte nicht anders, einen Blick auf die schönen goldglänzenden Zöpfe werfen. Da hatte er auf einmal zwei Schlangen in den Händen, und es entschlüpften ihm die Worte: „Jesis, wie kalt!“ Die Jungfrau verschwand jammernd, nun müsse sie neue hundert Jahre geistern und des Schatzes hüten.

i) Bei Gutenberg sah einmal ein Mädchen ein goldenes „Gätzi“ (eine kupferne Kelle) an einem silbernen Kettlein in einen Forellenbach hineinhangen.

j) Zu Vandans im Böschis, zu Füßen der fabelhaften Feste Valcastiel, ist eine Felsenhöhle, und in dieser sieht man zu gewissen Zeiten ein goldenes „Stöbbennarädle“ erglänzen.

k) Zu Damüls auf den Bödmen, wo die ersten Hütten erbaut worden sein sollen, liegt noch ein Schatz vergraben, der

mitunter blanke Thaler in die Lüfte wirft, die, obwohl sie im Sonnenschein glänzen und behaglich sich wiegen, niemand fangen kann.

l) [Ein andersmal gieng ein Mann auf die Fuchsjagd ins Bömmert bei Damüls. Da er den ganzen Tag nicht heimkam, wurde den Seinigen bange. Sie machten sich auf die Suche nach ihm. Wie sie nun in die Mulde zwischen Bömmert und Aelpele kamen, hörten sie tiefer unter ihnen seufzen und wehklagen. In der Meinung, es sei ein Unglück geschehen, liefen sie erschrocken abwärts und fanden da den gesuchten Fuchsjäger zwar körperlich gesund, aber ganz niedergeschlagen und weinend, unter einer Tanne sitzen. Auf die Frage, was ihm denn fehle, klagte er: „Ach Gott, ist mir ein Glück entgangen! Kam da zur Dämmerungszeit hieher unter diese Tanne, schaute hinauf und sah zu meiner Freude eine Unzahl von großen Thalern, an Schnüren gereiht, in den Aesten hangen. Freudebebend löste ich die Schnüre aus dem Geäste und ließ sie nacheinander zu Boden gleiten. Aber o weh! wie ich die einzelnen Silberstücke von der Schnur lösen und vom Boden aufheben will, entgleitet eines um das andere meinen Händen auf Nimmersehen.“] (Grabherr, S. 46 f.)

m) Wenn man einen kupfernen Sennkessel hundert Jahre lang in die Erde vergräbt, so wird er zu purem Golde, und es blühen alsdann gelbe Blumen an der Stelle. Ein solcher Kessel ist in der Alpe Klezenza eingegraben, und der ist längst schon zu Gold geworden, auch die gelben Blumen hat man einmal an der Stelle gesehen, aber am Nachgraben wurde man leider durch einen Felsensturz gehindert.

2.

Das Burgfräulein auf Rosenegg¹⁾.

(Mündlich. Bärz.)

Uf 'em Schlössle Rosenegg hät vor Zita-n-a Burgfräulein gâstet, das leſtmâl hät's noch a Bürſer Bueble gsaha. Das Bueble

¹⁾ In der Ausgabe von 1858 stand diese Sage in der Abtheilung »Weiße Frauen« mit folgender Einleitung: »Fast in jeder deutschen Sagensammlung

hàt amàl am en Abed bim Zuenachta hinter 'em Schlössle a Bürdele Holz ufgnô ghatt und hâmatzue wella, und dà stâht em eba 's Burgfräule im a blüehwißa Jüpple in Wëg und sët: „Ei, Bûeble, lad dî Bürdele noch amàl àb, du sôttest mer a Dienstle thue; i' mueß drum scho jàhrwis dà gâsta, und du künntest mi' hût erlösa; du wàrest grad der Mâ derzue“. 'S Bûeble aber sët: „Es hàt scho Ave M'reia glütt, und d' Mueter dahâm brücht Holz i d' Kuchi, i mueß drum gôh, aber nâ' 'em Nachtessa will i', wil 's Môschî ist, noch a Sprüngle kô“, und 's Fräule gît em zer Antwort: „Se kumm jà gwiss und vergiss bileib net drei gwîchne Rûethle met der z' nêh“. Wia dua 's Bûeble dahâm ggessa hàt ghatt, gâht 's uf d' Oberdille und nûmt drei Rûethle us 'em Palma und springt drûf Rosenegg zue; 's Burgfräule kunnt em a guets Stückle etgega, lãchlet fründle zuenem und fûehrt 's dem Schloss zue und dõrt über 'na stânerne Stêga zwõlf, fõfzeha Tritt abe in a Gwõlb. Im a Winkel vò dem Gwõlb stâht a grõße isene Kîsta, und uf 'em Deckel hocket en schwarza Hund ganz rûõbig und tûsem. „Jetz lueg, Bûeble“, sët due 's Fräule, „dem Hund mueßt mit ama jedwèdera Rûethle en Strãch gê, nâ' 'em dritta Strãch hoppet der Hund aha vom Lid, und i' gib der us mim Schlüsselballa dà de Schlüssel zer Kîsta, und der Schatz, der drî ist, ghört dî, und i' wûr erlöst“. Uf das nûmt 's Bûeble a Rûethle und gît dem Hund en Strãch; der Hund aber fãcht â z' surra, dass alls erhild im Gwõlb, stëllt sîne fûriga-n- Oga-n-und wûrd fortzue

finden sich Erzählungen von weißen Frauen und Jungfrauen, die in den Hauptzügen zusammentreffen. Sie erscheinen in weißen, leuchtenden Gewänden, meistens bei Tage mit einem Schlüsselbund im Gürtel; sie kommen lächelnd aus ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte hervor, waschen sich Gesicht und Haare an Quellen und Bächen und kehren weinend zurück; sie tragen Geschmeide an sich und hüten Schätze. J. Grimm charakterisiert dieselben folgender Weise: »Es sind göttliche, halbgöttliche Wesen des Heidenthums, die den Blicken der Sterblichen noch zu bestimmter Zeit sichtbar werden; am liebsten bei warmer Sonne erscheinen sie armen Schäfern und Hirtenjungen. Unsere Volkssage ist alleenthalben voll anmuthiger Erzählungen davon, die sich wesentlich gleichen und die festeste Wurzel verrathen«. Deutsche Myth., S. 914. — Siehe auch Aug. Stöber, Die Sagen des Elsasses, S. 12«.

größer und größer, a's wenn er thät gschwella. Dem Bueble dödderlet 's afäha, doch aber. nüm't 's das zwät Rüe'thle und schlacht noch amál; aber gsègis Gott! jetz surret der Hund so lût, dass ma das äga Wärt nüm'ma verståht, macht Oga wia fûrige Schiba und gschwillt fortzue, dass er mit dem Buggel fast â der Dille vom Gwölb âgâht, und mî Bueble, net fûl, laufft, das dritt Rüe'thle noch i der Hand, über Stock und Stâ hânzue; hinder em hei 's 's Burgfräule bedûrli' jômera ghört: „Jetz mueß i' neue hundert Jâhr gâsta!“

Die drei Rûthlein sind eine Anspielung auf die Wûnschelruthe des Heidenthums; dieselbe hat in unserer Sage den Segen des christlichen Priesters erhalten; die Zahl drei ist ebenfalls dem Christenthume entlehnt.

3.

Ein Mûhlstein verscheucht den Schatzgräber.

a) Im a Wald ist a Kišta gsî mit ama koştbara Schatz dri. D' Lût hond zwâr dervø gwisst, wil ma-n-aber allawil gsêt hat, es hocke a fürchtige Krott uf 'em Deckel, und wèr de Schatz well erwüscha, müeß dia Krott dreimál abeschlage, das êrst- und das zwoatmál wer sie wîder uffihoppa, und ma wer derbei Sacha seaha und hõra, dass 's om gwiss vergäng, das drittmál ô' noch z' schлага: se hat 's jedem de Mueth gnô, und jeder hat lieber sin Gulde rûöbig im Sack ghâ, a's villicht sî Leaba gwâgat an a Kišta voll — i' woab net was. Jetz amál hört denn a jungs Bürschle, aber en wâghalsiga Kerle, ô' vø der Kišta und Krott im Wald und sêt: „Bigok! i' hol de Schatz, i' fõrcht mi' net vor Blendwerk“. Richtig nüm't er 's Herz i béd Hând und gåht mit ama Steacka dem Wald zue, und wia er zwüschat de Tanna furtschlenderet, hört er uf oamál en wunderliebliga Gsang us der Hõhe, er sêt aber zue si' sealber: „I' los net, bis i' de Schatz hâ“ und löft wîter und findt ná' ama Wile-d' Schatzkišta und a fõrchtige Krott uf 'em Deckel; er bsinnt si' net lang, fasst woalle en Stroach und schlagt das grûsig

Thier abe vom Líd; derwíl aber singt 's noch lieblicher a's frühier i der Höhe, und d' Krott hoppet, wider uffí uf d' Kísta; doch mî Bürschle net fül und schlagt zum zwoatamál, und d' Krott hoppet noch amál uffí. Uf das nûmt aber der Gsang Wísa-n-â, dass 's dem Bürschle túf i síne junge Sél gríft und er 's úmügli' méh verheba kâ und halt óbersí' lueget; dà sieht er grad óber sim Kopf a schós Mäaddele im a schnêwiða Röckle uf ama Neabele sitza und an Múhlestoá am a Grashalm heba, und stúhabloach vor Schricka duckt er sí' woalle und löft, was er verlófa kâ, dur' a Wald ussí. Hátt er us Wunderwitz net i d' Höhe glueget und noch amál — das drittmál — gschlaga, so wár er stoarích gsí. (Mündlich. Feldkirch.)

b) In Götzi's unweit der Ruine Neuenburg lebte einst ein altes, armes Weib. Um Holz zu suchen, gieng es in die Ruine Neuenburg. Nach langem Suchen fand sie dort nur ein Häufchen Holz und Sägespäne, die sie in die Schürze nahm und nach Hause trug. Sie sagte aber niemanden, woher sie's genommen. Am Morgen drauf kam sie in die Küche, um mit den Spänen das Feuer anzumachen; sie fand aber zu ihrem freudigen Erstaunen lauter Gold auf dieser Stelle, wo sie die Späne hingelagt, vom Holze selbst war aber nirgend eine Spur mehr. Dies Erlebnis hatte sie einem Fuhrmann erzählt, und der in seiner Gier wollte auch geschwind reich werden. Er gieng nachher aufs Schloss, nahm Spaten und Haue mit, damit er gleich den ganzen Schatz heben könne. Weil aber der Mann vom Schatzgraben etwas wusste, so wartete er bis nachts um zwölf Uhr, und damit er die scheußliche Kröte, welche auf dem Schatze saß, entfernen könne, nahm er eine Haue mit sich. Er war bereits unter dem Schlossthor; da er so von ungefähr in die Höhe schaute, sah er einen ungeheuern Mühlstein an einem Rosshaar hängen. Alle Augenblicke glaubte er, jetzt werde er herabfallen, verlor gänzlich den Muth und floh ohne Spaten und Haue über Hals und Kopf den Berg hinunter. Dem Manne ist nachher nie mehr wohl zumuthe gewesen, und er erzählte oft noch, wie fürchterlich ihn die Kröte mit feurigen Augen angeschaut habe. (Vernaleken, S. 138.)

Dass Thiere Schätze hüten, ist ein allgemein verbreiteter Volksglaube; diese Thiere sind vorzüglich Hunde, Böcke und Schlangen sowohl in germanischen als slavischen Sagen; ausnahmsweise ist in Vorarlberg auch der Kröte der Hort überwiesen. An der Kröte haftet hierzulande überhaupt noch mancher Aberglaube. Das abgeschnittene Haupthaar werfe man ja nicht an Orte, wo Kröten hinkommen, denn sonst würden dieselben daraus ein Nest machen, und der Mensch, dem das Haar angehörte, bekommt das „Hinfallende“ (epilepsia). — Gegen das Schwinen (Schwinden, Abmagern eines Gliedes) ist nichts besser, als eine todte Kröte in ein Säckchen gebunden und am betreffenden Gliede als Amulet getragen. Die Kröten aber, die als solche „Schwiniga“ (d. i. als solche Mittel gegen das Schwinden) benützt werden wollen, müssen im Frauadrößniß, das ist während der dreißig Tage von Maria-Himmelfahrt bis Heiligkreuz-Erhöhung gefangen werden.

4.

Der Schatz auf dem Kläsefeld.

(Mündlich. Frastanz.)

Ueber Frastanz erhob sich einst der Ritter- oder Edelsitz Frastaféders, heute kaum mehr in seinen Trümmern erkennbar. Im Volke geht die Sage, es habe auf Frastaféders einst ein „Hadaschloss“ gestanden, und von demselben herrührend seien noch viele, viele Schätze dort begraben. Neben den Trümmern des ehemaligen Edelsitzes breitet sich das Kläsefeld aus, und darauf steht ein einsames Haus. In diesem Hause hat einmal an einem Weihnachtsonntage unter der Spätmesse eine einfältige Weibsperson „gámat“ (gáma verb., das Haus hüten). Sie saß auf dem Tische, das Gesicht gegen das Fenster, und betete den Rosenkranz. Auf einmal gewahrte sie draußen auf dem Schnee einen „Bieter“ (d. i. auseinandergestreuten Haufen) Laub, das seidengelb war und prachtvoll im Morgensonnenschein funkelte. Die Weibsperson vergaß fast des Rosenkranzes, so schön war das Funkeln und Schimmern des gelben Laubes. Ueber

einer Weile aber kam ein Geist, machte mit dem Rechen den „Bieter“ Laub zusammen und verschwand damit. Als die „Hüs-êhr“ nach der Messe heimkam, so erzählte die Weibsperson, was Schönes sie gesehen habe. Da sagte die Hausmutter: „Ist ewig schade, das war lauter Goldlaub; du Lappa, hättest doch dein „Noşter“ dreingeworfen, so hätte der Geist den „Bieter“ nicht zusammenrechen können, und der Schatz wäre unser gewesen“.

5.

Die Goldquelle.

(Mündlich. Bregenz.)

As işt amál a Goldquella gsi, an Goaşť hăt sie ghüett, und dà kunnt amál an Mâ zu der Quella und seit ganz manierli' zum Goaşť, ob as it erloubt wár, a Kúbile voll Goldwasser mit hoam z' nêh. Der Goaşť seit: „Wenn d' nünt schwátza witt, bis d' mit 'am Gold hoamkunnt, so darfšť der dí Kúbile füllá“. Der Mâ füllt sí Kúbile und louft hoam, fallt aber uf 'em Weag und verschütt nomas vu sim Goldwasser. Dà seit ar zueemsealb: „'S işt schád!“ Wia ar aber das hăt gseit gheft, so işt ko Tröpfle Goldwasser mêh im Kúbile gsi.

Es ist ein allgemein verbreiteter Volksglaube, dass ein schon gehobener Schatz alsobald wieder in die Erde versinkt, wenn dabei ein Wort gesprochen wird: manche behaupten sogar, das dürfe erst dann geschehen, wenn man den erworbenen Schatz unter die Dachtraufe des eigenen Hauses gebracht habe. Von Goldquellen, Goldwässerlein, Goldbrünnelein melden auch die Nummern A VI, 2, 4; V, 1a, 5.

6.

Der Bôden - Schatz.

(Grabherr, S. 46.)

[Auf den Bôden zwischen Elsen-Aelpele und Bômmert liegt ein Schatz begraben. Einstens kamen drei fremde Männer ins Schorle, begrüßten den Hauseigentümer mit Nennung seines

Namens und forderten ihn auf, noch diese Nacht mit ihnen zu gehen, aber ja keinen Laut von sich zu geben; sie hätten es auf Hebung des Böden-Schatzes abgesehen. Sie giengen nun selbviert hinauf. Drei davon stellten sich schweigend in der Peripherie eines eigens gemachten Kreises auf, während der vierte mit einem großen Buche in der Kreismitte stand und Beschwörungsformeln las. Bald hörten sie ein Geräusch wie von einer stürzenden Tanne, der Schatz ward in einer großen eisernen Truhe sichtbar, aber ein gewaltiger, schwarzer Hund bewachte ihn. Der Schorlebesitzer erschrak, that einen Schrei, und verschwunden war Hund und Truhe.]

7.

Der Schatz auf der Bezegg.

(Elsensohn, S. 19.)

Während eines Krieges soll ein Kessel voll Gold auf der zwischen Bezau und Andelsbuch gelegenen Höhe vergraben und auch, weil die Eigenthümer bald das Zeitliche segneten, ganz vergessen worden sein. Nur ein alter Mann wusste noch den Ort, wo er lag, theilte es aber aus Neid keiner Seele mit und nahm das Geheimnis mit in das Grab. Zur Strafe musste er nun den Schatz nach dem Tode so lange hüten, bis es jemandem gelänge, ihn zu heben. Oft sah man in den Mitternachtsstunden ein Flämmchen leuchten und hörte bisweilen auch ein ängstliches Stöhnen. Da entschlossen sich zwei muthige, aber arme Bursche aus Andelsbuch, die von dem vergrabenen Schatze gehört hatten, denselben zu heben. Mit Hauen versehen, machten sie sich in einer stockfinsternen Nacht auf den Weg nach dem Platze, wo das Flämmchen gewöhnlich zu sehen war. Um Mitternacht erschien dasselbe wieder. Da fiengen sie hastig an dieser Stelle zu graben an, ohne dabei ein Wort zu sprechen; denn nur unter dieser Bedingung, das wussten sie, war der Schatz zu heben. Es währte nicht lange, so stießen sie mit ihren Hauen auf einen mit blinkenden Goldmünzen gefüllten Kessel. Schweigend langten sie nach dem Ringe desselben,

hoben ihn herauf und glaubten, ihres Fundes schon sicher zu sein. Im Uebermaße der Freude entschlüpfen aber dem einen die Worte: „Bigopp, jetzt händ mer ihn!“ und verschwunden war der Kessel mit den Goldmünzen. Nur der Ring desselben blieb ihnen in den Händen und soll noch jetzt an der untern Kirchenthür in Andelsbuch zu sehen sein.

8.

Das alte Mütterlein auf der Spinnstubet.

(Nach Dr. Spiegels Aufzeichnung. Dornbirn.)

[Als in Dornbirn noch an den langen Winterabenden die Nachbarn in den „Spinnstubeten“ zusammenkamen — das Weibervolk mit Kunkel und „Rädle“, die Mannsleute mit der unvermeidlichen Tabakspfeife — erschien auf einer solchen Stubet allabendlich ein altes Mütterlein und setzte sich mit seinem Spinnrade in die hinterste Ecke, wo es dann bis zum allgemeinen, oft erst sehr späten Aufbruche spann. Das Weiblein mischte sich nie ins Gespräch, mochte noch soviel erzählt, gelacht und gescherzt werden. Eigentlich war das seltsame Wesen jedermann unbekannt, doch ließ man es unbefragt kommen und gehen.

Unter den Mannsleuten befand sich ein junger Bursche, der Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hatte. Während seine Altersgenossen sich mit den jugendlichen Dirnen unterhielten, schenkte er seine Aufmerksamkeit der alten Frau. Wie kam es doch, dass er stets in ihren Winkel schauen musste? Vielleicht zog ihn der unerklärbar milde und doch schmerzliche Ausdruck ihres Gesichtes an, vielleicht ihr stilles Wesen, ihre scheue Zurückgezogenheit. Er hätte lachen mögen, dass er so dumm war, und gleich darauf, wenn er wieder einen Blick in den Winkel geworfen, stand ihm das Weinen näher.

So gieng es drei Jahre lang. Wieder war alles des Abends in der Spinnstubet beisammen, und der Bursche schaute still und sinnend der alten schweigsamen Spinnerin zu. Plötzlich bemerkte er, dass sie das Spinnrad verkehrt drehe. Da setzte er sich

neben sie, schaute noch eine Zeitlang zu und sagte dann zu ihr: „Immer links um, Mütterle?“ Nun fuhr ein heller Strahl über das Leidensgesicht der Alten. Sie stand rasch auf und bedeutete dem Burschen mit freundlicher Miene, sie zu begleiten. Schweigend wanderten die beiden in die stille Nacht hinaus. Das Mütterlein schritt voran über Acker und Wiese, bis sie zu einem einzeln stehenden Gebüsch kamen. Hier sprach es: „So entsetzlich viele Jahre habe ich gesponnen und stets links um, und erst du hast es endlich zu meinem Glücke bemerkt. Dafür soll dir reichlicher Lohn werden! Grabe morgen an dieser Stelle! Was du findest, betrachte getrost als dein Eigenthum!“ Nach diesen Worten war sie verschwunden. Der gute Bursche aber hob am nächsten Morgen einen Haufen voller Thaler aus der Erde. Der Schatz brachte ihm Glück, denn er starb im hohen Alter als des Dorfes reichster Bauer.

Die alte Spinnerin war auch einmal jung gewesen und wird gar manche Stubet besucht haben, auf der es nicht sehr „sauber“ hergegangen; ich meine, die Sache könnte von daher kommen.]

VI. V e n e d i g e r .

In allen Ländern Mitteleuropas, wo der Bergbau betrieben wurde, erzählt man von den sogenannten Venedigern, aber wohl am meisten in den Alpenländern. Diese Volkssage ist wahrscheinlich sehr alten Ursprunges. Früh im Mittelalter sollen Bergwerke in Kärnten von Venetianern betrieben worden sein. Am Sulzbacher „Venediger“ haben vermuthlich die Goldsucher aus Italien — wie das Volk sagt — ihre Wünschelruthe versucht. Von den Thalbewohnern Pinzgaus wird der Berg „Venediger“ genannt, und in der ganzen Umgegend von Kriml meint das Volk, von diesem Berge aus könne man die Stadt Venedig erblicken. .

Auch in Vorarlberg und Tirol geht die Sage von Venedigern im Schwange. Tirol kam nicht selten in sehr ernste Berührung mit der Republik Venedig, z. B. im Kriege unter Kaiser Max, beständig blieb es aber mit ihr im Handelsverkehr und war größtentheils die Straße für ihre Waren nach Augsburg und Nürnberg. So kamen von Zeit zu Zeit fahrende Leute hinab, aus deren Munde dann die Wunder und Reichthümer der Meerstadt bis in die fernsten Thäler erzählt wurden. Die dichtende Phantasie des Volkes erklärte sich die Sache nach ihrer Art. Mit den Bergwerken wirft sie die uralte Mythe von den Bergmännlein (Zwergen) zusammen, welche bekanntlich kunstreiche Schmiede sind und die unterirdischen Schätze beherrschen. Gold und Zauber stehen in einer gewissen Wechselwirkung: Gold bezaubert, und Zauber soll das Gold gelockt haben. Die venetianischen Kaulleute, die Gold, Achate, Jaspis, Carneole und Krystalle aus Deutschland und ganz Europa holten, verwandelten sich in geheimnisvolle Gnomen mit dem Namen „Venediger“ oder „Venedigermännlein“. Diese kommen von Zeit zu Zeit auf geheimen Wegen durch Gebirg und Wald, fassen an ihnen allein bekannten Stellen den Goldsand in ihr Schnappsäckchen oder an heimlichen Quellen flüssiges Gold in ihr Krüglein oder werden Hirtenbuben auf einsamen Alpen als zwergartige, steinesuchende Männlein sichtbar, und verborgen, wie sie gekommen, gehen sie wieder fort. Im Hittisberg im Bregenzerwalde wohnen die Venediger bleibend im Innern der Erde, in Höhlen und Klüften, ausgerüstet mit geheimer Kunde der Steine und Felsmassen. Von Körper sind sie klein, von Gemüthsart fromm und friedliebend, freundlich in ihrem Verkehr mit den Menschen, deren Hilfe auch sie zuweilen, namentlich bei Geburten, in Anspruch nehmen, und lohnen geleistete Dienste nicht selten durch gutes Gold, das sie als reiche Leute im Ueberflusse besitzen. Es sind also Venediger, wenigstens die im Hittisberg, trotz ihres nobeln der Lagunenstadt entlehnten Namens nur verkappte germanische Zwerge und im ganzen nichts vornehmer als die „rothhäßigen“ Leutchen in Braz (s. II, 8).

1.

Die Venediger im Hittisberg.

(Mündlich. Hittisau.)

Hiodum Hittisberg hieud vor uralta Zita in Flühna und Hóhla d' Venediger ghúsat. Das sieud Männle und Wible gsing, ganz klinn Lút, fromm und gschíd. Im Hittisberg in Flühna heat ma's vílmál klocka-n- und hammera ghórt, und dá hieud sie Stoi ggrába, sie sieud grad gsing wia Fúrştoi, und das soll Gaudärz gsing sing. Sobaud as aber Wiouter woara-n-ışt, sa sieud sie furt, ma heat et gwiaşet wohí, und am Früehlig sieud sie wíder kô, ma heat et gwiaşet wohèr. Jättanamál sieud sie in oisichtige Húser zer Stubete gganga, hieud aber et víl gredat, úsgnô sie hieud de Lúta-n-an gueta Ráth kunno gie, und das hieud sie ô' gê thau; wenn ma aber gştríeta und kíbat heat, sa hieud sie all úberanand gschrúa: „Orla brennt, Orla brennt!“ und sieud dur's Hús nús, so gnôth sie hieud kunno. Wenn jätta-n-an Mâ oder a Wib úban Wég gganga-n-ışt, so ıst méngmál dâran Männle zueem kô und ıst mit am gganga, aber denn wíder uf uimál verschwunda gsing; und jättamál sieud sie zun Búra uf 'e Stadel kô und hieud hert am Heubâ gsotta-n- und bráta, dass d's Fúr am Heu uihégfâra-n-ışt und núnz verbrennt heat. Und amál heat dâran Wible am Berg solla Kieud-bettere weara, und du heat d's Männle a Náhbúrawib ghollat, und das ıst kô und heat gholfá, was sie heat kunno; Lôh heat sie kuon wella, d's Venedigerwible aber gít ar Kóhl i d' Schóş und seit: „Thue d' Schóş et úf und guck et íhe, bis huikunnşť.“ Wia's Búrawib a Stuck wít drúskô ıst, sa deigt sie: „Sie heat mer já núnz a's Kóhl ggie, dia mani' et huitrága“, machat d' Schóş úf und lét d' Kóhl ús. Wia sie huikunnť, so will sie d' Schóş 'rabthue und sieht, dass sie im a Faut a Schildisubla heat; itz verschrickť sie und deigt: „I' hátt d' Kóhl et solla úslêra, d's Venedigerwible heat mer lutter Schildisubla ggie“. Drúf heat sie umkêhrt und ıst uf dan auta Platz gganga, wo sie d' Kóhl heat úsglêrt, heat aber núnz mêh funda.

2.

Das Venedigermännlein und die drei Schwestern.

(Mündlich. Frastanz.)

Uf der Garsëlla-n-Egg išt vor ürdenklega Zitta 'na Goldwässerle us ama Felsa-n-ussagrunna, und i d' Nöhe vø dem koštbara Wässerle sind amál am ana hoha Firtëg onder der Spátmess drei Fraschner Mäadla kô, die jiedwèder a Kùbile am Arm; ihr werden sága: „Dia hend gwiss wella Gold schöpfa?“ Na, sèll net, zem Goldschöpfa wàren dia drei noch a betzle z' nàrrsch gsì. Das Hantwerk hätt no' der Venediger verštanda. Das išt a Mäandle gsì, ès hât vor Zitta i úserem Ländle vil Ständ und Gäng ghâ, und net sèlta išt es uf d' Garsëlla-n-Egg kô, hât Gold gschöpft und išt furt dermit, ma hât net recht gwisst wia. Nu amál hei 's en Hiert gsèha 'na Kanta onder 's Goldwässerle heba bis zum Übergòh und drúf dervòfluga wia en Vogel; der Hiert hei em noch nàhglueget und hei beiemsèlb gsèt: „Das Mäandle kâ mèh a's fúfe zèlla“. Juštament am sèlla Firtëg, wo die drei Fraschner Mäadla zem Goldwässerle kô sind, išt der Venediger ô' wider dòrt gsì und hât. schätze, wella Gold fassa. D' Mäadla hend a betzle absits gerdbèret und derbei gschwätzt und glachet, a's wenn alls i der Arneg wár, wo sie hätten solla i d' Kiercha gòh, wia es si' ghòrt a Sunnteg und Firtëg für Chrešta. Uf êmal kunnt der Venediger fúrha und schnèrzt d' Mäadla-n-â: „Was' thuender dá?“ Dia sind ganz verdatterat und hend anand ganz verschmòt âglueget und gsèt: „O nüt!“ Drúf sèt der Venediger: „So sòllender ô' nüt anders weara a's drei Schròfa, dass i' mî Goldwässerle drunder verštecka kâ“; und so išt es gschèha: dia drei Mäadla sind ze drei garrega Schròfa wara, sie štond hùtegstags noch ob'em Leuzug dom, und ma sèt 'na im ganza Dârf „die drei Schwòštera“; 's Goldwässerle würd woll ô' drúnder veršteckt sî, ma findt's amál numme.

Sagen von drei Schwestern sind namentlich in Baiern in Menge verbreitet, und ihre Fäden ziehen sich bis in die Zeiten

des Heidenthums und lassen sich an den alten itisi, nornir, fatae, parcae, μοῖραι anknüpfen. S. Fr. Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie (München, 1848). Auch diese drei Schwestern von Frastanz hat Panzer den drei Nornen an die Seite gestellt. — Der Umstand, dass die drei Schwestern von Frastanz über einem Goldwasser sich erheben, scheint mir bedeutsam und einer uralten heidnischen Vorstellung entlehnt; saßen ja die Parcen der nordischen Mythologie Urd, Verdandi, Skuld (Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft) auch an einem Brunnen, dem Urdarbrunnen. Oder vielleicht verdient der Umstand mehr hervorgehoben zu werden, dass die drei Schwestern unserer Sage vom Venedigermännlein, einem Gnomen, ausgehen, analog jenen Nornen, welche neben den drei großen Nornen vom Göttergeschlechte von Alfen und Zwergen stammten.

An die Nornen gemahnen noch die Kinderreime:

„Rita rita Rössle,
 Z' Bludez išt a Schlössle,
 Z' Nenzig išt a Glockahûs,
 Es luegen drei Popa drûs;
 Die êršt spinnt Sida (den Lebensfaden),
 Die zwoat glorifigat (?),
 Die dritt thuet 's Thôarle uf
 Und lât 's hoalig Sünnele ûs“.

Oder:

„Rita rita Rössle,
 Z' Walaštadt a Schlössle,
 Z' Chur dom a guldîs Hûs,
 Es luegen drei Frau a drûs;
 Ene spinnt Sida.
 Ene schnätzet Krîda,
 Ene gâht i's Glockahûs,
 Lât die heilig Sunna-n-ûs“.¹⁾

¹⁾ [In Dorbirn wird das Schlössle und das goldene Haus nach Wangen verlegt. Es schauen drei »Jumfere« heraus, deren dritte thuet 's Thôrie uf und lât die böse Buobo-n-ûs.]

3.

Die Spiegel der Venediger.**a) Das Venedigermännlein auf Gaphâl und
der Hirtenknabe.**

(Mündlich. Satteins.)

Ein Venedigermännlein zeigte sich ein paar Jahre hintereinander auf der Alpe Gaphâl, wo es in Runsten und Tobeln sorgsam Steine zusammensuchte, mit denen es dann plötzlich wieder verschwand. Einmal kam ein Hirtenknabe zu diesem Männlein, als es eben wieder mit dem Ordnen und Packen seiner Steine beschäftigt war, und schaute ihm eine gute Weile zu, mochte aber das ganze Treiben als thöricht ansehen, denn er sagte halblaut zu sich selbst: „'S gît doch nârrsche Lût uf der Welt“; darüber ergrimmte aber das Venedigermännlein und brummte: „Du blöder Bube, wirfst oft einer Kuh einen Stein nach, der mehr wert ist als die ganze Kuh“. Diese Rede des Männchens fasste der Knabe gut ins Ohr und merkte sich auch genau das Aussehen der Steine, auf die der Venediger so erpicht war, und las dann später neben dem Viehhüten auch solche Steine zusammen. Als er nun schon einen tüchtigen Haufen solcher Steine zusammengebracht hatte, so gieng er damit in die Welt, um sie an den Mann zu bringen, aber niemand wollte sie ihm abnehmen. Endlich kam er auf seiner Wanderung nach Venedig und bot dort einem vornehmen Herrn seine Steine zum Verkaufe an; der Herr hieß ihn mit seiner Ware ins Haus kommen. Der Knabe gieng und stieg mit dem nobeln Venetianer eine breite Marmortreppe hinan und kam in einen großen goldprunkenden Saal; dort verschwand dann der Venetianer in einem Nebengemach; über einer Weile kam aus demselben Gemache ein kleines Männlein heraus, das der Knabe alsogleich als das Venedigermännlein von Gaphâl erkannte. Das Männlein musterte den Knaben und die Steine und sagte: „Du Spitzbube, du wärest nun in meiner Gewalt, und ich könnte dich tödten, weil du mir mein Handwerk abgelauscht hast, doch für diesmal

will ich dir das Leben schenken, aber wehe dir, wenn du wieder kommst!“ Er zahlte ihm dann für die Steine eine große Summe Geldes aus und stellte ihn beim Abschiede vor einen großen Spiegel und sagte: „Da kannst du noch schauen, was gerade jetzt deine Leute zu Hause machen“. Der Knabe schaute in den Spiegel und siehe, da gewahrte er sein väterliches Haus; die ganze „Hüsêhr“ saß vor demselben um einen Tisch herum und war gerade am Mittagessen; an den Wänden des Hauses waren Sensen, Rechen und Heugabeln angelehnt. Dieses idyllische Bild weckte in ihm fast Heimweh, und er eilte mit dem Erlös der Steine nach Hause und ward ein wohlhabender Mann.

b) Das Venedigermännlein und der Hirte aus Glarus.

Diese Geschichte habe ich in Glarus in der Schweiz gehört, als ich in guten jungen Jahren noch in die Fremde gieng.

Ein Venedigermännlein kam alle Sommer auf eine Hochalpe in Glarus, unterhielt sich freundschaftlich mit den Hirten und las nebenbei glänzende Steine zusammen, die es sorgfältig in Säcke einfüllte; alle acht Tage füllte es sieben Säcke mit solchen Steinen und verschwand dann damit, um wiederzukehren und neue sieben Säcke zu sammeln. Einmal wollten sich die Hirten einen Spass machen und versteckten dem Männlein einen Sack Steine. Als aber das Männlein von seiner Sammelarbeit in die Alphütte zurückkam, schnarrte es alsogleich die Hirten an: „Ihr habt mir, merke ich wohl, einen Sack Steine versteckt, und es handelt sich nun darum, ob ihr mir den Sack wieder zu Händen stellen wollt, oder ob ich ihn selber holen soll“. Die Hirten sagten: „Hol' du ihn dir selber“, und auf das lief das Männlein eine Ganda hinauf und holte sich den Sack, den die Hirten dort versteckt hatten. — Gegen Herbst sagte es einmal zu den Hirten: „Jetzt ziehe ich wieder nach Venedig, und wenn mich der eine oder andere von euch dort besuchen wird, so soll mir das eine Ehr' sein, und ich werde ihm einen Sack voll Silber schenken“. Diese Rede fasste einer der Hirten gar gut ins Ohr. Er war ein armer, braver Mann und hatte Weib und Kinder,

und der fasste den Entschluss, zum Venedigermännlein in Venedig in den Heimgarten zu gehen und mit einem Sack voll Silber, den er zu bekommen hoffte, seiner schweren Haushaltung aufzuhelfen. Der Hirt zog aus und kam glücklich nach Venedig; dort war er aber doch nicht wenig in Verlegenheit, denn er wusste weder Haus noch Hof, ja nicht einmal Geschlecht und Namen des Venedigermännleins. Doch seine Verlegenheit dauerte nicht lange, denn als er so rathlos durch eine Gasse hinschlenderte, schritt auf einmal ein vornehmer Herr auf ihn zu, hieß ihn bei der Hand willkommen, fragte, wie es in Glarus stehe, und wie es den Hirten gehe, mit denen er alle Sommer auf der Hochalpe zusammenzukommen pflege. Jetzt riss der Schwizer die Augen weit auf, denn er erkannte in dem Herrn das Venedigermännlein, das er lange gesucht. Er folgte dann der Einladung des Venetianers, quartierte sich in seinem Palaste ein und ließ sich einige Tage köstlich bewirten. Aber dieses noble Leben wollte dem Glarner doch nicht recht behagen; bei all dem Glanze der herrlichen Wohnung, bei all der Fülle von Speise und Trank, war sein Sinnen und waren seine Gedanken weit über den Bergen in Glarus bei Weib und Kind. Einstmals saß er in solch sehnsüchtigen Gedanken vor dem Palaste des Venetianers auf einer Marmorbank, und er konnte es nicht wehren, dass ihm das helle Wasser in die Augen schoss, und wie er so trübselig da saß, kam plötzlich der Venetianer, sah ihn weinen und sagte: „Mir scheint, du hast Langeweile oder Heimweh“. Der Hirt machte gar kein Hehl und sagte: „Ja freilich plagt mich das Heimweh“. Der Venetianer hieß ihn dann mitkommen und führte ihn in ein Gemach, stellte ihn dort vor eine Wand hin, die ein ganzer Spiegel war, und sagte: „Da schau, wie es in Glarus steht“. Und meiner Seel! da sah der Hirt Glarus und fand etwas seitwärts sein bescheidenes Anwesen, Haus und Hof; das Weib sitzt vor dem Hause und „zwahet“ ein Kind und hat auch die Augen voll Wasser, weil sie wahrscheinlich an ihren Mann in der Fremde denkt. Der Hirt konnte sich nicht mehr halten und weinte laut, der Venetianer aber sagte tröstend: „Jetzt gehe nur wieder heim, Zehrung will ich dir geben an Gold oder

Silber: willst du Gold, so gebe ich's dir selber; willst du Silber, so kannst du es aus meiner Schatzkammer holen“. Der Hirt sagte: „Ich will nur einen Sack voll Silber, wie Ihr in Glarus versprochen habt“, und er gieng mit Erlaubnis des Venetianers in dessen Schatzkammer und füllte sich einen Sack voll mit Silber. Beim Abschiede sagte der Venetianer: „Gib ja recht acht auf den Sack auf der Reise, dass er dir etwa nicht gestohlen wird, und wenn du in einem Wirtshause übernachtetest, so nimm fleißig den Sack mit ins Bett und lege ihn unter den Kopf, dass er dir nicht abhanden kommt“. Der Hirt bedankte sich für „alls Guets“ und zog heimwärts. Bei der ersten Nachtstation gedachte er des guten Rathes des Venetianers und nahm den Sack mit ins Bett und legte ihn unter den Kopf. . . Als er des Morgens erwachte, wusste er gar nicht, wie ihm war; er lag in Glarus in seinem Hause und in dem wohlbekannten Schlafgaden neben seinem Weibe im Bette und hatte den Sack voll Silber unter dem Kopfe. Von der Zeit an war er ein wohlhabender Mann. Seine Nachkommen leben jetzt noch in Ehr' und Ansehen in Glarus, man heißt sie „d' Venediger-Lüt“¹⁾.

4.

Das vogelfreie Venedigermännlein.

(Mündlich. Satteins.)

Einmal irrte auf den Höhen über Satteins ein Venedigermännlein herum, das war aber von Venedig, seiner Heimat, aus als vogelfrei erklärt, und das wusste man in und um Satteins und strebte ihm nach dem Leben. Endlich wurde man des Männchens habhaft und wollte es tödten: das Männchen jammerte: „Lasst mich am Leben, ich will euch dann zum Lohne ein Goldbrünnelein zeigen oder, wenn ihr lieber wollt, eine lange, lange goldene Kette machen“. Das alles half nichts, man tödtete das Männlein und schickte die Nachricht von seinem Tode nach

¹⁾ In Frommanns »Mundarten« VI, 258 ist diese Sage in der Montavoner Mundart mitgetheilt.

Venedig. Als Antwort auf diese Todesanzeige kam von Venedig zurück: „Ihr habt den Vogel gehabt, hättet Ihr ihn gerupft“.

Grimm (Myth., S. 481) bemerkt: „Es gibt auch Kobolde, die gleich den Nixen oder Waldgeistern in keines Menschen Dienst stehen, sondern unabhängig leben; wird ein solcher gefangen, so bietet er Geschenke an oder weissagt, um wieder in Freiheit gesetzt zu werden. Von dieser Art ist der Butt im Kindermärchen (S. 475) und der französische Folet, welcher drei Wünsche gewährt. Ebenso thut der gefangene Marmennill oder die Meerfrau“.

VII. Riesen. — Teufel.

Ueber Riesen sagt Simrock, Myth., S. 428: „Dass die Riesen das Steinreich bedeuten, das älter ist als Pflanzen und Thiere, tritt hervor, wo sie Bergriesen heißen, in Felsenhöhlen hausen, Steinkeulen und Steinschilde, auch wohl Eisenstangen (Grimm, Myth., S. 510) und Kolben zu Waffen führen. (Vgl. Vernaleken, Nr. 90.) Die Riesen sind überhaupt die wilden, maßlosen Naturkräfte, welche der Mensch bekämpfen, in Schranken bannen muss“; und S. 429: „Da Berge bewaldet sind, so gehen die Berg- in Waldriesen über, in die wilden Männer, Wald-, Moos- und Holzleute“. Sagen darüber bei Vernaleken, Nr. 150 f.

An die Stelle der alten Riesen tritt häufig der Teufel. „Zumal riesisch erscheint er, wo ihm das Volk ungeheure Bauten und Steinwürfe beilegt. — Gleich dem Riesen zeigt er sich oft selbst als erfahrenen Baumeister, welcher eine Burg, Brücke oder Kirche aufzuführen unternimmt und sich zum Lohn die Seele dessen ausbedingt, der den neuen Bau zuerst betritt“. Grimm, Myth., S. 972.

1.

W i l d e L e u t e .

(Alpenburg, Nr. 216.)

Ein ganz besonders unbändiges Wildengeschlecht hauste in den furchtbar zerrissenen Gebirgen und Klüften, die das Dorf Schrecken (oder am Schrecken) umgeben. Weiter abwärts gegen Schnepfau zu brachen die Wilden den Steinpfad durch die Felsen der Mittags- und Kanisfluh, welche letztere auch an ihrer nördlichen Seite als senkrechte Wand aufsteigt und am Abhange eine vielbewunderte freistehende Felsensäule zeigt, welche die Wildkirche heißt, aber auch Hexenthurm. Die Riesen und Wilden thürmten ihrerzeit den mächtigen Felskoloss auf, und die Hexen hielten darauf Tänze. Außerdem kündet die Sage, dass jene in Vorarlberg und dessen Angrenzungen ihren Aufenthalt in Felshöhlen gehabt, von Leibesgestalt sehr groß, dabei rauhaarig und mit Thierfellen bedeckt gewesen seien. Sie haben eine starke Sprache geredet, die aber nur aus wenigen Worten bestand.

2.

Der steinerne Mann auf der Stoangarhöhe.

(Elsensohn, S. 8.)

Auf der etwa drei Stunden von dem Dorfe Bezau gelegenen Alpe Stoangarhöhe ist ein großer Steinhafen, der, von weitem angeschaut, einer Menschengestalt etwas ähnlich sieht. Von diesem Steine sagt man, er sei einst ein Riese gewesen, aber weil er viele Frevel verübt habe, in diesen Stein verwandelt worden. Noch habe dieser versteinerte Riese seine frühern Sinne, und wenn man an ihn eine Frage richte, so sage er — „nichts“.

3.

Das Teufelsloch.

(Mündlich. Bendern.)

Vom schweizerischen Sargans zieht sich eine mächtige Gebirgskette längs des linken Rheinufers herab nach Werdenberg und weiter nach Sennwald, wo sie sich in das Kamor-Gebirge fortsetzt. In der Gegend über Sax und Gams erhebt sich auf dem Rücken dieses Gebirgszuges wie ein riesiger Tafelaufsatz eine senkrecht stehende Felsenwand, in der Mitte mit einem Loche, das durch die ganze Dicke der Wand geht, so dass, wenn abends die Sonne hinter dieselbe zu stehen kommt, ihre Strahlen wie eine goldene Garbe durch die Felsenöffnung dringen, was einen sehr überraschenden Anblick gewährt. Vom rechten Rheinufer, namentlich von der liechtensteinischen Pfarre Bendern aus, erscheint die Oeffnung dem freien Auge rund und ungefähr sieben Zoll weit im Durchmesser, mit einem Fernrohre besehen, aber bei dreißig Schuh hoch und nach oben zugespitzt.

Ueber die Entstehung dieser Oeffnung in der Felsenwand meldet die Sage:

Ein Bauer verpfändete dem Teufel seine Seele, wenn er — der Teufel — das ganze Schâner-Ried in einem Tag abmähe und einfehse; doch sollte die Arbeit vor dem Abendläuten vollendet sein, widrigenfalls der Vertrag keine Giltigkeit mehr hätte. Der Teufel war schon bis zum Binden des letzten Fuders gekommen, als plötzlich und unerwartet die Abendglocke vom Benderer Kirchthurme ertönte. Im größten Zorne über die mühevollen, beinahe vollendete und doch vergebene Arbeit und in bitterem Verdrusse, dass ihm des Bäuerleins arme christliche Seele entgangen, fasste der Teufel den Wiesbaum und schleuderte ihn mit solcher Gewalt von dannen, dass er wie ein mächtiger Pfeil die Breite des Thales durchfuhr, über den Rheinstrom flog und im jenseitigen Gebirge die bezeichnete Oeffnung schlug, die man von der Zeit an das „Teufelsloch“ nannte.

In der Ausgabe vom Jahre 1858 folgt hier noch die Bemerkung: „Wie der Teufel im Vertrage mit dem Maurer (s. die

folgende Sage) den kürzern zog, so auch hier. Dort wurde er übervorthelt durch das Unterschieben eines Bockes, hier aber wurde er in seiner Arbeit unterbrochen durch den Klang der christlichen Glocke. Es ist überhaupt ein allgemein verbreiteter, in der Sage häufig wiederkehrender Volksglaube, dass der Teufel und böse Geister durch das Dazwischentreten himmlischer Gewalten und Erscheinungen oder durch von Menschen ausgestoßene Ausrufungen — Helf Gott! — Jesus Maria! — durch Glockengeläute, Kreuzzeichen u. s. w. gestört werden¹⁾. — Nicht zu übersehen ist in unserer Sage auch der Zug vom Ingrimme des Teufels und der Riesengewalt, mit der er den Wiesbaum gegen das Gebirge schleuderte. Der als zorniger Gott von den Lappen gefürchtete Torden, d. i. der skandinavische Thörr, dessen jüngerer Stellvertreter, wie schon einmal bemerkt wurde, der Teufel ist, riss nicht nur Bäume aus, sondern schlug in seinem Grimme auch große Stücke aus Felsen*.

4.

Der Baumeister.

(Mündlich. Räfensberg.)

As išt amál an âms Männdle gsin, as heat goat künni mûra und zeammara und wár ou' gien a rícha Mâ woara; aber as heat fünf Kinder ghatt, und dà išt as úmügli' gsin, a rícha Mâ z' weara. Dà amál heat i sínar Pfarr d's Wassir a Brugga am Kilkweag foart, und dia heat solla schnell gmacht sin. Ma kunnt zem Männdle und frágt, ob as um hundred Tháler i dear und dear Zít d' Brugga macha kúnn. 'S Männdle siaht wóhl í, as wár a schóna Lôh, und beatat um an Tag Bedenkzít; ma giat íhm sie, und as bseannt si' de ganza Tag bis um zwólfli z' Nacht und siaht am End, dass as íhm i dear Zít nit mügli'

¹⁾ Dieser Anschauungsweise entstammt auch die [oben] in der Sage vom Schatze auf dem Kläsefeld [V, 4] ausgesprochene Meinung, dass ein »Noster« (Rosenkranz) in das Goldlaub geworfen, den Schatz der Macht des Geistes entzogen hätte.

ist. Scho will as trürig i's Bett, aber oinermál klopft as ganz loisle a sinar Thür, und a klinns Männle kunnt inar. As wünscht a goati Zít á und frägt de Múrer, worum ar so trürig sí. Der Múrer virzellt ihm alls, wia-n-as ist. 'S klinn Männle lacht und seit: „Dá ist baud gholfa: i' stell der d' Brugga i der bsteammta Zít hër, do' die íršt Siel, dia vu dinam Hús über d' Brugga gáht, ist mín“. Dem Múrer schüdert 's áfangs, du ar merkt, wea 's klinn Männle sí, do' fällt ihm glei' noiBas î, und ar gáht de Virtrág î. I dear Zít, wia 's klinn Männle heat gseit, stáht d' Brugga fix und fertig dá, und der Teifel wartet scho mitta druf uf die íršt Siel vu d's Múrers Hús; der Múrer aber holt schnell de Goißbock us 'um Stall und jeicht a úbir d' Brugga. Wia dua der Teifel de Goißbock hërtráppla siaht, so ríßt ar ihm vor Zorn de Schwanz ús, und sít dërsella Zít händ d' Goiða korze Schwänz. Der Múrer aber heat hundert Tháler úberkú und ist boda-n-an richa Má gsin.

5.

Der glockentragende Teufel.

(Vgl. J. Bergmann, Walser, S. 32 u. 49.)

In Hymisqvida wird besungen, wie Thórr einen großen Kessel herbeiholt und auf seinem Haupte trägt, was an den starken Hans im Kindermärchen gemahnt, der sich die Glocke als Mütze auf das Haupt setzt (Grimm, Myth. I, 160). Vielleicht lässt sich ein wertvoller Rest dieser uralten Mythe in der bei den allenthalben in Churrhätien zerstreuten Walsern so oft gehörten Legende vom hl. Theodul, Theodor oder Jodor und Joder nachweisen.

Fast in den meisten Pfarren der eingewanderten Walliser wird der hl. Theodul, gemeiniglich St. Joder genannt, verehrt. St. Theodul, nach andern Theodor (daraus Jodor — Joder) war im sechsten Jahrhundert Bischof zu Sitten in Wallis, dessen Landespatron er nun ist, und dessen Andenken daselbst gleichwie im vorarlbergischen obern Walserthale zu Raggâl alljährlich am 16. August feierlich begangen wird. Nach der Legende

bekam unser hl. Theodul vom Papste zu Rom eine Glocke zum Geschenke. Unvermögend, durch menschliche Hilfe dieselbe fortzubringen, habe er den Teufel, den er aus einem Besessenen ausgetrieben, gezwungen, das Geschenk über die Alpen nach Sitten zu tragen. Daher wird heute noch auf den Altären der walse-rischen Kirchen St. Theodul in bischöflichem Ornate vorgestellt, einen Teufel mit einer Glocke auf dem Kopfe an der Seite oder ihn an einer Kette führend, und die Kirchenglocke zu Laterns ist der Sage nach ein Theil jener, welche der böse Geist dem heiligen Bischof nachtragen musste¹⁾. — In der Kapelle auf Masêscha (einer Ortsabtheilung des Triesnerberges²⁾ in Liechtenstein) findet sich in dem linken Seitenaltare ein junger, blonder, unbärtiger Bischof und neben ihm ein Teufel, der eine Glocke trägt, die ihm recht schwer zu werden scheint und den Kopf herabdrückt. Der rechte Fuß dieses armen Teufels läuft in Greifenklauen, der linke in einen Pferdefuß aus³⁾.

Dieser glockentragende Teufel ist sicherlich Thörr mit dem Kessel auf dem Haupte oder der deutsche Donar, den die christliche Vorstellung vom Teufel so oft im Hintergrunde hat. Das Christenthum setzte also an die Stelle des Kessels auf dem Haupte des Donnergottes die St. Theoduls-Glocke, die nun unter allen Glocken die wundersamste Kraft ausübt gegen Donner- und Hagelwetter, das nach Vorstellung der Alten Donar oder Thörr zu erregen pflegte.

¹⁾ Auf den Thalern von Sitten erscheint auch hinter dem hl. Bischofe ein glockentragender Teufel in den Lüften.

²⁾ Auch in der liechtensteinischen Gemeinde Triesnerberg, deren Bewohner in einem Spruchbriefe vom 30. Sept. 1516 unter Rudolf V., Grafen von Sulz, Walliser genannt sind, findet sich das Bildnis des hl. Theodul ebenfalls vor, ein Beweis, wie allgemein und zähe das walse-rische Volkselement an dem erwählten Kirchenpatrone festhält.

³⁾ Merkwürdig ist auch, dass die Gemeinde Triesen alljährlich noch am 16. August, am Festtage des hl. Rochus wie auch des hl. Theodul, mit Procession in die Triesnerberger Pfarrkirche wandert, die aber später als die Masêscher Kapelle gebaut wurde, deren Baujahr nicht bekannt ist. S. Bergmann, Walsen, S. 100 f.

Wann man die Glock anziehen thut
 Und gaht nach ihrem Willen,
 Dass man si lut mit reinem Muth,
 Das Wetter thut sich stillen;
 Gar grusamlich sicht mans in Lufften schyben (hageln).
 Die Glock thut es vertriben,
 Mit ihrem Ton so rych,
 Uf Erd ist nit ihr Gelych.

(Vernaleken, S. 315.)

Die Sage erwähnt noch einer Begegnung des Teufels mit St. Joder. Der Teufel hatte den heiligen Mann einmal auf den Rücken geladen und wollte ihn über einen See tragen. Als der Schwarze mit seiner Last in die Mitte des Sees gekommen war, so rief er: „Jöderle, b'seg'n di', oder i' wüf ab“; Jöderle aber entgegnete: „Ich habe mich am Morgen schon geseget“.

Wenn obiger Vergleich des glockentragenden Teufels mit dem kesseltragenden Donnergotte nicht zu gewagt ist, so könnte man versucht sein, auch zwischen dieser Sage und dem Thôrr-Mythus eine Analogie aufzustellen. Wie einst Thôrr den Örvandill über die weiten winterlichen Eisströme trägt, so hier der Teufel den Bischof durch den See.

VIII. H e x e n .

„Das Christenthum“, sagt Grimm, Myth. I, 997, „hat den Begriff zauberübender Weiber als heidnischen nicht bloß bei den Römern und Griechen, sondern auch bei den Celten und Germanen vorgefunden, aber vielfach verändert; Vorstellungen der Ketzer und was man diesen zur Last legte, mischte sich darunter, und aus allem zusammen muss die Zauberei erklärt werden. Bis auf die jüngste Zeit ist im ganzen Hexenwesen offenbarer Zusammenhang mit den Opfern und der Geisterwelt der alten Deutschen

zu erkennen. Die Hexen (S. 1007) gehören zum Gefolge ehemaliger Göttinnen, die von ihrem Stuhl gestürzt, aus gütigen, angebeteten Wesen in feindliche, gefürchtete verwandelt, unstet bei nächtlicher Weile umirren und statt der alten feierlichen Umzüge nur heimliche Zusammenkünfte mit ihren Anhängern unterhalten“. Erst spät drängte sich statt der ehemaligen Göttinnen der durch das Christenthum verbreitete Begriff des Teufels in die Gesellschaft der Hexen. Wie ehemals die Frauen im Geleite der Göttin Holda, so holt jetzt der Teufel die Weiber ab und trägt sie über Berg und Thal (Elsensohn, S. 20)¹).

1.

Hexen in Elsterngestalt.

(Beiträge z. d. Myth., S. 79 f.)

In Balzers geht das Märchen: Da war einmal ein armer Mann, der hatte einen reichen Bruder, von dem er aber nichts erhielt, so dass er Betteln gehen musste. Einmal übernachtete er in einer einsamen Hütte; da kamen wohl bei hundert Agersta (Elstern) in die Hütte geflogen, und das waren Hexen (was die kleine Märchenerzählerin Laura hartnäckig behauptet), die fiengen ein Gespräch an und erzählten sich allerlei Neuigkeiten; unter anderem sagte eine, es sei die Königstochter krank, eine andere bemerkte dazu, der hilft kein Doctor, außer er lege ihr ein „Ilgablatt“ auf die Schläfe. Der arme Mann fasste das in ein Ohr, und als die Hexen fortgeflogen waren, schritt er eilends der Königsburg zu und bot dort als Arzt seine Dienste an. Man gewährte ihm, die Cur vorzunehmen, und sie gelang, des Königs Mägdlein genas vollkommen, und reich beschenkt gieng der Wunderdoctor von dannen.

¹) [Ueber das Hexenwesen in Vorarlberg und Liechtenstein vgl. man Dr. F. J. Vonbun, Beiträge, S. 79 ff.; Dr. F. W. Lorinser, Gedenkblätter, S. 19 ff.; P. Kaiser, Geschichte des Fürstenthums Liechtenstein, S. 393 ff.; Robert Byr, Hexenprocesse in Bregenz (in den »Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung« XV, 215—226).]

Als sein Bruder das hörte, gieng er auch nach Hof und wollte als Arzt figurieren, wurde aber schnöde abgewiesen.

„Den Zauberinnen steht Vogelgestalt, Federkleid, namentlich das der Gans zu Gebot“ (Grimm II, 997). In unserem Märchen ist es die Agersta = Aglaster, Elster, in die sich die Hexe wandelte. Jedenfalls sind diese Hexen in Elsterngestalt keineswegs teuflische Zauberweiber, sondern Schicksal verkündende weise Frauen oder Priesterinnen.

2.

Die Hexe als Melcherin.

(Mündlich. Schruns.)

Vor Jähr und Tag išt im Vergalda a Senni gsī, und so oft sie am Abed ga melka gganga-n-išt, hāt sie d' Stallthür hindersa zuegschlagā und vom schlechtešta Kūehle de grōst Emer voll Milk gmolka, dass all Alplūt nūt anders gmēnt heien, a's sie kūnn hexna. Jetzt amāl gāht en Alpmēster und sēt: „Ei, senni, sāgmer, wia milkšt du dīne Kūeh?“ Aber d' Senni will z'eršt net ussa met der Sprāch, und nu', wil er gār net nāhgīt z' tribiliera, so sēt sie: „Wenn d' die schönst Kueh drā wāge wett, so will der zāga, wia-n-i' mīne Kūeh milk“. „Es sei a Wārt“, gīt ara der Alpmēster zer Antwort, „lueg diasell schō, brū Kueh dōrt uf 'em Rē dom, sie hāt a prāchtige Singeßa-n-ā und schritet ştolz den andera fōrūs — dia wāg i' drā“. Öber das sēt d' Senni: „So will i' sie melka“. Der Alpmēster will z'wēg und will d' Kueh zum Melka vom Rē ahahola, aber d' Senni sēt: „Das brūcht si' alls net, läß dī Kueh dom“, und schlacht vier Zāpfa i d' Stallwand und fācht ā melka a dena Zāpfa, und āh gelt! es kunnt us 'em Holz Milk grunna i vier fingersdicka Brūnnele, dass mā net gnue Schiff und Gschier i der Deihja hāt ūfbrācht. Nāch und nāch sēt aber d' Melkere: „Jetzt sōtt mā hōra melka, es künnt sos Bluet kō“; „macht nūt“, sēt der Alpmēster, „milk du zue“, und d' Senni milkt und milkt, und richtig rinnt nāch und nāch Bluet fōr Milk us

de Zäpfa, und öber 'na Wile trölet die schö, brü Kueh müstöd aha vom Rê.

Vgl. mit diesem Märchen die Ueberlieferung der Edda von der Kuh Audhumbla und den aus ihrem Euter fließenden vier gewaltigen Milchströmen, die Ymer Nahrung gaben.

3.

Die Hexe verdirbt die Milch.

(Mündlich. Schruns.)

Im Gauerthale im Montavon hauste in einer Alphütte eine Hexe, welche die Milch im Sennkessel behexte, so dass sie nicht „scheiden“, d. i. gerinnen wollte und überhaupt unbrauchbar wurde. Einmal schüttete die Sennerin solch behexte Milch am grünen Stäfel aus; die Milch war ganz roth, und der Platz des Stäfels, wo sie ausgeleert wurde, wollte drei Jahre nicht mehr grünen.

4.

Gegenmittel.

(Beiträge z. d. Myth., S. 81 ff.)

Der Mensch ist nicht wehrlos der Gewalt des Zaubers anheimgegeben, es gibt Schutzmittel gegen den Zauber der Hexen.

a) In eine Alphütte im Gauerthale wollte die Milch nicht scheiden. Da sagte die Sennerin erbot: „Wart', dir (der Hexe) will ich schon unter den Hintern feuern!“ Sie legte nun ein Eisen (ich glaube einen „Küechlispiss“) ins Feuer, und siehe, als einmal der Spiss glühendroth war, trat in dem überhängenden Sennkessel rasch die Scheidung ein, und das Wunderbare an der Sache war, dass unverhältnismäßig viel „Bolma“ (Zieger) ausgeschieden wurde, so dass die Sennerin nicht nur alle ihre „Kässger“ (Käsenäpfe mit Löchern) füllte, sondern aus der Nachbarhütte noch Schiff und G'schirr entlehnen musste.

b) Und einmal zog ein Liechtensteiner zu Schån den Butterkübel, aber unmöglich wollte es schmalzen. Da gieng der Mann und steckte zwei glühende eiserne Bundhaken in den Butterkübel, und alsbald gab es Schmalz in Hülle und Fülle. Es dauerte nicht lange, so kam zu dem Manne ein Nachbarsweib, die ihn um etwas Rahm anbettelte; sie habe sich nämlich vorhin beide Hände verbrannt, und sie möchte mit dem Rahm den Brand löschen. Der Mann aber, nicht faul, jagte sie zur Thüre hinaus. — Die Nachbarin war eine Hexe.

Es wurde erwähnt, dass ein Messer, in die Wand des Schlafgemaches gesteckt, gegen den Schrättilg schütze und ein Feuerstahl gegen die Gewalt des Doggi sichere. Stahl und Eisen brechen überhaupt die Gewalt der Elbe. Einer warf Stahl zwischen die Elbin und den Berg, wodurch sie verhindert wurde hineinzugehen. — Stahl und Eisen ist aber auch Schutzmittel gegen Hexen, wodurch die Verwandtschaft mancher Hexen mit Elben wahrscheinlich wird.

c) Ein andersmal, ich weiß nicht wo, zog auch ein Mann den Butterkübel, und es wollte ihm auf keine Weise scheiden. Er gieng zum Hêr (Geistlicher, Pfarrer) und klagte seine Noth; der Hêr gab ihm den Rath, durch den Kübel zu schießen, aber das Gewehr wohl tief am Kübel anzusetzen. Der Mann that, wie ihm gesagt wurde, und schoss durch den Kübel. Am selbigen Tage gab es im Dorfe eine weibliche Leiche, und als der Schütze zufällig dem Hêr begegnete, hob dieser bedeutsam den Zeigfinger gegen ihn auf, ohne ein Wort zu sagen; der Schütze wusste aber schon, woran er war: er mochte das Gewehr etwas zu hoch an den Kübel gesetzt und die Hexe, die in demselben war, statt durch die Füße, wie es Meinung des Geistlichen gewesen, durch den Oberleib getroffen und erschossen haben.

Wie nach uraltem Glauben Elbe, zumal Lichtelbe, auf Menschen gefährliche Pfeile abschossen, so werden nun umgekehrt der Elben Stellvertreterinnen, die Hexen, von Menschen durch gut gezielten Schuss getödtet. Es tritt hier der schon beim Schrättilg berührte Fall ein, dass die Menschen im Laufe der Zeit und bei dem unaufhaltsamen Zurücktreten des Heiden-

thums der alten Götter und elbischen Wesen Macht und Gewalt frech an sich rissen und gegen letztere selbst kehrten.

d) Auf eine ganz sonderbare Weise wurde einmal eine besorgte Hausfrau einer Hexe ledig. Diese Hausfrau hatte eine Schar Hennen, die täglich Eier legten und damit ihrer Meisterin große Freude machten. Auf einmal geschah es aber, dass die Hausmutter keines „gotzigen“ Eies mehr ansichtig wurde, und doch mussten die Hennen gelegt haben, weil sie täglich „gatzgeten“. In bitterem Verdruss ergriff dann einmal die Mutter eine gatzgende Henne und warf sie in den Ofen hinein; kaum hatte sie 's gethan, so stand a Wibli in 'ra verbrennta Juppa neben ihr in der Küche, das sich dann eilig davon machte. Das Wibli war eine Hexe, und von der Zeit an haben die Hennen der Frau nicht mehr „verlegt“.

e) In Balzers zog eine Frau den Butterkübel, aber es wollte nicht scheiden; ihr Mann saß daneben am Tisch, nahm zufällig einen Strohalm und störte im Docht des Kerzenlichtes, das vor ihm stand; da trat plötzlich die Scheidung ein, und des andern Tages kam die Tochter der Nachbarsfrau und bat um etwas Butter für ihre Mutter, letztere habe sich nämlich gestern den Finger verbrannt. — Die Nachbarin war eine Hexe.

f) Wenn man einem Thier durch schwarze Kunst die Milch entzieht, so soll man Milch von dem verhexten Thiere in Weihwasser mischen und aufs Feuer stellen. Das wird die Hexe brennen im Magen; denn auch die Milch wird ihr daselbst erwar-men. Sollte die Hitze das Glas sprengen, so hat auch der Hexe letztes Stündlein geschlagen.

5.

W i n d s b r ä u t e .

a) Es heuete einmal ein Montavoner in der Nähe der Alpe Zamang. Auf Zamang ist ein im ganzen Thale berühmter Hexenplatz; derselbe ist rund und mit schwarzem Moose bekleidet, und daselbst haben oftmals Hexen lustig getanzt. Besonders waren es Hexen aus dem Elsass, die hieher gefahren

kamen, um auf dieser gefeiten Stätte zu tanzen. Als nun eben nahe dieser Stelle der Montavoner heuete, kam die „Windsbrüt“ und wirbelte ihm das dürre Heu weg; der Heuer erbot warf seinen Stilêt in die Windsbrüt, die sich nun alsbald legte. Am nächsten Herbste gieng der Montavoner „ins Elsiss“ auf den Krautschnitt, und dort kam er einmal in ein Haus, in welchem er im Tischwinkel seinen Stilêt stecken sah; auf sein Befragen, wie denn dieser Stilêt nach Elsass und gerade in diesen Tischwinkel gekommen sei, gab ihm der Hauseigenthümer zur Antwort, dieser Stilêt sei im vorigen Sommer seiner Tochter im Montavon ins Knie geworfen worden. (Mündlich. Schruns.)

b) [Als eines Nachmittags während der Heuernte im Schröcker Älepe eine Familie auf der Wiese eifrigst damit beschäftigt war, dürr gewordenes, zum Einbringen geeignetes Heu in die Scheune zu schaffen, drohte auf einmal wie nicht selten im Hochsommer an heißen Tagen ein Gewitter. Es erhob sich ein plötzlicher Wind, der sich in unmittelbarster Nähe unserer Leute zu einem Wirbel gestaltete, in einen Haufen dürres Heu fuhr und dasselbe vor den Augen der Heuer hoch in die Lüfte emporwirbelte. Die munteren Arbeitsleute sahen dem gerade nicht seltenen Schauspiel mit um so lebhafterem Interesse zu, als sie wahrzunehmen glaubten, es befinde sich inmitten der durch die Windhose in die Lüfte geführten Heuwolke irgend ein dichter, ihnen jedoch nicht erkennbarer fremder Körper, eine Erscheinung, die sie vergebens zu enträthseln versuchten.

Da zog einer der jungen Bursche halb im Ernst, halb im Scherz das Messer aus seinem Besteck, welches er der örtlichen Tracht und Gewohnheit gemäß in der an der linken Seite seines Beinkleides hiezu angebrachten Tasche trug, und schleuderte es der allen etwas geheimnisvoll erscheinenden Heuwolke entgegen hoch in die Lüfte. Wie erstaunt waren sie jedoch, als das Messer nicht zur Erde zurückfiel und ungeachtet vielen Suchens auf den Grasstoppeln nicht gefunden werden konnte, während der Wirbelwind rasch vorübergieng und sonst nichts Bemerkenswerthes sich ereignete!

Im nächsten Frühjahre zog wie gewöhnlich ein Trupp arbeitskräftiger Jünglinge als Steinhauer, Maurer und Handlanger nach der „welschen Schweiz“ oder dem an dieselbe grenzenden Theile Frankreichs auf Verdienst aus. Nicht mehr weit vom Orte ihrer Bestimmung kehrten sie eines Tages, um sich für die Weiterreise zu stärken, in einem Wirtshause ein. Hier nun gewahrte der vorjährige Messerwerfer, welcher sich unter der Reisegesellschaft befand, offen auf dem Fenstersims liegend, ein Messer, das er wegen der eigenthümlichen, an solchen Stiletten nicht gewöhnlichen Form sofort als das seinige erkannte, welches er im vorigen Sommer in den aufsteigenden Heuwirbel geworfen hatte. Ueberrascht, es hier zu finden, nahm er es in die Hand, um sich zu überzeugen, ob er sich wohl nicht getäuscht habe. Noch während er in dieser Besichtigung begriffen war, kam der Wirt in die Gaststube. Das Messer in der Hand des jungen Mannes erblickend, trat er auf letzteren zu mit der Frage, ob er vielleicht dies Messer kenne. Der junge Tannberger, von einer beunruhigenden dunkeln Ahnung beschlichen, verneinte dies und entgegnete, er habe es nur wegen der Ungewöhnlichkeit der Form und Ausstattung betrachtet und nachsehen wollen, ob er nicht das in dasselbe eingeprägte Wappen (Marke des Messerschmiedes) erkennen könne. Darauf entgegnete der Wirt, er hätte mit dem Eigenthümer dieses Instrumentes noch „ein ernstes Wort zu sprechen“, wenn er einmal Gelegenheit finden sollte, denselben kennen zu lernen, und fuhr dann fort: „Dieses Messer hat im vorigen Sommer meine Tochter mit nach Hause gebracht. Sie war auf die „freie Kunst“ ausgefahren; da ward ihr dies Messer in den „hohlen Leib“ geworfen. Sie wurde davon so schwer getroffen, dass sie nur noch das väterliche Haus zu erreichen und ihr Unglück kurz mitzuthemen vermochte, worauf sie ihr junges Leben lassen musste. Das Messer habe ich auf das Fenstergesims gelegt, damit vielleicht einer der vielen hier Durchreisenden bei der Einkehr es erkenne und sich als Eigenthümer und damit zugleich als Mörder meiner Tochter verrathe“.

Selbstverständlich gelüstete es jetzt den Bauarbeiter vom Schröcker Älpele erst recht nicht, das Messer als sein Eigenthum

in Anspruch zu nehmen; er hatte nunmehr aber Aufklärung über jenen dunkeln Punkt in dem von der Windsbraut emporgetragenen Heubüschel und über das Abhandenkommen seines Besteckmessers erhalten.]¹⁾

Grimm sagt (I, 599): „Die Windsbraut ist ein Wirbelwind, bei dem unsere Mythologie die höchsten Götter ins Spiel bringt“. Jedenfalls ist zu beachten, dass der Stilét (oder der Messer-Schnitzer) auch in den Sagen von den Zügen des Nachtvolkes oder Wuotan-Heeres wiederkehrt. (Siehe oben I, 17a.)

6.

Die Hexe will Donnerwetter machen.

(Vernaleken, S. 151.)

In Kappelefeld zu Lustenau war vor langer Zeit eine böse Hexe. Sie wollte einmal in der Gegend, wo das Muttergottes-Kapelle (Kapellchen) steht, ein großes Donnerwetter heraufbeschwören. Mit ihrer Teufels- und Hexenkunst wär's ihr auch beinahe gelungen. Das Wetter hatte sich schon zusammengezogen, so schwarz, dass, wenn's losgebrochen wäre, gewiss alle Feldsaaten in Grund und Boden hineingeschlagen worden wären.

¹⁾ Mitgetheilt von Herrn F. J. Gaßner. — Die oben mitgetheilte Sage von der Windsbraut auf Zamang wurde von Prof. Chr. Hauser aus dem Munde eines St. Gallenkirchers mit einigen Abweichungen von der Darstellung Vonbuns vernommen und von ihm im »Boten für Tirol und Vorarlberg« v. J. 1889, Nr. 36 wieder erzählt. Sie ähnelt nun sehr der Sage vom Schröcker Äpele. Nur die Einleitung lautet anders. Der Montavoner hatte sich aus einem Theil seines Heues mittelst eines Seils ein Bündel geschnürt und schwang dasselbe auf den Kopf, um es in den nahen Stadel zu tragen. Ein plötzlicher Wirbelwind drehte den Träger mit dem Bündel im Kreise herum und drohte, es ihm zu entreißen. Der Mann wehrte sich kräftig, er wurde aber von der Windsbraut etwas vom Boden gehoben und sah sich endlich genöthigt, die Heubürde fahren zu lassen. Er warf seinen Schnitzer nach dem Bündel in die Höhe. Da fiel das Seil herunter, aber Heu und Schnitzer waren verloren. Im Herbst gieng der Montavoner auf den Krautschnitt ins »Niederland«. In einem Wirtshause fand er am Balken der Decke, dem sog. »Durchzug« sein Messer stecken u. s. w. wie in der Sage vom Schröcker Äpele.

Doch zur rechten Zeit fangen die zwei geweihten Glöckle im Muttergotteskappele von selber zu läuten an. Jetzt ist's mit der Hexe ausgewesen und ihrer ganzen Kunst. „Das Wetter hat sich verzogen“, sagte nachher die Hexe, „weil mir zwei Hündle zu früh gebellt haben“. Unter diesen „zwei Hündle“ verstand sie die zwei Glöckchen in der Kapelle, deren Tönen das dortige Landvolk noch immer eine eigene Kraft zuschreibt gegenüber von „bösen Wettern“ und gegen Schaden in Haus, Hag und Feld.

Ueber Wettermachen vgl. Grimm, Myth. II, 1026. — Ebenso vgl. Grimm, Myth. II, 1040. „In das höchste Alterthum hinauf aller Völker beinahe reicht das zauberhafte Hagelmachen und Saatverderben. Wie von gütigen Göttern Gedeihen der Früchte ausgeht, wie von den Mähnen ihrer Rosse luftreitende Valkyrien heilsamen Thau auf das Gefilde niedertriefen lassen, so trachten bösertige, zauberübende Wesen darnach, alles, was grün ist, zu vernichten“. — Ueber den Widerwillen der Hexen gegen Glocken vgl. Grimm, Myth. II, 1039.

7.

Der Fremdler aus Au.

(Elsensohn, S. 21.)

A Fründlar išt wägo dem guoto Eaßo bin ar Hexo i dor Košt bleobo. Die hat amaul gseit, itz well's um vu dahoam seaho lau, was ar well. ar söll's blöß seigo. Do hat ar gseit, itz môn a Moargo um viere mät ar seaho, was sin Minsch dahoam dtät. So söll ar nu' thu, hat d' Hâx gseit. Und am Moandorâds hat 's o ghâbo dor' a Loch i dor Stubendthûor ussiluogo. Ear luogot und sioht richtig sinno Schatz im blößigo Himb am Rûohrkübol ştau und dtrîbo wi verruckt. Ear heat nu Tag und Stund gmerkt, und am Hêbşt, wil ar dahoam zu ihr uffo Strich išt, hat ar de gaunzo Hergang arzelt. D' Mátol išt verroathot und hat gseit, d' Sach si nûd ohne; vil- und vil-maul schu hei's im Himb grûohrt. Winn ma z' Nâht şpât as

Bett kumm, so si ma moargo um viere no' fäl. Gego 's Fül-sinn abor si 's Früro guod. Winn as oas rèht frür, dinn dink ma liobor as Schaffo a's as Schlauffo, und grad wägo deam si's, winn's aluo gsin si, im Himb a d' Arbot ggango.

Also durch ein Loch der Stubenthür (wohl ein Astloch sieht der Fremdler die komische Situation seiner Herzliebsten. — „Das Volk schreibt den Elben die Astlöcher im Holz zu und glaubt, dass sie selbst hindurchkriechen“. Grimm, Myth. I, 430. Durch ein Astloch reicht der Knabe der Fenkin den Schweinzahn, S. 46. Durch ein Astloch kriecht das Doggi in die Kammer, S. 77.

8.

Die Anna-Alpe.

(Elsensohn, S. 22.)

Die größten drei Alpen in der Au, der Seckol, die Annaalpe und der First gehörten einem Vater. Beim Theilen über-vortheilte die Anna ihre beiden Schwestern, und seit dieser Zeit kommen alle Hexen beim Annaalper Strackli zusammen. Alle Hündinnen¹⁾, die den Säuen den Speck und den Kühen den Nutzen wegnehmen, sind beim Vollmonde dort beieinander. Ein gewisser Kützler aus der Au hat im Elsass gewoben und war in einem Hause, wo man kein Stück Vieh und doch Milch genug hatte. Der gute Kützler beobachtete das Weib und bemerkte, dass die Hündin bloß den Abwaschfetzen molk. Es grauste ihm, und er mochte keine Milch mehr. Später kam es noch ärger. An einem rauhen Tage sagte das Weib: „Heut schneit es auf der Annalp“. „Kennst du die Annalp?“ fragte der Kützler. „Ja, und das Strackli auch“, sagte die Hexe. Jetzt hatte unser Freund in der Fremde genug. Er mochte das gute Quartier sammt der Milch nicht mehr und zog von Herzen gern in ein schlechteres.

¹⁾ Eine Hexe nennt das Volk auch Hündin.

Dem weiblichen Hexennamen Strackli begegnet man auch anderwärts. Vgl. Sträggele in der Schweiz.

So verschieden die Gestalt der Hexen und ihrer buhlenden Teufel ist, so verschieden auch ihr Name. Ich schöpfe aus der ziemlich umfangreichen Sammlung von Hexenacten aus dem Anfange des XVII. Jh. (1609) im Vorarlberger Museum zu Bregenz folgende Eigennamen: „Jooß, Federhans, Federandres, Trüeßli (die Hexe Trahan), Tappi, Bueberli (die Hexe Weibli), Cäſperli (die Hexe Weibli), Scheiterle (die Hexe Griss), Mossi, Mossus, Elzenbock, Lucifer (die Hexe Iny) u. s. f. — Die Deminutiva: Wibli, Bueberli, Cäſperli, Scheiterle, Trüeßli, Tappi sind keine Namen, welche auf den Teufel oder schmutzige Hexen passen; diese kosende Deminutivform weist ihnen vielmehr einen Platz unter den Hausgeistern an. Die federgeschmückten Hans und Andres gehören auch nicht der Sippe der Teufel, sondern der alten Elbe an.

9.

Die Hexe reitet umgekehrt auf einer Kuh.

(Elsensohn, S. 24.)

Auf der von Bezau nach Andelsbuch führenden Straße hat man oft schon zur Nachtzeit eine Hexe umgekehrt auf einer Kuh reiten gesehen.

Laut den erwähnten vorarlbergischen Hexenacten ritt der Teufel bei der Ausfahrt zu nächtlichen Festen auf einem Bock oder hohem Ross, ihm zur Seite die Hexe auf einem Kalb, einer Geiß, einer Sau, einer Katze. — Es fällt auf, dass all die Thiere, in die sich Teufel und Hexe wandeln oder deren sie sich bei ihren nächtlichen Ausfahrten bedienen, hohen Göttern heilig waren. Das Ross ist Wuotans, der Bock Donars heiliges Thier, die rothe Sau ist wohl Frôs goldborstiger Eber, Kühe waren vor der Nerthus Wagen, und Katzen zogen das Gespann der liebreizenden Frouwa.

10.

Der Hexentanz auf Winterstauden.

(Elsensohn, S. 23.)

Ein im innern Bregenzerwalde bekannter Hexenplatz ist die von Bezau ungefähr drei Stunden entfernte nach Osten gelegene Winterstauden. Ihre höchste Spitze hat, von der Ferne gesehen, Aehnlichkeit mit der halben Sichel des Mondes. Auf dieser Höhe sollen die Hexen in gewissen Nächten ihre Zusammenkünfte halten, allerlei ungebürliche Tänze aufführen, jauchzen, essen und trinken.

11.

Hexenplatz in der Wildkirche.

(Elsensohn, S. 24.)

Ungefähr in der ersten Hälfte von Kanisfluh, einem weitwendigen, majestätischen Felsengebirge, das an seiner Nordseite gegen das Dorf Schnepfau eine steile vom Fuße bis zur höchsten Höhe reichende Felsenwand mit wenigen Absätzen bildet, sieht man auf einem Absatz einen sehr hohen Kegel emporragen, der die Gestalt eines Zuckerhutes hat. Das Volk nennt ihn Wild-Hexen oder auch Geisterkirche. Es sollen in gewissen Nächten, besonders an den Vorabenden großer Feste die Hexen auf Besenstielen hinaufreiten und im Innern dieses Kegels ihre Zusammenkünfte und Tänze abhalten und dabei einen so gewaltigen Lärm machen, dass ihn die Leute in dem etwa eine halbe Stunde entfernten Dorfe Schnepfau hören können.

Was die Oertlichkeit betrifft, so fahren die Hexen an lauter Plätze, wo vor alters Gericht gehalten wurde oder heilige Opfer geschahen. Meistens aber werden Berge als Ort ihrer Zusammenkunft bezeichnet oder die höchsten Punkte der Gegend.

Außer der Winterstauden und der Wildkirche im Bregenzerwalde werden als Hauptorte, zu denen die Hexen mit ihren Buhlen die Ausfahrt hielten, von den Hexenacten im Vor-

arlberger Unterlande genannt: das Ellermoos, auf der Karte von Blasius Huber „Dellenmoos“ geschrieben, südlich von Bildstein; das Wolfurter Feld, Emserreute, „zur Embsim Schlosse“, am Flozbach bei Schwarzach; Stieglingen, d. i. das heutige Haselstauden; St. Gallus-Stein, eine terrassenförmige Erhöhung unter dem uralten Grenzslosse Babenwoll bei Bregenz; endlich das Kloster St. Anna bei Bregenz.

Im Oberlande ist der Zamangerberg im Montavon ein berühmter Hexenplatz. Oberhalb Bürs am Eingang ins Brandnerthal liegt ein gewaltiges, viereckiges Dolomit-Stück, der „Hexenstein“ genannt. Auf demselben haben ehemals Hexen getanzt; man sieht noch Fußspuren.

In Liechtenstein waren die besuchtesten Orte: Lavadina, das Balznerried, hinter dem Gulmen und auf dem Hahnenpiel, auf dem Guggerboden und zu der Linden auf dem Platz zu Vaduz.

Die Zeit der Ausfahrt war meistens die Mitternacht und zwar um Fastnacht und Pfingsten oder an den Festtagen des hl. Gallus, Johannes und Jacobus (wahrscheinlich die Tage großer heidnischer Feste, der Frühlingsfeier, Maifeuer, Sunwentfeuer, Herbstfeier).

Die Hexen fuhren auf einem Besenstiel mit den Worten: „Oben hinaus und nirgends an“ zum Kamin hinaus; oder die Hexe strich eine Salbe an ihren Fuß, nahm einen Stecken zwischen die Füße und sagte „hui aus und an!“ und dann ist es gegangen; oder sie setzte sich auf einen Stuhl, rief „hui!“ und es gieng auch.

Der Hexentanz war so „hurtig und geschwind“, dass es schlechterdings unmöglich war, die Mittanzenden zu erkennen. Dabei wurde kein Wort gesprochen, denn „wann eins im Tanze rede, so müsse es zu Boden fallen“.

Nach dem Tanze oder auch vor demselben geht's zum Mahle. Aufgetragen wird allerlei: gesottenes und gebratenes Fleisch, aber kein Brot noch Salz dazu, oder Brätis und Küeclin, aber kein Brot und kein Wein. Die Mahlzeit sättigt nicht und nährt nicht: „Sie haben vermeint, sie

essen Fleisch und trinken Wein, es sei aber so lind hinabgegangen, dass es ihnen keine Kraft gegeben — es sei alles gewesen wie Luft*. Den ältesten Nachrichten zufolge war bei der Zusammenkunft der Zauberinnen die Hauptsache kochen, welches in einem gemeinsamen großen Kessel geschah. Diese Versammlungen hätten keinen Sinn gehabt, würde nur gewöhnliche Speise dabei gekocht worden sein, es musste ihnen also etwas anderes zugrunde gelegen, das Kochen hier wie bei den Opfermahlzeiten ein heiliges Geschäft gewesen sein. Die gekochten Gegenstände aber waren neben Pferdefleisch (unser Brätis) das heilige, allen nothwendige und unentbehrliche Salz, um dessen Quellen einst die Deutschen unter sich blutige Kriege führten. Da auch Christen Kraft und Nothwendigkeit des Salzes anerkannten, so begreift es sich, wie nun umgekehrt den teuflischen Hexenversammlungen das wohlthätige Salz abgesprochen werden konnte, denn der Hexenküche und den teuflischen Mahlzeiten fehlt gerade das Salz. Ebenso lässt man ihnen das gleich nothwendige Brot abgehen.

IX. Vergletscherung.

Vernaleken sagt (S. 1): Der Mythos von einem goldenen Zeitalter in den Alpen und über die allmähliche Verwilderung derselben ist der Alpenwelt eigenthümlich.

„Manche vormals blumige Alpe hat das Andenken grauser Vergletscherung aufbewahrt, die plötzlich hereingebrochen. Damals, in jenen bessern Tagen, war noch überall auf den Alpen fruchtbare Weide, und ewiges Eis bedeckte noch nicht den schönsten Theil derselben. Damals waren die jetzt so häufig vorkommenden Giftpflanzen, das Eisenhütchen und andere dem Vieh gesund, dem Menschen nicht schädlich. Damals fraßen die Kühe ohne Schaden die giftige Wolfsmilch, welche einige Alpen beinahe ganz überzieht, und gaben desto mehr Milch. Dreimal des Tages

wurden sie gemolken. Allein die Laster der Menschen machten den Zorn des Himmels rege, und das ewige Eis der Gletscher überzog zur Strafe den grünen Teppich des Alpenrasens“.

Der Damülser klagt nun mit melancholischem Witze: „Wir wohnen sieben Stunden hinter Gotterbarm, und der Ort heißt Elend“. In alter Zeit aber war es ganz anders; das Klima war mild und der Boden fruchtbar; als Belege diene eine vor nicht gar langer Zeit abgebrochene Dreschtenne, während jetzt nicht einmal mehr in den niedern, nun bewohnten Höfen oder Heimaten Gerste oder irgend eine andere Kornart gedeihen will. Ja die Sage geht vielseitig, dass selbst am hohen Trista über Uga Weinreben gepflanzt gewesen seien, während nun eine rauhe Alpe denselben umgibt. In der Bergalp heißt es an einer Stelle „bim Würtshûs“, wo ein Wirtshaus gestanden haben soll, von dem man noch Ueberbleibsel sieht. Allenthalben im Lande wurde ehemals weit in das Hochgebirg hinauf Getreide gebaut. Damals hat jeder Kornhalm drei, vier und noch mehr Aehren getragen und zwar so volle, dass sie bis auf den Boden hiengen. Damals hat man freilich von einer Theurung nichts gewusst, und Leute und Vögel hatten genug zu essen und zu picken. Aber die Menschen sind mit der schönen Gabe Gottes nicht ordentlich umgegangen; da streute ein Knecht mit Aehrenbüscheln dem Vieh, dort fachte eine Magd damit ein Feuer an, und Drescher und Müller verschütteten und verzetteten die Körner starweise. Das Gebaren ist dem guten Vater im Himmel nachgerade zu arg geworden; er gieng und machte, dass von derselben Zeit ein jeder Halm eine einzige Aehre trägt. Und seither ist Theurung in das Land gekommen und sind Kornschulden angewachsen.

Auf dem Widderstein [2531 m] und der Zimper Spitze [2640 m] lagen noch vor nicht langer Zeit zugehauene Balken, die Trümmer von Heubargen oder, wie einige wollen, Stücke der Arche Noahs.

In jener großartigen Fernerwelt, wo aus dem Eismeere die Felsengräte: der Piz Buin [3327 m], die Hennebergerspitzen und die Strohfetzenspitze aufstarren und sichtbar werden, herrschte in alter Zeit reges Leben; man zeigt nicht weit vom Zeinisjoch

bei Wirl die Mauern und Gewölbe eines großen Wirtshauses, von den Engadinern erbaut, wo früher große Viehmärkte gehalten wurden, die man später nach Tirano in Veltlin verlegte.

1.

Säntis.

(Eisensohn, S. 18.)

Wenn man von dem nordöstlich von Bezau gelegenen Vorsäß Sonderdach seinen Blick nach Südwesten wendet, so sieht man in weiter Ferne einen auch im Hochsommer mit Schnee bedeckten Berg, den das Volk Aldênalpe nennt. Es ist aber in Wirklichkeit der große Säntis in der Schweiz. Ueber die Entstehung dieser einst mit den fruchtbarsten Kräutern bewachsenen, jetzt aber mit ewigem Schnee bedeckten Alpe geht im Munde des Bregenzerwälder Volkes folgende Sage. Vor Zeiten war diese Alpe gras- und kräuterreich wie keine zweite. Die Kühe gaben doppelt soviel Milch als auf andern Alpen. Dieser übergroße Segen machte aber die Besitzer derselben übermüthig, hart und gottlos. Sie lebten in Saus und Braus, verschwendeten die Gaben Gottes und waren dabei gegen die Armen hart- und lieblos. Als unser Herrgott lange genug die Klagen der Armen über dieses Thun und Treiben angehört hatte, wollte er sich in eigener Person von ihrem Frevelmüthe überzeugen und sodann mit ihnen zu Gerichte sitzen. Er nahm daher die Kleidung und Gestalt eines Bettlers an, trat in die Sennhütte und bat flehentlich um ein Almosen. Die übermüthigen Knechte ließen sich von ihm das Näpfchen, das er mit sich trug, geben, entfernten sich, füllten es unten mit Kuhmist an, legten oben eine Schichte Schmalz darauf und gaben das so gefüllte Geschirr dem vermeintlichen Bettler zurück. Dieser nahm es mit strenger Miene und sprach beim Weggehen die Worte:

„Aldê, Aldê (adieu)

Di' sieh i' nimma mëh“.

Kaum war der Bettler aus der Hütte weg, so zog ein schwarzes Gewitter heran; es fieng derart zu schneien an, dass weder Men-

schen noch Thiere sich flüchten konnten, sondern auf eine elende Weise umkamen. Seit dieser Zeit liegt jahraus jahrein tiefer Schnee auf jener Alpe.

2.

Kamor¹⁾.

(Vernaleken, S. 58.)

Christus, unser Herr, kam einmal als Pilger in Gestalt eines alten Bettelmännchens auf den Berg Kamór. Zu der Zeit aber, als dies geschah, war der Berg noch schön grün und bewohnt. Er kam dorthin, die Menschen und ihre Frömmigkeit zu prüfen. Er gieng von Haus zu Haus, allein er bekam nirgend eine Gabe. Zuletzt betrat er das Haus eines bejahrten Ehepaars, welches ihm statt Schmalz (Butter) Kuhdreck in sein hingehaltenes Kübelchen warf. Zur Strafe für diesen Spott verwünschte der Herr die ganze Alp. Und plötzlich ward sie sammt Menschen und Vieh auf ewige Zeiten mit Schnee bedeckt. Andere sagen, Christus habe nur in einem Hause, dem letzten, in welchem er bettelte, eine Gabe erhalten. Es waren dort zwei alte Leute, Mann und Weib, und obgleich selbst sehr arm, theilten sie ihm doch etwas von ihrem Wenigen mit. Dafür ist denn auch das Paar gerettet worden beim allgemeinen Untergang, und selbst die Stelle, auf der ihr Häuschen stand, bleibt bis zum heutigen Tage ohne Schnee.

3.

Mauren.

(Mündlich. Schruns.)

Mauren, eine Parcellen von Tschagguns im Montavon, ist jetzt eine weitgedehnte, unwirtliche, nur theilweise überwachsene

¹⁾ Von den älteren Leuten des Dorfes Lustenau wird dieser Berg, der ein gegen den Rhein hin sich vorstreckender hoher Zweig des Säntis im Appenzellerlande ist, Kummerberg genannt. Auch der ganze Säntisstock, der längere Zeit weiß ist, wird oft so genannt.

Schutthalde mit einem halben Dutzend ärmlicher Bauernhütten, war aber vor undenklicher Zeit ein prächtiggrüner Wiesenplan mit Haus und Hof und Eigenthum eines einzigen Bauers. Der Bauer lebte mit seiner Hausfrau auf dem schönen Anwesen wie ein Graf. Er trieb auch erheblichen Weinhandel und zog allherbstlich mit einem mächtigen Trieb stattlicher Saumrosse über das Schlappiner Joch ins Welschland auf Einkauf. Er war es gewöhnt, allemal bei seiner Rückkehr der Frau einen „Krom“ mitzubringen. Es war einmal wieder der Herbst da, und als der Bauer wieder gen Welschland auszog, fragte er beim Abschiede sein Ehegemahel, was für einen Krom er diesmal mitbringen solle, und sie sagte: „Hunger“, um einmal recht mit Appetit zu essen. Als nach Wochen der Weinhändler wiederkehrte, fand er sein herrliches Gut von einem Muhrbruche gänzlich zugedeckt. Während seiner Abwesenheit war nämlich hoch oben im Gweiljoch eine Rüfi losgebrochen, die verheerend niederfuhr und die ganze Mauren mit Haus und Hof, mit Wies und Weide überschüttete. Die Bäurin rettete mit genauer Noth nur das nackte Leben und war genöthigt, um Gotteswillen in einer Nachbarhütte sich einzuthun. Dasselbst wurde ihr von den armen Leuten die Kost derart zugemessen, dass sie von einer Mahlzeit zur andern Hunger hatte.

4.

S c e s a p l a n a¹⁾.

(Mündlich. Bludenz.)

Der Glötscher ob Brand dom, der hütigtags net amál im hoha Summer sîn Winterschuôpa mêh ablêt, is̄t vor Zíta-n-a prächtige Alp̄ gsî, brüahmt im ganza Ländle. Ménge schwere

¹⁾ Vom Lünser See steigt man die Felsen zur Scesa plana oder dem Brandner Ferner empor; sie erreicht die Höhe von 9600 Wiener Fuß [2963 m] und ist einer der höchsten Punkte in jener mächtigen Gebirgskette, welche vom Vermont-Gebirge im Südosten Vorarlbergs unter dem Namen Rhätikon als Scheidewall zwischen dem Prätigäu (in Graubünden) und dem Illthale nordwestlich bis zum Falknis und zur Guscha-Alpe unweit des St. Luciensteiges hinzieht, wo sie sich steil

Kueh hät gwâdat am Stâfel, und ménga Zentner Molka hät ma jáhrli' am Herbšt i d's Thâl ahagsômat. Dâ hät frile noch niemat vermuethat, dass amâl die schô grüa Wâd und der grâsig Stâfel in an Ishemt schlüfa müeß, und dass 's dôrt im hoha Summer net lützemâl bischa werd, wo der Hirt im lieba Sunnaschî schöne Stückle hät dudlat. Aber es gît An ob de Sterna, dem ist nût z'rund uf der Welt, und der ist amâl a's Bettler gwandlat uf Erda und i dia Alp kô, vò der i' verzell. A Kùbile i der Hand und a Kâpple undar 'am Arm ist er gganga vò Hütta z' Hütta um a bitzle Schmalz i d's Kùbile der Gottswilla: aber d' Alplût hond a Herz ghatt wie Stâ und dem arma Mäundle nût ggê a's Uwârt; „Scherr di', du Spéngler, und dâ hät der Zimmermä 's Loch gmacht“. A sennere hät gâr noch d's Gspött mit em triba; sie nûmt em d's Kùbile us der Hand, wie wenn sie wett Schmalz holla, hät em 's aber mit Dâscha gfüllt und obna-n-ûf schô ârdele mit Schmalz éba gstricha, dass er 's êbba net merk; aber der Bettler hàts frile gmerkt, er sêt zwâr nût, nûmt der Sennere sî Kùbile us der Hand und wûrft ara an vil-sâgiga Blick zue. Drûf gâht er vor die lešt Hütta und heuschat noch amâl a bitzle Schmalz um úser lieba Fraua willa. An Hirt und a Sennere hond i der Hütta ghûsat und d's Molka versârgat und 'em Vâh abgwartat schô vil Sümmer; zwâr hät's bi bêda-n im Hâr schô a bitzle gwintarat, aber a Herz hond bêde in Lîb trâga wie die lieb Stund. Sie hâßan das ârm Mäundle fründle i d' Stuba kô, stellen z' essa-n-und z' trinka-n-ûf: Milk, Butter und Kâs, wie 's halt uf da-n-Alpa der Brûch ist, und mahan em Kurzwil bim Essa mit Schwâtza. D's Mäundle ô' net fûl, isst und trinkt und lát si' net hâßa und verzellt, was em vorig in ara Hütta bigegnet sei. Wo d' sennere das hört, se gâht sie gnôth und wâscht d's Kùbile ús und füllt's mit Schmalz gschochnatvoll. Nâ 'em Essa nûmt d's Mäundle sî

ins Rheinthal hinabsenkt. Den Vordergrund der Seesa plana bilden jene großen Eisfelder, welche sich zum Brandnerthale hinabneigen und schon von der Poststraße im Walgau aus deutlich gesehen werden. Diese imposante Eissur nun ist es, von der obiges Märchen erzählt, dass sie einst eine lustig grüne Alpe gewesen.

Kübile z' Handa, ştäht uf und hebt de Zägfinger i d' Höhe und sët mit bedütsama Warta: „Wil das Volk uf der Alp dâ d' Bettler verachtet und verşpottat, so würd d' Strâf Gottes brecha, und verfluacht würd dia Alp sî uf êbige Zita; ke Würzle würd mêh trîba am Stâfel, ke Plätzle mêh grüana uf êbig, drum, iahr gueta Lütle, flühan, wil 's Zit işt“. So hât d's Männdle gsêt, und ânarmâl iş es verschwunda gsî. Der Hirt und d' Sennere ştünen ânander â und sâgan zëmna: „Das işt a himmlische Schickig“, und züglan mit Hab und Fährnes furt zem grôşta Gşpött vø den andera-n- Alplûta. Net lang dernâ' hât's a brannkôhlaschwarze Nacht ggê, und vø der Alp hêr hât ma's im Thâl hun öberpfêchtig ghört tôsa, a's wenn der Welt der Fada wett ûsgøh, und am Marga, wo d' Lût im Thâl luega wend, ob êbba-n-a Rûöfe gganga sei, işt d' Alp bim Bitza işschneit gsî (und das işt gsî um Jacobi um), und wia d's Männdle hât gsêt, ke Würzle hât sider mêh trîba wella, ke Plätzle mêh grüana. Diasèll Sennere, dia dem Bettler sî Kübile mit Dâscha hât gfüllt, wattat z' Nacht im Schnê umma a's Gâşt und húnat; aber die andera zwâ Lütle us der leşta Hütta hond a pâr Jahr noch fromm und guetmâ mitanand glebt und mit der Zit a rûöbiges Plätzle uf 'em Heilig-Krüz gfunda.

Siehe Ovids schöne Erzählung von der Einkehr Jupiters und Mercur's bei Philemon und Baucis und vergleiche überhaupt die Wanderungen einzelner, zweier oder dreier Götter durch die Welt zur Prüfung des Menschengeschlechtes, zur Bestrafung wahrgenommener Frevel. — Eine auffallend ähnliche Sage geht auch vom Glärnisch im Cantone Glarus: siehe die schöne Erzählung: 'S Vrenelis Gärtle oder Verwandlung des Glärnisch, in Nr. 14 der illustrierten Zeitung für die Jugend. Leipzig, 1847.

X. Mythische Thiere.

Die Thiere, die frei und fessellos herumschweifend, Bewusstsein des Lebens zeigen, die an Kraft dem Menschen gleich, an andern Eigenschaften ihm gar überlegen sind, sich ihm innig anschließen und durch die Pflege, welche er ihnen weilt, theuer werden, genossen bei unsern heidnischen Vorfahren eines ausgedehnten und wichtigen Cultus, welchem folgende Hauptursachen zugrunde liegen. Die Thiere standen in der menschlich gedachten Götter Dienst, oder die Götter hatten einst sich in eine Thiergestalt verwandelt, wodurch alle Thiere derselben Gattung fortan höherer Ehre genossen. Eine geringere Art der Verehrung gewisser Thiere mag in der Lehre von der Seelenwanderung begründet sein, von der wir in unserm Alterthum unzweideutige Spuren antreffen: in der als Strafe erfolgenden Versetzung des Menschengestes aus der edlern Menschen- in die unedlere Thierform. Dabei ist natürlich an einen eigentlichen Cultus nicht mehr zu denken, sondern nur an rücksichtsvollere, mit einer Art von frommer Scheu durchdrungene Behandlung der Thiere¹⁾.

In Vorarlberg sind es vornehmlich folgende Thiere, denen der Bauer seine besondere Aufmerksamkeit widmet, von denen er noch alte Märchen und Sagen zu erzählen weiß, an die er mancherlei Aberglauben knüpft und vor denen er eine gewisse Achtung oder Scheu trägt, was auf deren uralte Heiligkeit hinweist.

Wuotans heiligem Thiere, dem weißen Rosse, begegnen wir in Sage A I, 1.

In einem Lande, dessen Reichthum zum großen Theile in Viehzucht besteht, genießt das Thier, welches seit dem Anfange aller menschlichen Geschichte mehr als jedes andere zur Erleichterung und Verbesserung des Löses seines Herrn dadurch beigetragen hat, dass es demselben im eigentlichsten Wortsinne

¹⁾ Wolf, S. 90.

alles, was es besaß, zur Verfügung stellte, natürlicherweise der größten Aufmerksamkeit, Sorgfalt und Pflege. Der Bauer kennt daher nichts Theureres als seine Kuh, mit der er sich freundlich unterredet und die er wie den Menschen mit festem Namen ruft, z. B. Alte, Grische, Höttschla u. s. f. Wie die Mähnen der Pferde schmückte man im Heidenthume die Hörner der Kühe mit Gold. Noch heute ziert der Alpenhirt die Hörner der Hér- und Meisterkuh mit Bändern und Blumen. Sehr bedeutsam tritt in unserer Sage die schwarze Kuh auf. S. A III, 26 d, e.

Eber und Bock waren heilige Opferthiere, der Eber dem Frô, Böcke und Ziegen dem Donar gewidmet. Unsere Sage erwähnt des Schweins A III, 26a und bringt die Ziege in Verbindung mit Donars jüngerem Stellvertreter, dem Teufel und der Sippe der Bütze und Geister.

Der Hund hockt als Hüter und Wächter auf geisterhaften Schatzkisten. S. A V, 1a, 2 [6]. Er war aber bei den Alten nicht opferbar. Trotz seiner Treue und Klugheit liegt etwas Unedles und Unreines in ihm, weshalb mit seinem Namen gescholten wird. Unsere Volkssage lässt daher auch die Seele des Verräthers von Bregenz zur Strafe in einen schwarzen Hund (Klûshund) fahren. S. A IV, 15.

Von den drei der alten Thierfabel wesentlichen Thieren: Bär, Wolf und Fuchs meldet die Sage A X, 18.

In der Katze, Frouwas heiligem Thiere, waltet eine geheimnisvolle Kraft. S. A X, 1. Eine Katzenschar schleppt dem Nachtvolke Wein den Berg hinauf. S. A I, 12, was das Gespann der liebreizenden Göttin ins Gedächtnis ruft, die ja auch auf einem mit zwei Katzen bespannten Wagen fährt. In die Katze wandelt sich der Schrättlig. S. A III, 20, und in Katzengestalt tritt der Alpbütz auf A III, 25b.

Unter den Vögeln stehen die alten Götterboten Rabe, Storch und Schwalbe jetzt noch in Ehr' und Ansehen.

Ein willkommener Gast ist der Kuckuck als Frühlingskunder und Weissager.

Habergeiß, Eule und Elster sind Unglücksvögel.

An das Merzafüllli (Specht), Rothkehlchen und den Zeisig knüpft sich mancherlei Glaube und Meinung.

Vom Zaunkönig und Kreuzvogel gehen anmuthige Märchen und Legenden. S. u. Nr. 15 u. 16.

Viel Redens macht man von den Schlangen, besonders einer kleinern Gattung, den Nattern.

„Schlangen scheinen durch die Schönheit ihrer Form, die Gefahr ihres Bisses vor den andern Thieren Scheu und Ehrfurcht zu gebieten; eine Menge Sagen erzählt von Vertauschung der Gestalt zwischen Menschen und Schlangen: hierin liegt fast untrügliches Zeichen des Cultus. Wesen, die aus menschlicher in thierische Bildung übergegangen sind und den Umständen nach in jene zurückkehren können, ist das Heidenthum heilig zu halten geneigt“¹⁾.

Im Bregenzerwalde erscheint eine verwünschte Königstochter in Gestalt einer gekrönten Schlange (S. u. Nr. 2b) und ein reicher Ritter von Wolfurt in Gestalt einer goldenen Schlange. (S. A IV, 13.)

Schlangen sitzen einsam in Gewölben und Wäldern auf eisernen Kisten und hüten die darin eingeschlossenen Schätze, sie kommen aber auch zu Kindern in Haus oder Stall, saufen Milch mit ihnen aus der Schüssel und tragen Goldkronen. S. u. Nr. 4, 5.

Diese reiche Hauptzier lassen sie öfters als Lohn und Dank für die genossene Gastfreundschaft zurück.

Sie finden sich auch in Scharen ein mit einer Königin, die sitzt gekrönt in der Mitte und ist meistens weiß; steigt sie ins Bad, legt sie am Ufer des Brunnens oder Weihers ihr Diadem ab. Wer solch eine Schlangenkronen trägt, ist steinreich, aber sehr schwer hält es, einer habhaft zu werden. Lässt man Schlangen ruhig gewähren, so bringen sie dem Hause Glück und Segen; misshandelt man sie, so ziehen sie ab, um nicht wieder zu kom-

¹⁾ Grimm, Myth., 648.

men, und mit ihrem Verschwinden geht eine glückliche Zeit, ein goldenes Zeitalter zu Grabe. S. Nr. 4 u. Nr. 2 u. 3; 5. Aber nicht immer hat der Sterbliche Gewalt über sie, mancher, der freventlich auf ihren Untergang sann, hat mit dem Leben gebüßt. (S. u. Nr. 8.) Gegen böse Schlangen schützt die Wünschelruthe, die aus der dem obersten der Götter geheiligten Haselstaude gebrochen wird. (S. u. Nr. 6 u. 7.)

Der geflügelten Schlange, dem Drachen, erliegt der gewöhnliche Mensch, aber geheimnisvolle Gnomen bezwingen sie. S. u. Nr. 10 u. 11.

An der Kröte haftet hierzulande noch mancher Aberglaube. S. Bemerkung zu A V, 3. Sie ist ausnahmsweise auch Schatzhüterin. S. die zuletzt erwähnte Sage. In ihrer Gestalt erscheint das schwangere Fenkenweibchen. S. A II, 5.

Das alte Zauberthier, die Eidechse, die in Hexenprocessen als von Hexen geboren vorkommt, hat in unserer Sage nichts Böses und Teuffisches an sich, sondern erscheint im Gegentheile als unschuldiges, mildthätiges Reptil. S. u. Nr. 13 u. 14.

Von dem einstigen Käfercultus ergeben sich noch dunkle Spuren in dem Hirsch- und Goldkäfer. [Den stattlichen horntragenden Schröter nennt man in Vorarlberg Krampfkäfer, und seine Hörner werden nach Art eines Amulets gegen Krampf um den Hals getragen. Beiträge, S. 116.]

1.

Die schwarze Katze.

(Mündlich. Raggäl.)

Amäl gäid on Mâ z' Nacht bim Môschi im Lasanka-Tobel über d' Brügga und siehd uf 'ma Bruggachopf a chôhlschwarze Chatz hecka. „Wärt, Mauz“, jied der Mâ bei em sêlb, „dir will ich i d's Tobel âhizönda!“ und gid ara en Streich mit dem Stäcka, dass 's chlepfht hed. Aber d' Chatz hed ši' uf 'em Pfošta ned ergräut. Dâ fasset der Mâ i der Tâibe noch amäl und z'leşt zum drittamäl en Streich und schlâhd schier us

ganza Lîbschräfte uf d' Chatz zue. Aber d' Mauz hed şî' âu' ned om das Schwärz vam Nagel biwegt, îşt aber größer und albîs größer wôrda und hed de Mâ met fûriga-n-Auga-n-âglâret, a's wenn ş' em i d's Gsicht şpringa wott. Dâ îşt dem Mâ en Grûsa chô, und er îşt de gnôtha Wêg heimatzue gşpronga und sît derzèlla Zît nia mêh rächt muşper gsê.

Thórr soll in seinen Wettkämpfen bei den Riesen auch eine schwarze Kätze vom Boden wegheben; allein er kann ihr nur ein Hinterbein lüpfen. Da erbebten die Riesen, denn sie war das verzauberte Weltmeer, das dabei bereits über die Erde herein zu fluten drohte. Rochholz, S. 248.

2.

K r o n s c h l a n g e n .

(Mündlich. Frastanz.)

a) Das Matta-Bäbele gieng einmal über einen einsamen Feldweg und gewahrte unweit des Weges etwas glänzen. Bäbele trat näher hinzu, und da sah es zwölf braune Schlangen im Grase im Kreise liegen und sich behaglich sonnen. In der Mitte dieses Ringes brauner Schlangen saß eine weiße, die hielt ihren Hals zierlich und kerzengerade in die Höhe und trug auf dem Haupte ein güldenes Krönchen, das weithin leuchtenden Glanz warf.

b) Von der Alpe Schadauna erzählen die Alpknächte, dass man auf einer Steinplatte eine schöne Natter mit einer Goldkrone auf dem Kopfe gesehen habe. Die Natter habe einen Ring gebildet, um den eine Menge anderer Nattern zum Schutz ihrer Königin strahlenförmig lagen. Sie sei eine verwünschte Königstochter gewesen. Wer es zustande gebracht hätte, ihr das goldene Krönlein wegzunehmen, der würde sie erlöst haben und selbst steinreich geworden sein. (Elsensohn, S. 31.)

3.

Schlangenkönigin und Krondieb.

(Mündlich. Feldkirch.)

a) Amál gáht an Mâ am a Weiher şpaziera und sieht uf ama Stoa an ísis Kıştle, und er gáht und hebt hofeli' d's Lid úf, wil es en wunderet, was i dem ísena Kıştle sei, und dà findt er a schós goldis Krónele drí. Er lueget und ştúnt und will den Oga z'erşt net recht traua, nách und nách aber nûmt er 's Krónele zart i d' Hand, lueget um, ob en niamet sähe, und lauft drúf úf und dervô — laufşt d' net, so gilt 's net. Aber das Krónele hat anara Schlangakünige ghórt, dia èbba-n-amál i dá Weiher ga bada kô, und vor sie i d's Wasser íşť gganga, 's Krónele i das Kıştle glét hat, dass 's net nass wear. Grad um diasèll Zít, wo der Mâ 's Krónele gřfunda-n-und gştolla hat, íşť sie im Weiher im Bad gşí. Wia sie aber ná' ama Wile us 'em Bad kunnt und im Kıştle halt ke Krónele mēh findt, lát sie en lauta Pfiff, und drúf sind vıl hundert schnēwíße Schlanga fúrakô und wia Pfil dem Króneleschelm náhgşossa. Sie hätten en bald erwüschť, er íşť aber noch so gşchíd und verwúřť 's Krónele und kunnt de Schlanga-n-ab; diasèlla sind umkēhřť und hond der Künige 's Krónele wēder z' Handa gşťellt.

Das náhştmál gáht's aber der Króneleschelm a bitzle gşchídler â: er lát si' am Weiher a Húttle baua met sібafachan-Isawänd und ama klína Fenşterle und passet drí, bis d' Schlanga wíder kô íşť und vor 'em Bad 's Krónele i d's Kıştle glét hat. Drúf dúslet er woalle fúra, nûmt 's Krónele i sí ísis Húttle und ríglet zue. D' Schlanga muēß aber das Ding gmerkt hâ; wo sie as 'em Bad íşť kô, íşť sie wia bsèssa ufs Húttle lósgşossa, und sechs Wänd hat sie ígşossa: êřť bi der sібata hat sie si' de Kopf verschmetteret, und der Mâ íşť fúřť albis zem Krónele kô und ştoaríeh gşí.

b) Zu Schnűfis erzähľt man von „Odern“ (Nattern), die goldene Krónchen auf dem Kopfe haben. Ein Hirtenbube soll einst ein ganzes Nest voll solcher Nattern entdeckt haben. Von weitem fiel ihm besonders ein Krónchen ins Auge, das wie

Diamanten funkelte. Die Nattern lagen gerade so übereinander, dass sie ihn nicht bemerkten. Er schleicht näher heran, um das Krönchen der Königin zu erhaschen, und sieht, wie diese zu einem Brunnen sich begibt und vor dem Trinken das Krönchen ablegt. Im Nu erhascht er die prächtige Krone und macht sich schnell auf und davon, den Berg hinunter nach Schnüfis zu. Als er schon weit unten war, bemerkt die Natter, dass ihre Krone fehlt, und pfeilschnell schießt sie dem Buben nach. Es wäre ihm übel gegangen, wenn er nicht schnell die Krone geworfen hätte und davongerannt wäre. So wenig als der Schnüfiser Bub hat sonst jemand ein „goldis Krönele“ erwischt. Die Nattern dürfen es nicht zurücklassen, sie wehren sich auf Tod und Leben¹⁾. (Vernaleken, S. 241f.)

4.

Die Schlange schenkt eine Krone.

(Mündlich. Nüziders.)

a) Es išt amál a Meiggi gsî,
 A gár a lieblis, fründlis Kind,
 Ze dem išt oft a Schlange kô
 A guldis Krönle uf 'em Grind.

Und 's Meiggi hât das glanzig Thier
 Guet unter sine Obsicht gnô
 Und allemál um M'rendzît um
 Milk us 'em Nápfla schláppla glô.

Mi Meiggi trüiht, mi Meiggi wachst,
 Will Meigga, nümma Meiggi sî
 Und išt, es dürt a kurze Zît,
 A propre, wâhi Gšpûsa gsî.

¹⁾ Vgl. Vernaleken, Nr. 167—179. Zingerle, Nr. 405. Grohmann, S. 219 bis 224. — Um einer solchen Schlangenkronen habhaft zu werden, sei es gerathen, ein geweihtes Kelehtüchlein darauf zu decken.

Derr Hôhstigttag išt zuehagruckt
 und d' Kilka gniglat volla Lüt,
 Mi Brütpâr kneulet am Altâr,
 Derwil der Hêr es zémmagît.

Und wia der Knopf išt gmahat gsî,
 Išt zem Altâr a Schlanga kô,
 Hât vor der Gspûsa a's en Krôm
 A guldîs Krônle nîderglô.

b) Im Walserthale erschien einst im Stalle, während man die Kühe molk, eine Natter. Alle erschrakten, jedoch zeigte sich dieselbe sehr gutmüthig. Sie kehrte von Zeit zu Zeit wieder, und man gab ihr Milch zu trinken. Dies veranlasste sie öfter wiederzukehren, und sie wurde sehr vertraut. Dann aber blieb sie längere Zeit aus. Endlich zeigte sie sich wieder, als das Mädchen vor dem Stalle mit dem Kinde spielte; sie legte demselben eine Krone in den Schoß, gleichsam zum Danke. Seit der Zeit kam sie nicht mehr. (Vernaleken, S. 247.)

5.

Die Schlange und das Büblein.

(Mündlich. Nüziders.)

Noch i der alta gueta Zit
 Hât's allerwärtig Schlanga ggê
 A guldîs Krônle uf 'em Kopf,
 Sos wîß am ganza Lib wia Schnê.

Uf Wis und Feld, i Hûs und Stall
 Išt so a Schlanga sêlza gsî,
 Ma hât drum èba gwisst und globt,
 Sie bringe Glück und Sêga drî.

Amâl išt aber vor 'ma Hûs
 A hêrsches Bûrabüeble ghockt,

Hät us 'ma Näpfe Kuehmilk gschöpft,
Mit Eierschnittelê ìbrockt.

Und wia-n-es schöpft und wia-n-es isst,
Se schlicht a Krönleschlanga hër
Und sitzt derzue und haltet met,
So vil, a's wenn sie glada wâr.

Doch wo afâha 's Bueble merkt,
Es sîf sin Gašt nu' Milk allê,
Se schlacht 's em 's Krönle ab 'em Kopf
Und sêt: „Du kâst ô' Bröckle nêh“.

Und sîder find'št, gang wo de wett,
Im ganza Land vo Hûs ze Hûs,
Ke wîße Krönleschlanga mêh,
Und met dem Glück saçht 's gschmogner ûs.

6.

Die Schlange und die Muttergottes.

(Mündlich. Nüziders.)

Es hät das heilig Jesuskind
Im Gütschle mäl a Schlâfle thue,
Und d' Mueter, dia dernebet sitzt,
Schaut ştilvergnüegt sim Schnûffa zue.

Drûf sêt sie lîs: „I' gôh gnôth z' Wald,
Mî Kind, derwîl verwach mer net,
I' bring der, bis de muşper wûršt,
A Krättele volla-n-Erbêr met“.

Sie macht si' z'wèg und kunnt in Wald
Und findt dõrt Erdbêr hër und hî,
Doch wia sie nâ' 'ma Trüble langt,
So îšt an Atra drunder gsî.

Die arem Frau erdatrat z'êrşt.
 Zwâr wâß sie bald en gueta Râth,
 Sie bricht a Haselştëckle âb
 Und fitzat d' Atra, bis sie gâht.

Drûf bêrnat sie a Wile noch
 Und lauft, a's hätt sie Fûr im Schueh,
 Wo 's Krättle èhavoll ist gsî,
 Dem heil'ga Wiehnächtkindle zue.

Und sîder ist, es fêhlt si' net,
 A bsundre Kraft i d' Hasla kô:
 A Haselştëckle i der Hand
 Kâßt vor an Atra sicher gôh.

Und dass i' 's Bûeble net vergiss:
 Wia d' Mueter hêmatkunnt i's Hûs,
 Se-n-ist es justament erwacht
 Und ştreckt si Aermle geg'ra-n-ûs.

7.

Die Muttergottes unter der Haselstaude.

Im Bregenzerwalde erzâhlt man: Als einst ein großes Donnerwetter wûthete und der Blitz an allen Ecken und Enden einschlug, war die Muttergottes mit dem Jesuskinde auf der Flucht nach Aegypten mitten auf freiem Felde. In der Angst und Besorgnis um den Liebling ihres Herzens nahm sie die Zuflucht unter eine Haselstaude. Hier blieb sie von dem rings um sie tobenden Elemente verschont. Seit dieser Zeit steht die Haselstaude unter dem besonderen Schutze der Muttergottes, und um vom Blitze verschont zu bleiben, braucht man sich nur unter eine Haselstaude zu stellen. (Elsensohn, S. 36 f.)

Den Inbegriff von Heil und Segen, die Erfüllung aller Gaben drückten die alten Deutschen mit dem einzigen Worte Wunsch aus (Grimm, Myth., S. 126) und nannten den zauberhaften Stab. durch dessen Hilfe man in den Besitz des Ge-

wünschten kam, Wünschelruth. Gewöhnlich brach man sie aus einer Haselstaude. Lange suchte das Heidenthum, gegen das aufblühende Christenthum Geltung zu behaupten, wie dieses zahlreiche Volkssagen beweisen, in welchen noch heidnisches Element an christliches sich anlehnt. So suchte denn auch das Volk, seinen althergebrachten Glauben an die haselne Wünschelruth sich dadurch zu wahren, dass es ihn durch christliche Legenden motivierte. Diese Mischung von Heidnischem mit Christlichem zeichnet sehr prägnant der Aberglaube, dass ein Haselstöckchen (Wuotans Ruth) mit einem Zweige vom Holunderbaume (dem Baume der Hulda, Holda) in ein Kreuz (das Symbol des Christenthums) geformt, vor dem Einflusse des Wuetas, d. i. des Wüthenheeres schütze. — In dem Palmbusche, den man am Palmsonntag vom Priester weihen lässt, um ihn im Sommer bei nahendem Ungewitter anzuzünden und dadurch Schaden von Haus und Hof abzuwenden, dürfen Haselzweige nicht fehlen. — Gegen das „Schwina“, d. i. Schwinden, Abmagern eines Gliedes (z. B. infolge von Lähmung), ist ein gutes Mittel neuerlei Holz vor Tages Anbruch abgeschnitten, in ein Säckchen gebunden und als Amulet getragen; da ist es nun wieder das Holz der Haselstaude, das in diesem Amulete, soll anders die Wirkung erzielt werden, nimmermehr fehlen darf. — Wenn eine Haselruth mit ihrer Spitze sich zur Erde neigt, so zeigt das einen daselbst verborgenen Schatz an.

8.

Der Natternbanner.

(Mündlich. Schruus.)

Vor alta Zita hät's im Vergalda ùghùr vil Atra ggê, und Lüt und Vâh hät vil von 'na z' lida ghatt, und ma hätt nüt liebers gwüsch, a's der Pläg abz'kô. Uf êmal kunnt dua nâßes a frönds ùbikannts Männle i dia Alp, und wo das vo dena-n- Atra hört, se frâget's, ob ke wiße drunder sei; und wo d' Alplüt sägen, sie heien nia a Münsterle von ara wißa gsaha, so set's: „Jâ denn will i' ni schö dervohelfa“. Es macht druf

mitta-n-uf 'em Stafel a Fürle â und brodlet nâbes en Spruch hër, und dà kunnt wûrkli' wâhr us alla Lõcher und unter alla Stê fõher an õberpfächtigs Wësa-n- Atra, dia schüßen alle dem Fûrle zue und verbrinnen drî. Uf êmal aber hõrt ma vò der Hõhe hër en lûta, gelliga Pfiff, dass 's em dur' Mark und Bê gâht, und der Atrabanner schreit: „Jetzt is 's ûs met mer“, und im sèlla-n- Ogablick hât a wîße Schlanga das frõnd ûbikannt Mândle dur'- und dur'gshossa. Uf 'em Plätzle, wo d's Fûrle hât brunna, is̄t ke gotzigs Stifle Gras mêh gwachsa¹⁾.

9.

Der Drache im See Sonderdach.

(Elsensohn, S. 28 f.)

In dem ungefähr eine Stunde von Bezau nordöstlich gelegenen Bergsee des Vorsäßes Sonderdach soll ein scheußlicher, ungeheurer Drache hausen²⁾. Die Tiefe dieses Sees sei nicht zu ergründen. Als einmal Knechte es versuchten und schon einige Knäuel Zwirn, an dem ein Stein gebunden war, hinabgelassen hatten, ertöntem aus dem Wasser herauf die Worte³⁾:

Ergründ'st du mich,
Verschluck ich dich.

Seit dieser Zeit wurde kein Versuch mehr, den See zu messen, angestellt. Wenn sich aber der Drache, von dem die Bewohner von Bezau eine furchtbare Angst haben, einmal rührt und mit dem Schweife um sich schlägt, dann wird er leicht den Damm des Sees durchstoßen, das Wasser des Sees aber wird sammt dem Ungeheuer unter furchtbarem Tosen und Brausen

¹⁾ Ganz dieselbe Sage Elsensohn, S. 30 von der Alpe Schadauna; ebenso Alpenburg, Nr. 165 und 270, nur dass in der letzteren Sage der Natternbanner nicht ums Leben kam. Die deutschen Sagen von Grimm, Nr. 247.

²⁾ In vielen Sagen kommen Drachen in Seen vor. Vgl. Zingerle, Nr. 157, 158, 159, 161, 164 und Alpenburg 150, 162, 215.

³⁾ Grimm, Myth., S. 564. »Ihre Tiefe zu messen leiden die Seen nicht«. Grohmann, S. 249—251. Rochholz I, 8 und 22.

in das Thal herabstürzen und das ganze schöne Dorf Bezau überschwemmen und verheeren¹⁾).

Simrock, Myth., S. 249. „Die Schlange, das Sinnbild des Wassers, bedeutet die feuchte, neblige Winterzeit“. Rochholz II, 12. „Alle Drachensagen spielen an Gewässer und Sumpf“. „Wenn ein Bach die Berge herunterrauscht“, sagt Schleucher, „und große Steine und Bäume mit sich führt, so pflegen die Aelpler zu sagen: Es ist ein Drach ausgefahren“. Dasselbe bei Grimm, Deutsche Sagen, Nr. 217.

10.

Der Jolerbühel.

(Elsensohn, S. 29 f.)

Am obern Ende des Dorfes Bezau erhebt sich mitten im Felde der sogenannte Jolerbühel. Ueber die Entstehung desselben wird Folgendes erzählt. Es kam einmal ein unbekannter Bettler in ein wohlhabendes Bauernhaus, das vor Zeiten an der Stelle des Hügels stand und von einem schönen Felde umgeben war, und bat den Bauer um ein Almosen. Doch dieser war geizig und hartherzig und wies dem Bettler barsch die Thüre. Da drehte sich das unbekannte Männlein noch einmal um und sagte mit drohender Miene: „Warte nur, ich werde dir etwas dafür bringen!“ Doch der Bauer ließ sich durch diese Drohung nicht einschüchtern, sondern die Worte zu einem Ohr hinein und zum andern hinaus. Kaum aber war das Männlein aus seinen Augen verschwunden, so schwärzte sich der bisher wolkenlose Himmel. Bald hörte man vom Gebirge her, aus dem sogenannten Gräbentobel, ein fürchterliches Tosen, und ehe man sich's versah, stürzte das Wasser in Strömen aus jenem Tobel herab und führte große Steine und Tannen mit sich und überschwemmte und überschüttete damit die Felder. Und mitten in

¹⁾ Ueber Verheerungen ausfahrender Drachen vgl. Zingorle, Nr. 214 f., Alpburg, Nr. 162.

den tobenden Fluten erschien auch jenes unbekannte Männlein mit einem großen Drachen¹⁾, den es an einer rothen Schnur führte, und blieb ober dem Hause des Bauern stehen. Der Drache stieß alle von dem Wasser herabgerollten Felsblöcke und Baumstämme mit seinem Schweife gegen das Haus desselben, so dass es mit Mann und Maus verschüttet wurde und dass sich darüber noch eine bedeutende Erderhöhung, ein ganzer Hügel, wie er jetzt besteht, bildete. Nachdem das Männlein auf solche Weise die an ihm verübte Lieblosigkeit gerächt hatte, führte es zur größten Verwunderung der Leute den Drachen an der rothen Schnur mitten durch das Dorf hinab, schlug dann den Weg über das Gebirg gegen Andelsbuch ein und verschwand, und keine Seele konnte erfahren, weder woher es gekommen, noch wohin es mit dem Drachen gezogen sei. Der Jolerbühel aber breitet sich mit langgestrecktem Rücken noch jetzt mitten im Felde aus als warnendes Beispiel, wie Lieblosigkeit und Geiz auch schon auf Erden bisweilen bestraft wird.

Der rothe Faden ist im Volksglauben das Symbol der Besitzergreifung und dient dazu, dienstbar und leibeigen zu machen. Vgl. Rochholz II, Nr. 470 nebst Anmerkung.

11.

Der Drache und das Venedigermännlein.

(Mündlich. Sonntag.)

Vor Zeiten hat in der Gemeinde Sonntag, im obern Walserthale, ein fürchterlicher Drache gehauset, der unter Leut und Vieh großen Schaden anrichtete. Kein Mensch wusste, wie der Plage abzukommen sei. Da kommt auf einmal ein Venedigermännlein, und das setzt sich ohne Furcht und Zagen auf das Ungethüm, reitet darauf durch das Lutztobel hinaus und schwenkt unter der Lutzbrücke lustig noch sein Hütchen, und von der Zeit an ward von dem Drachen nichts mehr gesehen.

¹⁾ Vgl. Vernalcken, Nr. 63 und Alpenburg, Nr. 215.

12.

Der Drache im Gallinatobel.

(Mündlich. Gurtis.)

Beim Nesselbrunnen im Gallinatobel liegt ein großmächtiger Stein, der sogenannte „Hêrahûs-Stê“. Er stand ehemals auf drei andern Steinen, und man konnte unter demselben bequem aus- und einkriechen. Ein Geißbub hat das oft practiziert und etlichemal blinkende Bieble und Batzen unter demselben gefunden. Des Geißlers Vater, dem das schöne Geld in die Augen stach, kroch auch einmal unter den Hêrahûsstê; aber da entstand ein fürchterliches Wetter, es donnerte und blitzte, und der Regen floss in Strömen; der Bach gieng haushoch und wälzte gewaltige Rûfmassen vor sich her, so dass der Geldsucher die höchste Zeit hatte zu fliehen. Seit jener Zeit ist die Höhlung unter dem Hêrahûsstê verschwunden. Ein fahrender „Schueler“ hat daselbst einen Schatz verborgen, und ein Drache hütet ihn; letzterer ist es auch, der jene fürchterlichen Wetter macht, die das Tobel heutzutage noch so oft durchtoben. Es geht auch die Prophezeiung, der Drache werde einst das Tobel hinausfahren bei schrecklichem „Unwetter“, dass die Umgebung (Lâz, Gampelün, Gadon) glaubt, es sei der Welt Ende gekommen. Wer dann auf der gedeckten Brücke bei Feldkirch stehen bleiben dürfe, werde steinreich werden.

13.

Die Eidechse und die Schlange.

(Mündlich. Dornbirn.)

As išt amâl a sêlogueta Mâ gsi, der 's nia übers Herz heat bringo künno, anam Thierli ebbas z' thua ôhne Ursach; bsunders gern heat er aber d' Heggoaßa ghie, und as heat em ordili' wêh thô inwendig. wenn ma so a üschuldigs Heggöäßli, wo asô

kuom Menscho a Löädle thuat, fürsätzli' gmarterat heat. Jetz amâl schlâft der Thierfründ uf 'm Feld under am dicko Bom i. Dâ kut a Schlango hêrkrocho übern Weag, siechto dâ schlâfo und will en ombringo. Sie rupft mit 'em Mûl a fûfblätterigs Klêblatt us 'em Grâs, leit em 's dôt âne, wo sis Zoacha 's Herz lit, krücht uf 'o Bom und will dôt âbarschûßo ufs Klêblatt und dem armo Mâ i die ander Welt verhealfo. Jetz düslat a Heggöaß woalle us am Böscha fûrar, nimt 's Klêblatt, leit 's danèbed uf an Stoa und springt wîder furt, so gnôth, a's sie kâ. D' Schlango kût derwil uf 'o Bom, kêhrt sie om und suecht uf 'em Mâ das grûa Blättle, merkt aber ko Zöächele, dass 's Klêblatt uf 'em Stoa und nid uf 'em Mâ lit, schûßt mit aller Gwalt drûf âbar und verschmeattrat si' schützli' de Kopf.

14.

Die Eidechse und der Helland.

(Mündlich. Vgl. Vernaloken, S. 260.)

A klîs Heggöäbli kunnt und luegt so bang,
 Wia elend úser Herr am Krúz dom hang;
 Bald krücht 's und krèblet 's uffî über d' Wând
 Und leckt das heilig Bluet vo Fûeß und Hând.

Derfür ist sîder d's Lîda Christi jetz
 Dem Thierli i sî Grippli înegsetzt:
 De Hammer, d' Nâgel, d's Krúz und Dornakrô
 Hât 's abbildt i de Beinli noch zum Löh.

Drum lass dem Göäbli sîne Schlich und Wêg
 Dur' Mûralöcher und dur' Zû und Hâg;
 Es wâr net z' schelta-n- und net z' tadla gnue,
 So anra fromma Sêl a Leidle z' thue.

15.

Z a u n k ö n i g.

(Mündlich. Schruns.)

a.

Wo z' Bethlehem Herr Jesus Christ
 Im Krippeli noch glegen ist,
 Se hät a Spinna Webba grichtt
 Dem Wiehnächtkindli grad vors Gesicht.

Maria, raß erschrocka drab,
 Wüsch mit de Hända d' Webba-n-ab,
 Sie förcht, es möcht dem lieba Sôh
 Das Gspünst noch gâr i d' Oga kô.

Doch d' Spinna fächt von neuem â
 Und zwürnet Fäda druf und drâ,
 Und vor ma nu' recht füfi zellt,
 Ist scho en andere Webba gstellt.

Z'lest ist a Vögeli noch kô,
 Hät d' Spinna gnôth in Schnabel gnô
 Und hät sie munter zémmapickt
 Und âhi i sî Kröpfli gschickt.

Und jetz ist d's Kind im Krippeli
 Vø alla Webba sicher gsî,
 Und d's Vögeli hät due zem Løh
 De Künigstitel öberkô.

Ma häbt das klî, brü Pickerli
 Drum allwil noch d's „Zükünigli“;
 Es hupft so frei dur' Stüd und Hag
 Und singt und rätschlet, was es mag.

b.

Zükünig hät amâl a Wett
 Vor Zita mit dem Adler ghatt;
 Und gwunna — 's ist z' losna wèrt,
 Ma sacht, wie Klî oft Grôßes nârrt.

Wèr witer mög bim Flug i d' Hòh,
 Hond sie anander z' wetta ggê;
 Der Adler fächt afâha-n-â
 Und lupft sî Fëcka wie en Mâ.

Der Klî due flügt em wädli' nâ'
 Und ist en noch z' erwüscha kô
 Und krücht em hêmli' i sin Pflum,
 Es wâß der Grôß ke Zâcha drum.

Und wâhrhaft majestätisch schwebt
 Und höher, allwil höher hebt
 Der Adler si' zem Fûrmament,
 Es hât ken Og en mêh erkennt.

Erst wo nem due der Himmelsglâst
 Sî Oga blendt, de Kopf er faßt
 Schõ dâ und dõrt a d' Sterna schlacht,
 Se hât er hõfle Stillstand gmacht.

Jetzt stigt der Klî flugs us 'em Pflum
 Und ruedert noch a wackers Trum
 Anandernâ' im luft'ga Mër
 Und würd bigotts! dem Adler Hër.

16.

K r e u z s c h n a b e l .

(Mündlich. Nüziders.)

Wo úser Herr und Heiland Jesus Christ
 Uf Golgatha am Krúz noch ghanget ist,
 Se hât en Vogel uf 'em Krúz si' gsetzt
 Und â de Nâgel ilig grupft und gwetzt.

Doch hêrt ist d's Isa úser Lèbtig gsî,
 Drum schlacht der Vogel ô' vergèbens dri —
 A kurze Zît nu' hât er ghackt und pickt,
 Und lueg! sin Schnabel ist schõ krümmt und bückt.

Krúzvogel¹⁾ háßt mā hütigstags ihn drum,
 Er trêt de Schnabel noch verbüect und krumm,
 Ist aber namma bleibt bi grôß und klî —
 Es fällt em halt das liebli' Gschichtli î.

Wenn schon in früher christlicher Zeit der Kreuzesbaum mit dem eddischen Weltbaum, der Himmel, Erde und Hölle verknüpft, verglichen werden konnte, so darf man wohl beim Kreuzvogel unseres Märchens an den Adler erinnern, der, ein kluger, vielwissender Vogel, auf den Aesten des Yggdrasil sitzt.

17.

Die Habergeiß.

Um Nüziders sagt man, die Habergäß sei ein Vogel mit gelbem Gefieder und der Stimme einer Geiß; derselbe werde beim Beginne der Maienzeit nur den Blicken bevorzugter Sterblichen sichtbar, und seine meckernde Stimme sei ebenso gut ein Frühlingbote als der Ruf des Kuckucks. Die mehr prosaischen Leute daselbst aber glauben nicht an diesen gelbgefiederten, frühlingkündenden Wundervogel und sagen, die Habergäß sei nicht mehr als eine ganz gewöhnliche und gemeine Nachteule²⁾. (Mündlich. Nüziders.)

Oft hört man im Bregenzerwalde in stillen Winternächten in den nächst gelegenen Wäldern Töne, die dem Meckern einer Ziege beinahe gleichen. Dieses Meckern schreibt das Volk allgemein der sogenannten Habergeiß zu. Dieses Thier ist in der Wirklichkeit nichts anderes als eine Nachteule, bubo. Dieselbe soll im ganzen die Gestalt einer Geiß (auch einer Katze), aber Pferdefüße haben. Ihr Geschrei bedeutet ein bevorstehendes Unglück, besonders den nahen Tod einer Person des Dorfes³⁾. (Elsensohn, S. 31.)

¹⁾ Vgl. Grimm, Myth., S. 1088.

²⁾ Vgl. über die Habergeiß in Baiern Schmeller II, 137. Simrock, S. 549.

³⁾ In Bürs figurirt die Habergeiß mehr als Butz, mit dem man die Kinder zu schrecken pflegt. Sie hat im ganzen die Gestalt einer Geiß, aber Pferde-

18.

Die Ameise.

(Mündlich. Schruns.) .

Herr Reineke, vom Anstand kommend, schloß in seine Höhle, fand aber in derselben einen haarigen, grauslichen Fenk liegen und grässlich schnarchen. Höchlich erschrocken ob dem unwillkommenen Hausinsassen, gieng Reineke zum Bären und bat ihn inständig, er möchte ihm doch den zottelten Kerl aus dem Hause schaffen. Meister Petz willfahrte und schritt gravitätisch der Fuchshöhle zu; als ihn aber dort der erwachende Fenk wild anschnarrte: „Flüch, oder i' friss di'“, entsank ihm gänzlich der Muth, und er trottete brummend wieder von dannen. Reineke wandte sich nun in seiner Verlegenheit an Herrn Isegrim, den Wolf, dem ergieng's aber bei der Fuchshöhle um kein Haar besser als vorhin dem Bären. Da erbarmte sich endlich noch eine rothe Ameise des rathlosen Fuchses; sie kroch unvermerkt in die Höhle, postierte sich in den krausen Haaren von des Fenken Hinterquartier und fieng an, derart zu krabbeln und zappeln, zu beißen und kneipen und mitunter auch noch einen scharfen ätzenden Saft umherzuspritzen, dass der Fenk voll des unbehaglichsten Gefühls sich allmählich hin- und herwälzte und endlich winselnd davonsprang und so Herrn Reineke die Höhle wieder räumte.

füße und ein Maul, das einer halb geöffneten »Gramla« (ital. gramola, Hanfbreche) gleicht. In Frastanz versteht man unter Habergeiß einen großen Kreißel, der, durch eine eigene Vorrichtung weggeschnellt, zur größten Belustigung der Kinder auf dem Zimmerboden sausend herumtanzt.

XI. Verschiedenes.

1.

Der Goldkappler.

(Mündlich. Nüziders.)

Es iřt amal en Schueřter gřı, der hat i siner Werkřtatt drei schöne rothbackige Opfel uf der Fenřtersimsa z' řtoh gho, und da hond denn nach und nach d' Fluga a der Stubadille den Obsgruch gmerkt und sind tschuppawis dena-n- Opfel zuegfloga. Der Schueřter brumlet z'erst zue si' selb: „Was hond denn o' dia Koga Fluga uf mina-n-Opfel z' schaffa?“ und schucht sie furt mit ama Lederlappa; aber d' Fluga sind halt na' ama Wile weder ko, ge schnägera. Z'leřt vertobt 's afaha de Schueřter, und er numt řı Lederkaple ab 'm Kopf und schlacht tichtig uf d' Opfel řhi, und wo-n-er d's Kaple weder ufpufft, sind ihra zeha mustod a den Opfel klebat. Uf das Mařterřtuck bildet si' aber min Schueřter ebba net lôtzel řı: er setzt řı Kaple schèlb uf de Kopf, řtemmt den Arm hoffärtig i d' Sita und rueft: „Bini' net en bomřtarke Kerle, honi' net zeha unter em Strach erschlaga? Wenn das unter d' Lut kunnt, heiřa! die werden luega-n-und losa“. Uf das lauft der Gudi zum a Goldschmid und gıt řı Kaple i d' Arbet, dass er em hochdutsch mit Goldbuechřtaba drufschribe: „Zehn unter einem Streich erschlagen“. Der Goldschmid lueget z'erst de Schueřter graub řı und denkt für si' selb: „Dem iřt o' d's Rädle usgloffa“, thuet aber net derglicha und versprichet, die agrumt Schrift ardele z' maha. Zer břřimta Zıt kunnt der Schueřter weder zum Goldschmid und fraget sim Kaple na', und 's iřt richtig fix und fertig gřı; er probiert 's, und es řtahet em guet, und d' Goldbuechřtaba funklen, dass es a Frod iřt. Ka ma si' řbilda, dass das Funkla und Glanza dem Herr Mařter de Kopf noch gar verdrahet; er kunnt bald uf 'e Gedanka, d's Hantwerk ufz'řtecka, Sula Sula řı z' lo und derfür i der

wita Welt si' z' zäge a's en andera Goliath. Er versumt si' nümma lang, nümte de Wäg unter d' Füëß und wanderet dur' Därfer und Städt i alla Herra Länder. Jetzamál lêt si' der Goldkáppler uf sîner Wanderig am a Bühel zuehi i d's Gras und vertschláfet. Uf 'em nämliga Bühel ist a Schloss gštanda, und der Schlossherr lueget grad zum Fenster ús, aber ganz trürig und tûsem. Es hát drum nümma i sîner 'ma Wald en Eghörn ghûset, das em d' Güeter vernüelet und scho méngs Stückle Váh hát verštócha ghô. A guet Thál Dubla hátt er dem ggê, der das Uthier baschget hátt, und ô' ménger scho hát um das âbotta Geld sî arems Leba drâ verwáget ghô. Das alls gáht halt dem gueta Herr Gráf ráß z' Herza, und drum lueget er so trürig und tûsem, wia-n-i' sâg, zum Fenster ús. Uf êmál sticht em nümma en Glanz i d' Oga, er wáß z'êrst net recht wohèr, und êrst, wia-n-er d's Fazanêdle nümte und si' d' Oga-n-úswüschet und náher lueget, so sacht er am Schlossbühel zuehi èbmer lîga mit ara schîniga Kappa uf 'em Kopf. „Wèr das sî mag?“ sêt er zue si' sèlb, nümte a Spèctive zer Hand und gügget, und dà lît richtig en Mâ am Schlossbühel zuehi im Gras und schláfet und trêt a Lèderkápplè uf 'em Kopf mit der Ufschrift: „Ihro zehne unter einem Streich erschlagen“. Der guet Gráf mênnt, das seien ihro zehne Männer gsî, und lauft gnóth de Schlossbühel aha zum Goldkáppler, kriipt en a bitz bim an Ohr, bis er verwácht, und sêt due zuenem: „Los, du ştarka Mâ, nüt für ûguet, dass i' di' weck, i' hátt der en Alîga vor-z'trága; es húset scho Jâhr und Tag i míner 'ma Wald en Eghörn, das richtet mer óberpfèchtiga Schada-n-â, thuet mer d' Güeter vernüela und d's Váh verštécha; a guet Thál Dubla honi' offermál scho wella dem gê, der das Uthier baschget hátt, und ô' ménger scho hát um das âbotta Geld sî arems Leba drâ verwáget, und das ist wáhrhaftig bidûrli'; wáreşet jetz du net der recht Mâ und künntest mer dia Plâg abnêh? A míner Erkenntligkeit sôll 's net fêhla!“ — Der Goldkáppler loset und bsinnt si' net lang und sêt: „Jâ frile, dâ Gfalla kâ der scho thue, dem Bâşti bin i' 's“. Er hánkt due en neugschliffna Sâbel um und wanderet guets Mueths dem verruefna Wald zue. und wia-n-er

zwüscha den êrsta Tanna witer marschirt, se rüschet's im Kriss, und 's Eghörn springt uf en lôs; er aber, net fül, ştellt si' gnôth hinter 'na Tanna, und 's Eghörn im volla Bisa kâ si' nümma-n-erheba und böhret si' mit sim grada şpitziga Harn a der Tanna-n-û; der Goldkâppler aber, de zogna Säbel i der Hand, fûehrt wädle en mordsmäßiga Strâch umme um d' Tanna-n-und haut dem Eghörn de Grind ab. Drûf nûmt er den abgeschlagna Kopf a's Wâhrzâcha i d's Schloss, und der guet Grâf voll Frôda macht en zum a ştêricha Mâ, bhaltt en für albis im Hûs und gît em mit der Zît net noch sî lieblichs Töchterle zem Wib.

Dieses Märchen enthält unverkennbare Züge der Siegfrieds-Sage. Der Schuster ist nicht mehr und nicht minder als ein später Epigone Siegfrieds, des Sohnes Siegmunds, aus dem auf Odin selbst zurückgehenden Geschlechte der Welisunge. Siegfrieds unbezwingbare Kraft, Schwert und Tarnkappe sind auch dem Helden unseres Märchens eigen. Das Einhorn ist der Drache (Lindwurm) der Siegfrieds-Sage und des Grafen Töchterlein, Chriemhilt, das burgundische „schöne magedîn“, wie unsere Nachtigallen sangen. — Es werde hier nebenbei bemerkt, dass auch noch einige unserer Geschlechtsnamen an die Träger der deutschen Heldensagen erinnern, als: Seifried, mundartlich Sifrid, in und um Feldkirch, an hürnen Siegfried, Hagen in Bregenz, an Hagen von Tronje; Albrich in Dornbirn, an den Zwerg Alberich, Dietrich, im ganzen Lande zerstreut, besonders aber bei den Oberwalsern (burgundischen Stammes) vorkommend, an Dietrich von Bern. Den Namen Dietrich, zumal Wolf Dietrich führten auch mehrere Glieder des ehemaligen leier- und waffenkundigen Geschlechtes der Ritter, spätern Freiherren und Grafen von Hohenems, in deren einstigem Wohnsitze bekanntlich die zwei ältesten Handschriften des Nibelungenliedes (die Hohenems-Lassbergische C und die Hohenems-Münchner A) aufgefunden wurden. Ein Dietrich von Ems erscheint auf dem Turniere zu Köln am Rhein i. J. 1079; Wolf Dietrich, Sohn des ersten Freiherrn von Ems, Marx Sittich, vermählte sich

im Jahre 1530 mit Clara von Medicis, der Schwester Papst Pius IV., und starb im Jahre 1536; Wolf Dietrich, Sohn des ersten Grafen von Ems, Jakob Hannibal, starb 1591 zu Mailand. Diese Anklänge an die deutschen Heldensagen gewinnen fast an Bedeutung, seit Fr. Zarncke in den „Beiträgen zur Erklärung und Geschichte des Nibelungenliedes“ (Leipzig, 1857) die Aufmerksamkeit auf Tirol mit den westlich und östlich angrenzenden Gebieten als die Heimat der deutschen Heldensage überhaupt, besonders aber des Nibelungenliedes mit erprobtem Geschicke und Scharfsinne gelenkt hat¹⁾.

2.

Die drei Buben.

(Mündlich. Bürs.)

Vor 'ma Hûs išt an Bierabom gštanda, der hät goldene Biera trët, und der Ätti gäht und sët zu sîm Ältesta: „Los, gang und bring dem König ô' a Müšterle von üsera Biera, ma hebt villicht an Ehr ûf dermit, denn i' hór, er söll dervô Liebhaber sî“. Der Bue gäht mit ama Krättla voll dëra Biera dem König zue und bigegnet unterwëgs bi 'ma Brünnele ama štåalta Wible, und das Wible fräget: „Wohî so nôthig und mit Verlob z' fräga, was hæšt ô' i dem Krättle?“ Und der Bue schnërzet: „Gôh thueni' ge Tripstrüll, und hõ thueni' im Kratta an — Drëck“. Drûf sët 's Wible: „So söll 's Drëck sî und bliba!“ Wia due der Bue zum König kunnt und sin Krôm ûspacka will, so išt halt 's Krättle richtig volla Drëck, und der König macht, kâšt der îbilda, ûnig große Oga-n-i das Krättle îhe und lát de Bue i der Tôbi in Keller şpëra. A Wîl drûf sët der Ätti zum Anderältesta: „Los, gang und nûm ô' a Krättle volla Biera

¹⁾ Bei dem Geschlechte der Herren von Chemenaten (denen nach J. Zingerle Albrecht von Kemenaten angehört), den Dienstmännern der gewaltigen Dynasten von Taufers in Tirol, war der Name Volker (vgl. Volker von Alzei im Nibelungenliede) häufig gebräuchlich. Zingerle weist urkundlich einen Volker III. nach. Siehe den Tirolerboten vom 11. April 1857.

und bring 's dem König und lueg, wo úser der Grôß blibe*. Der Anderältest gâht und kunnt bim Brünnele zum sèlla-n-alta Wible und gît em de nâmliga-n-Ubschâd, bringt aber derfür ô' 's Krättle volla Drèek zum König und wûrd zer Strâf im Keller dun bim Brueder iquartiert. Wîder a Wîl drûf sèt der Ätti zum Jûngsta (es sei sos a bitz en Lappe gsi): „Los, jetz muaßt halt du ô' noch z'wèg mit Biera und nâhi, go luega, wo d' Brüeder seien; es will, schînt's, ketwèdera mêh z'ruckkô“. Der Klî lát si' net lang hâssa und nûmt als gmach de Wèg unter d' Fûeß a Krättle volla Biera-n-am Arm. Bim sèlla Brünnele frâget en das alt Mûeterle: „Wohî so nôthig und mit Verlob z' frâga, was hàst ô' i dem Krättle?“ Und offaherzig und bârwûrdig sèt er: „Gôh thueni' ge Hof, und hô thueni' im Krättle a pâr goldene Biera, dem König zum Krôm“, und s' Wible sèt drûf: „So sôllen 's goldene Biera sî und bliba!“ Wia er due bi Hof zum König kunnt und 's Krättle mit de schóna goldena Biera-n-ûslèrt, so îst er ûnig sèlza kô, und der König lát us lauter Frôd die andera zwâ Bueba-n-ûs, gît alla mitnand fûrnêhm z' essa-n-und z' trinka und bim Gôh ama jeda noch en Krôm in Sack zum Hâmnêh fûr den Ätti.

3.

Das Fräulein von Ruckburg.

(Mündlich. Bregenz.)

Uf der Ruckburg îst vor Zîta-n-a Freile gsi, das schönst i der Geged; minge Ritter hei's wella zur Frouw, aber 's Freile îst nomma vil z' ernstli' gsi und hàt iht wella manne. Amâle gâht as am en Abed şpaziera und trifft a Beatlere â, dia jußt am Weag dana ştricket, und dia klagt dem Freile d' Nôth und briegget und verzelt, was sie scho hei mitgmacht im trûrîga Leabe: „Ihr thâtet 's iht gloube, gştrenge Freile, was i' mîner Leabtag ho glitte! und Ihr wisset halt eba-n-îht, was Kummer und Sorg îst“. Mi Freile schmôllet: „Ei sâg mer, was Kummer und Sorg sei“, und gît dem Wible a Bieble. 'S Beatlerwible aber gît dem Freile de Kneiel Garn und seit: „Dâ

träget dä Kneiel in Tannewald uff, bis Ihr d' Sêl findet vum Kneiel, denn erfähret Ihr bstimmt, gstreng Freile, was Kummer und Sorg ist. Mi Freile nimt de Kneiel und gâht munter in Tannewald uff und windet vor em âni de Kneiel ab. Etzeda fangt as â langsam z' dîmera, und mit der Dünkle gâht de Kneiel ûs, und mim Freile blîbt a Bomnuss, uf dia der Kneiel ist gwunda gsf, i der Hand, und dia Bomnuss ist d' Sêl vum Kneiel, und mî Freile sieht etz frîli' i, was Kummer und Sorg ist; denn das zart Ding štâht etzeda im a schwarza Tannewald, môtersêlgs alloa, woâst kôn Weag, kôn Steag zum Schloss z'ruck, hât Hunger und Durst, hât nix z' eaße und nix z' trinke, môcht schlâfe und hât kó Bett, môcht si' wârme und hât kó Stube; dà fangt as â briegge und verspricht, wenn as wîder zu Lite kumm, gang as i's Klôster. Drûf gâht as allad wîter dur Tanna und Foahre und beatet vor em âni, und der kalt Nachtluft verzuslet em d' Locke. Mit oamâl sieht as a Liechtli dur' d' Tanne flimmere und schreit uf vor Freude und gâht ufs Liechtli zue und kunnt zu 'nar Hütte und kloeket; an alts buckelegs Wible, a Liecht i der Hand, thuet uf: „Hon mi' doch über Nacht“, seit 's Freile, „i' bi verwiert und find kôn Weag mêh hóm“. „Nu so sei as“, seit 's Môtelerle und fûehrt 's Freile i d' Stube, „aber“, seit as, „des Ding ist it sicher, i' fürcht, der Jäger kumm; des ist an wilda, ûdreaBene Kerle, der nix, was Mensch hoâft, îde will, nu' mir thût ar nix, i' sei scho gschlage gnue, seit ar, mit mim Buckel. Tâgwis gâht ar furt und passet ufs Hochgwild, und a gottwill kunnt ar hinecht nimma“. 'S Freile loset und schnûfet voll Kummer und Sorge. Uf oamâl hôt ma's bealle und hîne, und der Jäger ist vo'r Hütta und fluechet. 'S Freile, štûhawîß vor Schrecka, springt uf und will fliehe, aber unter der Thûr verkunnt as dem Jäger, und der zicht sin Sâbel und hout em das flatterig Hâr ab. 'S Freile ist frôh gsf, dass em der Kopf noch ist štôh blîba und ist im Wald wîter gloffa. — Das ist gscheaha im Herbst. Aber dem Jäger ist vu der Zit â nimma mêh wôhl gsf; 's Bild vum sellâ Freile ist em, wo sin Zorn ist verrocha gsf, allwil vur d' Sêl kû. Er macht Krânzle und Blüemle us d's Freiles Hâr

und lueget sie â und briegget. „Wible“, seit ar uf oamâl zu siner Wirtschääftere, „Wible“, seit ar, „mi' rîßt as etz wîter, i' gang und suech mer des Freile, ôhne dea Engel kâni' 's nimma præstiera“. Und der Jäger zîcht furt mitta-n-im Winter und gâht wislos vu Schloss ze Schloss, aber niena findt ar sî Schätzle. Endli' kunnt ar im Schwâbeland zum a Klôster und beatlet a Suppa. und wèr gît em sie? — O 's Freile vu Ruckburg, sî Schätzle. — Stühewiß wearen beide, und d' Klôsterfrou schlécht gschneall wîder d' Thûr zue; der Jäger aber lit am andere Morga verfrôra bi'r Pforta.

Dieses Märchen ist eine seltsame Mischung der griechischen Mythe vom Faden der Ariadne, der germanischen Sage vom wilden Jäger und einer modernen Liebesgeschichte.

4.

Das Bâuerlein.

(Mündlich. Raggâl.)

'S îst amâl as Bürle gsê, das hed as Hûs, as Wîb und as Chûehle gchâ, aber che Handbreit Boda derzue. 'S Wîb hätt gâra gmolha und gôhet, und 's Chûehle hätt gâra gfressa und wohâr nêh und ned stêla? Aber 's Bürle weiß ãi' bàld en Râth und lâd ãis Chûehle mir nûd, dir nûd uf de Güeter va de Nâchbûra ufs Gschand gôh. De Nâchbûra îst aber das bàld erleidet, und ãie gônd us Tâibe, bringen 's Chûehle om und verståchen d' Hût, dass der Schelm ãie ned chônne gârba lô. Wo dua am Abed 's Bürle 's Chûehle heihola will, so findt 's das ârem Thier mûstôd im Gras ligga und va de Sticha i d' Hût ganz voll Bluet, und gâl und grûa vor Zôra schwerd 's, de Bûra-ne amâl a Suppa z' chocha, dass gwüss all drâ gnue hâ sôtten. Dua schleipft 's 's Chûehle hej, zûcht em die verståcha Hût âb und tràid ãie am andera Môrget zum Gârber; „vîllicht“, meint 's, „gîd er mer dâcht a pâr Batza derfür“. Der Gârber îst ned grad dehej, aber d' Gârberi hed âu' as bitzle va der Hantierig verstånda, und ãie lueget d' Hût â, jéd aber bàld: „Ja, Mândle, das îst a Reitera und che Hût, ich châ der nûd derfür gê“. 'S Bürle jômeret

und jéd, sie söll em sos ättes gê, der Gottswilla. D' Gárberi gäid und holt em as Gütterle Brantawî und a pâr dôrri Bieraschnitz. Wia dua 's Bürle isst und súft und schmatzget, churz-wilet der Gárberi Buebi uf der Lâuba duss. Uf der Lâuba-n-ist âu' en âlta Trog gstanda, und 's Buebi gäid, hebt 's Lid ûf, schlúft îhi und verşteckt si' drê, wia hält die nûdrêchziga Bueba bim Hûsla-n-allerlei Ifáll hend. Das alls hed 's Bürle gseh, denn d' Stubathûr ist offa gsê, aber d' Gárberi hed derwil neiða büezt und nûd dervâ gwâhrnet. 'S Bürle súft noch as Wile a şim Brantawî, lueget aber i eim furt uf desèlla Trog, ob 's Buebi wîder usserchömm. 'S Buebi ist aber neiða nômma förherchô, und 's Bürle jéd beiemsèlb: „Der ist gwüss vert-schlâfa“. Bim Gôh jed 's dua zer Gárberi: „Wottender mer ned dâ Trog dôrt uf der Lâuba gê, ich thêten mangla zum Chôra“, und d' Gárberi lacht und jéd: „Wenn der mit der âlta Ruştig dianet ist, so nôm sie hält mit der“. Dâ nômt 's Bürle de Trog hôfele uf de Buggel und gäid mit em dervâ und ştild der Gárberi 's Buebi, denn das hed im Trog hert gschlâfa. 'S Bürle gäid as Wile mit şiner Burde und chond uf en Stêg, der über 'nas tâifs Tobel fûehrd; dâ schottlet 's am Trog und rüeft: „Ich wûrf de Trog i d's Wasser“. Dâ erwacht der Bue im Trog und hórt 's und rüeft i der Angst: „Nei, nei! ich bi' im Trog“; aber 's Bürle thued ned derglîcha und rüeft: „Ich wûrf de Trog i d's Wasser“. Der Bue chond scho i Todsângsta und rüeft noch amâl: „Der Gottswilla, ich bi' im Trog“, und dâ jéd 's Bürle: „Los, Bue im Trog: Dî Mueter hed mer dâ Trog gscheicht, und jetz ist er mî, und ich châ mit em thue, was ich gâra will; wenn d' mer aber hondert bairische Thâler gê witt, so will di' úslô“. Der Bue verşpricht 's, s' Bürle ştelld âb, macht 's Lid ûf, lâd de Bue ús, gäid mit em hej und chond hondert bairische Thâler ôber. Monter chêhrt 's drûf heimetzue, und wia 's uf desèlla Stêg chond, so ştäid der Trog noch a's a lêra dá, und es nômt en und wûrft en holops i's Tobel âhi und lacht: „Was brúch ich dia âlt Ruştig ze mína hondert Thâler?“ Wia 's hejchond, zeiget 's de Nâchbûra şin Hûfa Thâler und jéd, es hâi sie för die verştocha Hût ôberchô, wil so

a durchsichtige Hüt ättes sèlzes sei. D' Bûra losen und luegen, und dia hondert Silberthâler für an einzige Hüt stèchen 'na ûnig i d' Auga, und nâch und nâch meinens', Chûeh seien zwar nützlige Thier, aber so en Hûfa Geld für d' Hüt vam Tisch strîcha wêr hâlt dâcht âu' ned lêtz, und gônd und metzgen d' Chûeh und verlôcheren d' Hüt. 'S Bûrle lacht ši' halba chrank derbei; aber d's Lacha wêr em bald verganga; denn wo d' Bûra mit de verlôcherta Hûta zem Gârber chommen und fôr die hondert Thâler wacker ûsglacht werden, so stîgt 'na 's Bluet in Chopf, und fûrtâub chommens' hej und reden âb, i d'r Nacht zum Fejster va d's Bûrles Schlâfchammera îhez'lénga und em de Gârûs z' gê. Aber d's Bûrle hed das neißa-n-erfâhra, und am Abed jéd 's zem Wible: „Los, wottešt ned so guet ši und hinicht a's Fejster z' ligga, ich hâ as bitzle d' Strâcha, und dá môcht mer de Luftzug ätta ned guet thue“. 'S Wible thued em de Gfalla und leid ši' a d's Fejster. Om Mitternacht chommen d' Bûra, léngen zem Fejster îhi und verstèchen das ârem Wîb und hend gmeint, jetz seiens' dem Bûrle âbchô. Aber dem Bûrle îst noch wohl gsê onter der Bettdecki, und sobâld d' Bûra sind furtgsê, so nômt 's das tôd Wîb, as Spinnrad und en Stuehl und trâid die ganz Burde mitta-n-uf d' Landstrâb: dert setzt 's d' Lîch uf de Stuehl, stêllt 's Rad vors' âhe und richtet ara d' Hând, a's thêts' spinna, und druf versteckt as ši' i der Nêhi und passet. Jetz am Môrget îst en Hârre in ara Schêsa im grôšta Galopp uf der Landstrâb gfâhra chô, und wia-n-er d' Spinnere mitta-n-uf der Strâb siehd, so rûeft er: „Flûch, flûch!“ Aber 's Wible îst hâlt ned ûsgwîcha, und vor der Hârre d' Ross z'ruckheba châ, fährt der Waga scho drûbert ûs. Der Hârre, greusele erschrocka, hebt ôhe, stîgt ûs und zûcht 's Wible onder dem Waga-n-usser und mercht, dass 's mûstôd sei. Râthlôs und stûhableich stâid er dá und lueget om, ob en niemed sêhe, dass er gschwông dervâfâhra chônne; aber im sêlla-n-Augablick chond 's Bûrle fûrher und râsonierd mit dem Hârre wia wüethig, dass er em şis Wîb überfâhra hâi, und es werde bim Gricht d' Azeig maha. Der guot Hârre meint, er hâi scho de Galgastrick om de Hals und jéd: „Lueg, Mândle, ich

will der die ganz Schêsa mit de zwê Râpa lô, wenn d' mich ned bim Gricht âzeigešt*. 'S Bürle jéd: „No, das lád ši' hóra. und mir šind Handels einig“. Der Hârr gâid tâsem witer, und 's Bürle štigt i d' Schêsa und fährt gravitêtisch heimetzue. Wia 's dehej dur' 's Dôrflé fährt, machen d' Bûra d' Fejster uf und luegen, was dâcht für en hoha Hârr gfâhra chomme. Aber wo šie 's Bürle wia en Grâf i der Schêsa sitza sehnd, dà wissenš' nômma, wia 'na gšchiehd; z'êrst meinenš' gâr, es šei der Geišt vam Bürle, êrst wia 's ûsštigt und 'na gueta Môrget zuerfiest, glâubens', dass as der Hannes šei, und nâátná' chommenš' zueher und wonderen, wia 's dâcht zu der choštlicha Mânni chô šei. 'S Bürle verzelld 'na alls hârechlej. D' Bûra losen und luegen, und z'lešt gônds', tódtén d' Wîber und štellen d' Lîcha uf der Landštrâß nèbet de Spinnrâder uf und richten 'na d' Hând, gottversprich, as thêtens' špinna; freile išt hâlt chein so nârrscha Hârr gfâhra chô, und d' Bûra šind wider aġfuehrt gšê. Das išt de gueta Bûra dâcht âfôh z' râß gšê, und šie packen 's Mânnle bim Chraga, binden 's in en Sack und wenn 's in a tâife Gûlla werfe, vorhâr gônds' aber noch mitnand hej und wenn bim a Gütterle Brantawî Guraschi fassa und lónd 's Mânnle im Sack ligga. Z'êrst hed's drê ûnig gšperzt, um usserz'chô, 's hed aber nûd gnützt. Dà will 's der Zuefall, dass en Schwîtrîber a Hab Fêrle i dersella Gegni vorbeitribt; 's Bürle im Sack hórd en neiða chô und rûeft ôberlût: „D' Chônigstochter gâhr ich nûd“. Der Schwîtrîber hórd 's und deicht: „Ich wott šie scho“, und gâid und bindt de Sack uf. 'S Bürle chond usser, und wia der Schwîtrîber fréget, wia 's eigetle mit der Chônigstochter štande, so jéd 's, der Chônig hâi as vilrars Tóchterle, und zu dem Tóchterle šeien sovîl Prinza zer Stubete chô, dass das schô Mâiggi ûmûgli' zun ara Wâhl hâi chô chônna; dà šei der Chônig ertâubet und hâi verchônnda lô, wer ši' sîba Stond lang in en Sack špêra lâss, dà müeß 's Tóchterle manna; âs sêlb hâi ši' due z'êrst derzue abotta, es šei em aber z'lengs worda. Wo der Schwîtrîber das hórd, se jéd er gschwông: „Dia sîba Stond kâlt ich scho ûs, šei dâcht so guet und pack mich in Sack ihi und thue dem Chônig brichta, ich will der gâra die ganz Hab

Fêrle lô*. 'S Männle jéd: „Ich will em scho brichta“, und bindt de Schwîtriber in Sack und fährt mit der Hab Fêrle dervâ. Mittlerwil chommen d' Bûra und werfen den Schwîtriber, der scho meint, şî Gşpûsa chomme, i d' Gûlla und gönd wider hej. Non ara Zit gäid 's Bûrle gravitêtisch dur' 's Dôrffe und triibt şine Hab Fêrle vor em ahe. Wia 's d' Bûra sehnd, so machens' hàlt z'êrşt wider as ûnigs Pâr Auga und drûf chommens' ga wondera, wia 's Bûrle dächt zu dena Fêrle chô sei. 'S Bûrle verzell: „Ich bi' i der Gûlla täif, täif âbigşûha, und uf einer-mâl bin ich ştôh bliba; ich hantier und şperz a Wil im Sack, bis der Bândel ûfgäid: ich chomma usser us 'em Sack, und wo meinender, bin ich gsê — im Gûllawassa meinender? Na bileib, in ara wonderliebliga Gegni bin ich gsê, wo der Himmel noch amâl so blåuwa und d' Rôsa noch amâl so rôth şind a's bi õnş; ich hæ gschwöng gmercht, dass das Onterwelt işt, und bi' as Wile şpaziera gganga und hæ mer 's Hâß va der Sonna tröchna lô. Wia ich so gôh, siehni' uf ara Wisa a Hab vam schönşta Vêh: a pâr ştolze gäle Chûeh mit wißa Sternle uf der Stirna, mit breita gfärbeta Schèlliema und Singôßa drâ wia chleine Glöckle; witer hani' gseh en Fâsel propere Gâiß und Scháf mit Gitzi und Lämmle und Schwî mit Fêrle. D' Schwî und Fêrle hend mer am meişta gfalla, und ich hæ mer drom a Hab mit mer gnô. Was de Wèg i d' Onterwelt âbelangt, so işt der dur' d' Gûlla der nêhş. Die ştolza Chûeh mit de breita gfärbeta Schèlliema machen d' Bûra wider halba nârrsch und z'leşt gâr nârrsch; şie werden einig, âu' as Gângle i d' Onterwelt z' maha und Vêh ufferz'holla. Dèrmâl wennş' aber d' Sach gschid ağôh; ein söll förûşspringa, mahens' ûs, und mercht er, dass d' Onterwelt chont, so söll er rüefe: „Sie chont!“ Rüeft er aber nûd, so söll man en weidle usserzûha. Ma gäid zer Gûlla, der Wâg-hals şpringt und plomp — drê leid er. Die andere meinen, das „plomp“ heiße „chont“, und şpringen nâ' und ersûfen. 'S gschid Bûrle işt dua Erb vam ganza Dôrffe wôrda und en richa, richa Mâ gsê.

Vgl. das Märchen unter derselben Ueberschrift in den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm.

5.

Der Rothkopf.

(Mündlich. Bñrs.)

Es sind amál drei schöne Gráfatöchtera gsj, en richa Herr us der Náchberschaft, aber en Rôthkopf, ist lang zue 'na z' Héngert gganga. Mit der Zit ruckt der Holderstock ussa mit der Sprách und haltt um die áltest Tochter â. D' Tochter sêt net nei, und der Gráf is em 's ô' net ab, kurz, es gît en Schick, und der Rôthkopf fáhrt mit der neua Frau sim Schloss zue. A pár Wucha druf will er a Râs maha und sêt zer Frau: „I mueß i Gschäfta-n-a Wile furt, und dà gib i' der derwil d' Schlüssel zum ganza Schloss und dà noch en Ei i d' Hand, aber los: Verbrich mer bileib das Ei net und gang mer net i d' Kammera Nr. núni, sos künnt 's rûch Wetter gê, wenn i' wider hânkumm“. D' Frau nûmt de Schlüsselballa und 's Ei und sêt: „Du kâst di' uf mi' verlô“; aber der Mâ ist bloß zer Thûr úsgsj, se hát sie schõ der Wunderwitz ôbernô, und sie gâht und macht d' Kammera Nr. núni úf und gügglet jhi, aber, Herr Jesis! ist dia erschrocka; de Wände ná' sieht sie lauter Menschaköpf a langa Spieß úfgsteckt; sie zittert und schnatteret an alla Glíder, und dà fallt ara uf âmál 's Ei us der Hand und verbricht uf 'em rûha Ästrigboda. Wia due der Rôthkopf hânkunnt, hát 's Wib halt ken Ei mêh, und dà hát 's due frile rûch Wetter ggê: er gâht und schlacht ara de Kopf ab und henkt en an en Spieß i d' Kammera Nr. núni. — Es dúret a kurze Zit, se gâht er und kunnt zum Schwáher und sêt: „Die êrst Frau ist mer gštárba, und jetz hátti' gern Euer die anderáltest Tochter“. Mâ is em sie wider net ab, und der Rôthkopf bringt das zwát Wib i 's Hûs. Bald druf thuet er, a's wenn er wider uf d' Râs müeßt, und gît bim Bhüetgott der Frau Schlüssel und Ei i d' Hand und sêt: „Gang mer net i's Nro. núni und verbrich mer dà das Ei net, bis i' hânkumm“. Aber dem zwáta Wib gâht 's ufs Düpfle wia dem êrsta: es gâht ga güggla, erschrickt ôbernatürle, lát 's Ei falla und kunnt um

de Kopf, wo der Mâ işt hâmkô. — Der Rôthkopf kunnt due das drittmâl zum Schwâher: „I' bî halt scho wider Wittlig, jetz gen mer 's Jâwârt für Euer die jüngst Tochter“ (es sei ô' a bitz a rôthlêchte gsî). Der Schwâher sêt: „Hon der zwâ ggê, se kâ der die dritt ô' net absî“. Jetz will 's der Rôthkopf bim dritta Wîb mit Schlüssel und Ei ô' probiera; aber die dritt macht 's a bitzle gschîder und bûezt 's Ei in a wullis Blätzle. Zwâr sie kâ 's ô' net ôberheba und lueget, wo der Mâ işt furtgsî, i d' Kammera Nr. nûni, sieht der Reîha nâ' Menschakôpf, und was sie gâr ôberpfêchtig erginzet, zwâ vø den âgna Schwôstera und erdatteret ô', dass ara 's Ei vertschlipft und an Boda fällt, aber dem Ei hât 's dèrmâl nût thue, wil 's im a wullena Blätzle gsî işt. Wia due der Rôthkopf hâmkunnt und dem Ei nâhfrâget, trennt sie das wulli Blätzle ôf, und 's Ei stâht dâ, ôhne Rissle, ôhne Sprûngle — „a bundes Fâssle ôhne Râfle“ — wia 's Sprichwârt sêt, — und derfür işt ara der Kopf stôh bliba; sie denkt si' aber beirasêl: „Wart, Mâ, i' will der 's glêgaheitli' îtrânka“, und sêt denn amâl zuenem, sie môcht a Wile zem Âtti hâm z' Héngert. Der Rôthkopf lát sie ôhne Widerred gôh, und 's Wîb kunnt hâm und verzelt dem Âtti, was sie fôr 'nen Mâ hei, und wia er mit ihrna Schwôstera verfabra sei. Dêr Grâf brénnt uf dâ Bricht ôf im Zarn, ruckt ús mit Knecht und schlacht dem rôtha Tochtermâ Hûs und Stall zémma, und ihn selber macht er ô' um en Kopf kûrzer, wia 's billig und recht işt gsî.

Diese Erzählung ist ein Nachhall des ursprünglich französischen Märchens vom Blaubart. Der Ritter Raoul mit blauem Barte prüft die Neugier seiner Frau, indem er ihr, eine Reise vorschützend, den Schlüssel zu einem Zimmer anvertraut, welches sie nicht betreten soll. Da sie die Probe nicht besteht, tödtet er sie. Gleiches Los theilen noch mehrere Frauen, bis endlich die siebente im letzten Augenblicke von ihren Brüdern gerettet und dagegen Blaubart getödtet wird.

B.

SAGEN UND LEGENDEN.



1.

Selvretta.

(Nach G. Theobald, Naturbilder aus den rhätischen Alpen. 2. Aufl. Chur, 1862, S. 120 f.)

Vor uralter Zeit kam fernher aus Welschland ein Fremder von ritterlichem Anstand und geheimnisvollem Wesen mit Namen Alfonso Bareto. Verbannt von der Heimat, suchte er eine Zuflucht in dieser abgelegnen Alpenwelt und wohnte sich in einer Höhle ein, welche in der Nähe der jetzigen Stutzalp liegt und noch Bareto Balma genannt wird. Ihn begleiteten seine beiden Töchter Selvretta und Vareina. Das Volk erkannte bald in Bareto einen Zauberer und fürchtete seinen düsteren Blick und seine geheimen Künste. Die beiden schönen Jungfrauen aber verehrten und liebten alle, und ihr Erscheinen brachte überall Glück und Segen. So gieng es lange; endlich starb Bareto. Seine Töchter gruben in der Höhle ein Grab, betteten den Alten in frischgepflückte Blumen und begruben ihn da. Dann kehrte Selvretta über die Eisgebirge in ihre Heimat zurück, Vareina blieb noch kurze Zeit, geheimnisvoll Berge und Thäler durchstreifend. Endlich ward sie gesehen, wie sie auf einer Felsenspitze stand, von wo man weit hinabsieht in das Prätigäu, sie streckte segnend ihre Arme gegen die Thäler und rief: „Glückliches Volk, ich schenke dir das zum ewigen freien Eigenthum“. Dann folgte sie der Schwester und verschwand. Nach ihr werden die Alpen genannt, über welche sie der südlichen Heimat zueilte. Der Name Selvretta lebt fort in den Alpen des

andern Thales der Landquart und in dem des hohen Gebirgsstockes, dessen schneeglänzende Firnen weit in das Thal herabschauen, rein wie die Jungfrau, deren Namen sie tragen.

Der poetische Name „Selvretta“ ist für den wichtigen Centralstock zwischen Prätigäu, Unterengadin und Montavon von den Schweizer Geologen und von neuern Karten schon angenommen.

2.

Der Oberrhein.

(Vernaleken, S. 297.)

Vor undenklichen Zeiten, als Vorarlberg noch Wald und Sumpf war, sind in der Gegend des heutigen Ems und Lustenau bloß etliche zwanzig Hütten gestanden für Jäger und Fischer. Auch waren einige Grafenschlösser da. Zu der Zeit sagte einmal der Sohn eines Grafen: „Vater, es wäre doch für unser Land viel besser, wenn ein Fluss hindurchflösse“. Darauf ist der Graf mit seinen Kindern in's Oberland gegangen und hat den Rhein, der früher durch den Züricher See floss, durch das Vorarlbergische heruntergewiesen. Seit der Zeit verursacht er aber dem Lande fast alle Jahre einen großen Schaden.

Man spricht hie und da von einer großen, mächtigen aus Süden nach Norden strömenden Meerflut, welche einst den ganzen jetzigen Linthkessel, von Baden bis Schwanden im Canton Glarus, ferner die Thalflächen des Gaster und Sarganser Gebiets bis nach Chur hinauf ausgefüllt, den Lägerberg bei Baden, den Schollberg bei Sargans endlich durchbrochen und der ganzen Gegend eine andere Gestalt gegeben haben soll. Soviel ist gewiss, dass die Berge in der Gegend von Sargans, die Kuhfirsten an der Südseite u. s. w. deutliche Spuren eines einstigen um 900 Fuß höheren Wasserstandes zeigen. Vor der Zeit des eben erwähnten Durchbruchs beim Schollberg würde der Rhein keinen andern Abfluss als denjenigen durch den Wallenstädter See, durch den

Zürcher See nach Baden bis in die Gegend von Zurzach und Waldshut gehabt haben können. Noch jetzt ist die Scheide, welche den Rhein vom Wallenstädter See trennt, die sogenannte Putzscheere, nur $19\frac{1}{2}$ Fuß über dem Spiegel des Rheins erhalten, und bei den großen Ueberschwemmungen der Jahre 1618, 1817, 1821 verhinderten nur die ungeheuren Anstrengungen der Bewohner einen Durchbruch nach Sargans in den Wallenstädter See. — Nach dem Durchbruche der großen Flut zwischen dem Schöllberg und dem Fläscherberg (Falknis) nahm der Strom seinen Weg durch das jetzige Rheinthal, das mit nördlicher Haupttrichtung sich bis an den Bodensee erstreckt. Er fließt in breitem Bette, nicht selten Flussinseln, sogenannte Werder bildend, zwischen niedrigen, hin und wieder mit Bäumen und Buschwerk besetzten Ufern, die er leider gar oft übertritt.

3.

Gründung der Stadt Feldkirch.

(Johann Georg Prugger, Feldkirch. Das ist Historie der Löblichen O. O. vor dem Arlberg gelegenen Stadt Feldkirch, S. 2.)

„Als sich besagte Völker (Rhätier) gemehrt und ihnen das obere Land (Graubünden) zu eng geworden, haben sie sich auch in diese Landschaft (vorderer Walgau) herunter gelassen und nach Erschaffung der Welt anno 2874 oder nicht lange hernach, wie etliche schreiben, auf dem Feld, allwo jetzt Rankweil zu sehen ist, neben andern vielen Wohnungen und Hofstätten einen Götzentempel oder einem erdichteten Gott zu Ehren eine Kirche erbauet, ihren Sitz alldort geschlagen, warum denn bedeutetes Ort von ihnen Fania oder Fanopolis, das ist zu deutsch: Kirche oder Kirchstatt benannt, nachgehends aber mit Zusetzung des Wortes Feld, in welchem es seinen Anfang genommen, sehr löblich Feldkirch intituliert und gleichsam himmlisch getauft ist worden. In Bedenkung, nachdem diese abgöttischen Feldkircher an besagtem Orte ihre Stadt je länger je mehr gepflanzt und in sonderbaren Ruhm und Aufnahme gebracht, der Fürst aller Apostel. Petrus, sich dorthin begeben und in mehr angezogenem

Fania oder Feldkirch nach Christi Geburt anno 51 die Lehre und Namen Christi und also den wahren katholischen Glauben mit eifrigen Predigten ausgesäet, beste Frucht geschafft und den abgöttischen Unglauben ausgemustert hat: dann die Inwohner und Benachbarte dessen apostolischen Eifer, wahre Lehre und ihren eigenen Fehler erkannt, mithin das süße Joch Christi angenommen haben; worauf die abgöttische Kirche dem wahren Gott consecriert, nachgehends zur ewigen Gedächtnis und Dankbarkeit dem heiligen Petro als einem höchst meritierten Patron dediciert ist worden, welche Kirche heutiges Tages noch zu Rankweil in dem Dorf eine eigene, in wenigen Häusern bestehende Pfarr ist: wie dann gehörter Ursachen wegen die Walhen, Niederländer, Englische und Welsche dieses Ort, auch die Stadt Feldkirch de dato, Campo di Santo Pietro oder St. Peters Feld nennen.

Diesem allem nach, so ist alles Vorgemeldete unserer löblichen Stadt Feldkirch erster Fuß, Grund und Ursprung: indem aber auch allda eine große Menge der Mitburger und Landsleute erwachsen, auch der Platz ziemlich eng worden, haben öfters angezogene Feldkircher von dem ersten Fania ihre Stadt mit Bauen aufwärts gefördert, nämlich näher zu dem Illfluss, gleich unten an dem Fuß des Berges, Ardetzen genannt, allwo sie zwar eine nicht ganz vollkommene Stadt, doch einen stadtmäßigen und für dieselbe Zeit ziemlich großen und zur Nothdurft bequemlichen Flecken oder Städtlein aufgeführt und also ungefähr nach Christi Geburt anno 227 in dem obern Feld sammt einer Kirche das alte Feldkirch erneuert und erweitert haben; weswegen denn das jetzmalig all dort noch liegende Dorf den Namen zu der Altenstadt behaltet*.

Unstreitig war der Felskegel bei Rankweil, dessen Fuß und Gürtel jetzt zum Theil Weinreben umschlingen und dessen Haupt die Wallfahrtskirche zu „unserer lieben Frau“ malerisch krönt, frühe schon besetzt und umwohnt, und als erster Ort in diesem Gaue — Clunia ausgenommen — taucht geschichtlich Vinomna — das heutige Rankweil auf. — Dass in Unterrhätien das

Christenthum auch sehr frühe, wenn auch nicht gerade durch den Apostelfürsten Petrus, doch von Italien her verbreitet wurde, ist ebenfalls nicht zu bezweifeln. — Die Entstehung der eigentlichen heutigen Stadt Feldkirch, zu Füßen der Schattenburg und am rechten Ufer der Ill, fällt ungefähr in den Beginn des dreizehnten Jahrhunderts. Als das reiche Erbe der Grafen von Bregenz durch die Erbtöchter Elisabeth an ihren Gemahl Hugo, Pfalzgrafen von Tübingen († 1182), gekommen war, theilten dasselbe ihre beiden Söhne Rudolf und Hugo. Jener erhielt Tübingen, dieser Bregenz, Feldkirch, Werdenberg, Sargans und das Rheinthal. Dieser Hugo I., der Ahnherr der Grafen von Montfort rother Fahne und der Grafen von Werdenberg schwarzer und weißer Fahne, nahm seinen Sitz auf der Schattenburg über Feldkirch, die der Steinwald überragt. Für sein Gefolge, seine Knappen und Knechte erhoben sich unter der festen Burg schnell Wohnungen und für die Pferde Stallungen. Bald blühte die Villa Velchilch, d. i. Weiler oder Dorf (wie es noch in einer Bulle Papst Innocenz III., ddo. 6. Mai 1208 genannt wird). Zehn Jahre später wird Feldkirch urkundlich eine Stadt, civitas, genannt. S. J. Bergmanns Beiträge zu einer kritischen Geschichte Vorarlbergs, S. 64 f.

4.

Die Abstammung der Grafen von Montfort.

(Thomas Lyrer aus Rankweil und nach ihm L. Steub, S. 153 ff.)

Schon frühe fanden sich belesene Männer, die den Montforten rühmend nachsagten, sie seien ein altetruskischer Königsstamm und schon ein halb Jahrtausend vor Christi Geburt mit Herzog Rhätus in Hohen-Rhätien eingewandert. — Fast noch mehr Ehre und Ruhm wollte Thomas Lyrer, ein schreibkundiger Mann aus Rankweil¹⁾, auf den Namen Montfort häufen. Der-

¹⁾ [Man vgl.: J. Zösmair, Ulrich Tränkle von Feldkirch und Thomas Lyrer, angeblich von Rankweil, zwei vorarlbergische Chronisten des Mittelalters (in den »Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung« Dr. F. J. Vonbun, Sagen Vorarlbergs. 14

selbe schrieb im Jahre 1486: „Kaiser Curio zu Rom wurde 104 Jahre nach Christus trotz der Fürsprache der Senatoren Amor und Ventrum Urseum wegen seines christlichen Glaubens mit seiner Gemahlin Docka, seinen eigenen Söhnen und den Söhnen seiner Schwester Jürgo und Hego vertrieben. Er floh über das Hochgebirg in deutsche Länder und kam auf den Plan Dalfatz in Graubünden. Kaiser Curio baute seinen Söhnen in Rhätien und Schwaben verschiedene Burgen, und sie wurden Ahnherren mächtiger Geschlechter. So baute er dem ältesten die Feste Hohentrins und nannte ihn Magnus von Höwen; dem andern die Feste Gutenberg und nannte ihn Eglof von Wartau; dem dritten gab er einen Berg, errichtete darauf die Feste Starckenberg und gab ihm einen weißen Schild mit einer rothen Fahne zum Wappen und zum Zeichen, dass er christliche Ordnung halten und fechten solle, wenn es noth thue. „Dem Deutschen nach“ — sagt Lyrer — „wird das Geschlecht geheißt: die von dem rothen Fahnen; aber als sich die welschen Churwalhen gemehrt hatten, da war der Name welsch und geheißt: von Montfort“. Der vierte Sohn Curios war Wilpart von Leutkirch, der fünfte der Patriarch Burgundus, der ein selig Leben führte und auf dem Berge Hirschberg bei dem Dorfe Ulm wohnte. Der sechste Sohn erhielt die Stadt Ravenau, die jetzt Ravensburg heißt, und wurde Romulus von Schwaben genannt. Kaiser Curio baute sich selbst eine Feste, die er nach seiner Gemahlin Docka Dockenburg (Toggenburg) nannte, wohnte daselbst, starb 172 und wurde im Kloster Fisingen begraben“.

Man sieht, dass hier auf wunderliche Weise Wahrheit und Dichtung durcheinander geworfen ist, darf aber Lyrers Streben,

XV, 10—21). — Es möge hier erwähnt werden, dass seit Vanotti, Geschichte der Grafen von Montfort und von Werdenberg (Belle Vue bei Constanz, 1845) und Bergmann (bes. Urkunden der vier vorarlbergischen Herrschaften und der Grafen von Montfort (1848) und »Beiträge«) das Verdienstvollste über die vorarlbergischen Montforter geschrieben hat J. Zösmair: »Politische Geschichte Vorarlbergs im 13. und 14. Jahrhundert unter den Grafen von Montfort und Werdenberg« (im XXII., XXIII. und XXIV. Jahresbericht der Staatsmittelschule von Feldkirch.)

das Haus Montfort zu verherrlichen und dessen Stammvater Curio in allen deutschen Gauen sein Geschlecht anpflanzen und fortpflanzen zu lassen, nicht übersehen. — Das alemannische Herrengeschlecht der von Starkenfels oder Montfort hat sich erst lange nach der Völkerwanderung unter den deutschen Kaisern an den Ufern des jungen Rheins aufgethan. Sie erwarben sich nach und nach fast all die Länder vor dem Arlberg: den Bregenzerwald, die Walsertthäler, den Walgau, Montavon, Feldkirch und Bludenz; dazu besaßen sie viel schönes Gebiet über dem Rhein und das reiche Erbe der Freiherren von Vatz in Graubünden; dann kamen auch noch die Herrschaften Heiligenberg und Tettngang, Pfannenberg und Stadeck an das Haus, und die Grafen von der Fahne, wie man sie von ihrem Wappen nannte, waren weit und breit geehrt unter den Herren in Rhätien, in Schwaben, Steiermark und im hl. römischen Reiche. — Es war dieses erlauchte Geschlecht eine jüngere Linie der Pfalzgrafen von Tübingen, die durch Erbschaft im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts in unsere Gegend verpflanzt wurde und der die im Jahre 1405 gebrochene Burg Altmontfort¹⁾ über dem Dorfe Weiler den romanischen Namen Montfort lieh. — Ob vor diesen schwäbisch-alemannischen schon altrhätische Montfort die Fahne im Wappen führten, ist nicht nachgewiesen. Vgl. die Anmerkung zu der vorigen Nummer.

5.

Kaiserin Hildegarde.

(Wolfgang Menzel, Geschichte der Deutschen, V. Aufl. I, 209.)

Karl der Große hatte nacheinander fünf Frauen. Von der Schwäbin Hildegard, die er bald nach der Verstoßung der

¹⁾ [Neu-Montfort liegt bei Götzis. Man vgl. Dr. F. Spiegel, Die Ueberreste von Neu-Montfort zu Götzis. Mit Abbildung. (VI. Rechenschafts-Bericht des . . . Museums-Vereins in Bregenz für 1863, S. 11 f.) — J. Zösmair, Ueber die Burgen Alt- und Neu-Montfort in Vorarlberg. In »Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung. 10. Heft. Lindau, 1880.]

Longobardin Desiderata ehelichte, meldet die Sage, ein ungetreuer Diener, Taland, dem sie ihre Liebe verweigert, habe sie bei Karl verleumdet; von diesem verstoßen, habe sie lange in Rom ein gottergebenes Leben geführt und Kranke gepflegt; da sei auch Taland als Blinder hingekommen, und sie habe ihn geheilt, und sehend habe er sie erkannt, alles gestanden und sie dem Kaiser wieder zugeführt.

Die schöne und tugendsame Frankenkaiserin Hildegard ist wahrscheinlich eine Landsmännin aus Bregenz, weshalb die bekannte deutsche Sage hier platzfand. Die alte Burg (castrum) Hohenbregenz, ursprünglich wohl ein römischer Bau, war im Mittelalter die zeitweilige Residenz der uralten Grafen von Buchhorn und Bregenz, welche von einem longobardischen Großen, der sich in den Schutz der Karolinger begeben, abstammen sollen. Als Kinder dieses Grafen und der Imma aus edlem alemannischem Geschlecht werden Hildegard, Gemahlin Karl des Großen, Gerold, Graf der Berchtholdsbar, der von seinem gewaltigen kaiserlichen Schwager mit der bairischen Mark betraut wurde, und Ulrich I., Stammvater der Grafen des Argen- und Linzgaues, genannt.

6.

Ulrich V., Graf des Argengauges.

(Weizenegger-Merkle II, 7.)

Unter den Nachkommen des erwähnten Grafen Ulrich I. nennt die Geschichte einen Ulrich V., Grafen des Argengauges. Derselbe erhielt seinen Namen vom Flusse Argen, zog sich am Seeufer bis zur Bregenzerach hin und erstreckte sich aufwärts bis an die allgäuische Landschaft. Die Gemahlin des genannten fünften Ulrich war Wendelgarde, eine Schwester Heinrich des Finklers. In dem Kriege gegen die Ungarn gerieth Ulrich im Jahre 916 in Gefangenschaft. Nun meldet die Sage, seine Gemahlin Wendelgarde habe ihn unter den Erschlagenen geglaubt und von dem Bischofe Salomo in Constanz bei der hl. Wiborade

in St. Gallen den Nonnenschleier genommen, unter der Bedingung, jährlich ihrem Herrn eine Trauerfeier in Buchhorn halten und sich dahin begeben zu dürfen. Bei dem vierten Jahrtage erschien ein Bettler, der sich bei der Almosenspende die Hand der Gräfin zu küssen erlaubte. Es war Ulrich selbst, der sich aus der Gefangenschaft losgemacht hatte. Salomo löste das Gelübde, und das liebende Paar vereinigte sich neuerdings.

7.

Heinrich das Findelkind,

der Gründer des Hospizes zu St. Christoph auf dem Arlberg.

(Volkskalender für Vorarlberg, 1854. — Bergmann, Beiträge, S. 11.)

Die gegenwärtige schöne Kunststraße über den Arlberg ist ein Werk der neuesten Zeit. Die erste breite Straße für schweres Fuhrwerk über dieses hohe Gebirge, den Grenzpunkt zwischen Tirol und Vorarlberg, wurde erst nach der Mitte der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch Absprengung bedeutender Felsmassen angelegt und am St. Jakobstage des Jahres 1787 eröffnet. Früher führte nur ein schmaler Weg für Saumrosse über diese Felsen hin. Gewiss hatten der Grimm strenger und lang andauernder Winter oder verschüttende Lawinen manchen Wanderer dahingerafft oder das Ungemach von Wind und Wetter und der langgestreckte Weg über eine Höhe von [1802 m] manchen mit dem Tode bedroht, als ein armer Jüngling, Heinrich das Findelkind, der als Hirt in dieser Gegend solche Unglückliche gesehen hatte, im Drange christlicher Nächstenliebe auf Abhilfe sann und sie auch fand. Der einfache Natursohn erzählt seine schöne That selbst, wie folgt:

„Ich Heinrich, Findelkind. Mein Vater, der mich fand, hieß der Maier von Kempten, der verdarb wegen Bürgschaft. Der hatte neun Kinder, und ich Heinrich, Findelkind, war das zehnte. Da that er uns halb aus dem Hause, dass wir giengen und dienen sollten. Da kam ich Heinrich, Findelkind, zu zweien

Priestern, die wollten nach Rom; mit denen gieng ich über den Arlberg, und wir kamen zu Jacklein über Rhein. Da sprach Jacklein: „Wo wollt ihr mit dem Knaben hin?“ Da sprachen die Herren: „Er ist zu uns kommen auf dem Felde“. Da sprach Jacklein: „Wollt ihr ihn hier lassen, dass er uns die Schweine hüte?“ Da sprachen sie: „Was er thut, ist uns lieb“. Und er dingte mich und gab mir das erste Jahr zwei Gulden. Da war ich bei dem genannten Jacklein zehn Jahre und gieng mit ihm zur Kirche in dem Winter und trug ihm das Schwert nach. Da brachte man viel Leute, die waren auf dem Arlberg in dem Schnee verdorben; denen hatten die Vögel die Augen ausgefressen und die Kehlen ab. Das erbarmte mich Heinrich, Findelkind, so sehr, und ich hatte fünfzehn Gulden verdient mit dem Hirtenstab. Da rufte ich und sprach, ob jemand nehmen wollte die fünfzehn Gulden und einen Anfang anheben auf dem Arlberg zu bauen, dass die Leute nicht so verdürben. Das wollte niemand thun; da nahm ich den allmächtigen Gott zu Hilfe und den lieben hl. Christophel, der ein großer Nothhelfer ist, und fieng an mit den fünfzehn Gulden, die ich mit dem Hirtenstab verdient hatte, und den ersten Winter half ich sieben Menschen mit dem heiligen Almosen. Seitdem haben mir Gott und ehrbare Leute geholfen, dass ich und meine Helfer des Lebens gerettet haben fünfzig Menschen, und den Anfang hub ich an im Anfang des Jahres 1386 am Tage Johannis des Täufers“.

Der Segen des Herrn folgte einer so frommen Johannisfeier und erweckte christliche Gemüther zur Nachahmung. Heinrich durchzog bittend Deutschland, Böhmen, Polen und Croatien, Herzog Leopold IV., welchem der arme Knecht Heinrich seine Bitte vortrug, ein Haus auf dem Arlberg zu bauen, damit die armen Leute Herberge hätten, wenn sie vor Unwetter oder Krankheit nicht weiter kommen könnten, gab als Landesfürst Beihilfe und Erlaubnis, weil viel guter Dinge von einfältigen Leuten angefangen worden, und ermahnte in einem offenen Brief, Graz, den 27. December 1386, alle Nahegesessenen und Reisenden, sich dem Werke mitzuunterziehen. Er selbst und noch drei

fürstliche Paare habsburgischen Stammes verbrüdereten sich mit der Versicherung eines jährlichen Beitrages und ließen ihre Wappen prächtig in das pergamentene Brüderbuch¹⁾ hineinmalen, welches bis zum Jahre 1414 viele der edelsten Geschlechter Deutschlands aufführt; 17 Bischöfe gaben reichliche Steuer oder geistliche Vortheile der St. Christophskapelle, welche in der elenden Herberge entstand. Wenn Heinrich um Beisteuer bat, redete er also: „Liebe Kinder, ihr sollt mir Almosen geben auf den Arlberg zu Weg und Steg und zu einer Herberge, darin man beherbergt arm und reich und aus dem ich mit meinen Knechten, jeglicher mit vier Schneereifen alle Abende ausziehe und rufe, und wen wir im Schnee finden, den tragen wir in die Herberge und geben ihm Almosen“.

¹⁾ Dieses interessante Denkmal des echt christlichen Vereines wird unter den Manuscripten des k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchives in Wien verwahrt. Herr J. Bergmann beschreibt dasselbe: „1386 Sancti Christophori am Arlberg Bruderschaft Buech“, mit 306 Pergamentblättern in 4°, in hölzerne mit rothem Sammt überzogene Deckel gebunden, mit silbernen Ecken, Spangen und Mittelstücken verziert, mit farbigen Abbildungen der Wappen aller Mitglieder der Bruderschaft mit der Angabe ihrer jährlichen Leistungen, zu denen sie sich verpflichteten. Auf der Rückseite des Titelblattes ist ein kleiner Kupferstich aufgeklebt, der mit Farben beschmiert den hl. Christoph darstellt, wie er das Jesukind durch den Strom trägt. Hierauf folgt ein im XVII. Jahrhunderte gedrucktes »Leben des hl. Märtyrers Christoph« auf drei Quartseiten. Darauf ein auf Pergament gut gemalter St. Christoph, den Heiland tragend, den des Erzherzogs Leopold von Tirol Hofsecretär, der edle Herr Johann Christoph von Plaben im Jahre 1630 hat malen lassen. Darauf folgen die Wappen: a) der Erzherzogin Claudia mit ihrer eigenhändigen Unterschrift vom Jahre 1647; b) ihres ältern Sohnes des Erzherzogs Karl Ferdinand; c) das österreichisch-toscanische Wappenschild seiner Gemahlin J. Anna; d) der beiden Töchter der Erzherzogin Claudia (von Medicis) Isabella Clara Eugenia und Maria Leopoldina, sämtlich von demselben Jahre 1647. Es hatte nämlich Papst Innocenz X. dd. Rom, 12. Juli 1647 die Indulgenzen zum besten dieser Bruderschaft erneuert. Diesen Blättern reihen sich S. 5 in alter Schrift an: Herzog Albrecht zu Oesterreich hat sich gebrüderet zu sand christofen auf dem Adelsperg etc. und alle andern Blätter mit ihren Wohlthätern, woraus sich ergibt, dass im Jahre 1647 diese Bruderschaft eine Renovation erlebt hat.

8.

Die Stadtreterin Guta.

(Mündliche Ueberlieferungen. — J. Bergmann, Die Belagerung und der Entsatz der Stadt Bregenz. — Weizenegger-Merkle III, 163. — v. Hormayr, Tiroler Merkwürdigkeiten (1802) II, 275 ff.)

Geschichtliche Vorbemerkung. Es war um die Mitte October 1407, als die Appenzeller sich vor Bregenz auf dem Ried gegen das Kloster Mehrerau hinab lagerten und die Stadt, die den Grafen von Montfort gehörte, trotz des ungewöhnlich strengen Winters beschossen und berannten. Der Adel in Oberschwaben, mit Boten beschiedt und nach der etwaigen Einnahme der Stadt mit dem Aergsten bedroht, schloss besonders auf Betrieb des Grafen Rudolf von Montfort-Tettnang-Scheer am 21. November 1407 einen Bund, bot seine Leute auf, nahm Söldner an und sammelte sich unter dem Banner des St. Georgenschildes. Ihre Hauptführer waren der genannte Graf Rudolf und der österreichische Hauptmann Hermann Graf von Sulz. In aller Stille und Schnelle rückte die Ritterschaft mit ihrem Aufgebote und ihren Kriegsknechten hinauf nach Bregenz. Auf diese Kunde sandte der Hauptmann der Appenzeller nach Hause um Hilfe, versäumte aber, entweder aus Nachlässigkeit, oder weil das Volk zu übermüthig war, Wachsamkeit und gute Ordnung im Lager zu halten. So geschah es, dass ein Weib das Lager auskundschaften und dem Grafen über den Feind Bericht geben konnte. Ehe die Hilfe der Appenzeller anlangte, rückten ihre Feinde am St. Hilariustage (13. Jänner) 1408, ganz unerwartet und von dichtem Nebel begünstigt, zu Wasser und zu Land bei der strengsten Kälte heran und versetzten dem sorglosen Feinde eine völlige Niederlage. — Die Volkssage nun nennt jenes Weib Guta und erzählt den Hergang der Sache des nähern, wie folgt: Männer aus der Schweiz und vom Bunde ob dem See¹⁾, die in

¹⁾ »Der Bund ob dem See« umfasste jenseits des Rheins: die Stadt St. Gallen, das leitende Haupt des Bundes, Appenzell, das Rheinthal, einen großen Theil von

einer Taferne zu Rankweil bei versperrender Thüre Rath hielten, beschlossen, Bregenz zu überrumpeln und dessen Bewohner zu ihrem Bunde gegen den stolzen schwäbischen Adel zu zwingen. Man bestimmte hiezu den St. Hilaritag. Die Eidgenossen, die sich in der Stube allein und unbelauscht wähten, gewahrten hinter dem großen Ofen ein scheinbar schlafendes Weib. Dieses hatte den ganzen Anschlag auf die Stadt gehört. Mit dem Tode bedroht, erzählte sie den rauhen Männern, wie sie halberfroren schon bei der Dämmerung hieher gekommen und hinter dem warmen Ofen vom tiefsten Schlafe überwältigt worden sei. Die Arme musste schwören, von dem, was sie etwa vernommen, keinem Menschen etwas zu sagen. Mit wilden Drohungen vor die Thüre gestoßen, suchte sie im Stalle Zuflucht. Festen Entschlusses, die Stadt Bregenz vor einem Ueberfalle zu warnen, eilte sie auf tiefbeschneitem Wege bei der grimmigsten Kälte nach Bregenz hinab, wo sie ganz entkräftet sogleich nach dem Stadttammann fragte, der gerade im Rathe war. Sie trat beinahe athemlos in die Rathsstube der versammelten Herren und stellte sich vor den Ofen hin. Von ihrem verrückten Thun befremdet, fragten diese sie um ihr Begehren. Sie antwortete, sie komme eilends von Rankweil und wolle, da sie von einem Eid gebunden sei, keinem Menschen zu sagen, was sie mit eigenen Ohren gehört und mit eigenen Augen gesehen habe, dem Ofen erzählen. Nachdem sie das zu Rankweil Gehörte und Gesehene dem Ofen umständlich erzählt hatte, fragten sie die Herren um ihren Namen. „Ich heiße Guta, und alles nennt mich die alte Guta“, war ihre Antwort. Graf Wilhelm von Montfort-Bregenz, der dies alles vom Stadttammann gehört hatte, zeigte durch Eilboten dem schwäbischen Adel vom St. Georgenschild die dringendste Gefahr an. Achttausend Mann, Ritter und Knechte, waren bis zu St. Hilaritag gen Bregenz zur Rettung der Stadt eiligst herangezogen. Guta verlangte als Belohnung gute Nahrung und Obdach, jedoch soll die Nachtwache

Toggenburg, Gaster; diesselts: den Eschnerberg, Feldkirch, Bludenz mit dem Thale Montavon, den Walgau, die Angehörigen des Banners von Rankweil, den innern Bregenzerwald, Höchst und Fußach.

der Stadt von Martini bis Lichtmess die neunte Abendstunde mit dem Rufe anzeigen: „Ehret die Guta“¹⁾, das im Volksmunde in Ehreguota oder Ehrghuta zusammenschmolz und einigen Schriftstellern Veranlassung zu dem Namen Hergotha gab.

Eine Variante der Sage sagt:

Nach der Zerstörung der Schlösser und Festen der Montforter Grafen flüchtete sich Graf Wilhelm von Montfort-Bregenz mit seinen Getreuen nach Bregenz, um sich mit Hilfe der schwäbischen Ritter vom St. Georgenschilde in der Stadt und auf dem Pfannenberge zu halten. Ihm folgte sein junges Weib Hergotha treu zur Seite. Durch die sorglosen Feinde flieht sie, in bäurische Tracht gehüllt, gen Rankweil, wo deren Hauptleute lagen, und lauscht, in dunkler Zechstube verborgen, nach Kundenschaft. Sie hörte von den Betrunkenen: uns werde die Nacht in Bregenz ein Mahl gewürzet, wie's keiner vermuthet, wie keiner es träumt. Achtlos auf Schnee und strömenden Regen, eilt sie auf geheimen Wegen landab, von der Feinde wildem Geschrei umtönt und dem Hufschlage der Rosse, und erreicht glücklich den Pfannenberg. Bald rauscht der sichere Feind in buntem Gewirre einher, der Graf und seine Helfer besetzten die Hohlwege und stürzen wie Lawinen mit solcher Kühnheit auf sie, dass nur drei entflohen:

„Ihr (der Gräfin) Bildnis verewigt die Kunde,
Auch nennt ihren Namen der Wächter stets,
Bevor er verkündet die Stunde,
Und mahnet an sie,
Die, als keiner mehr wachte,
Für alle sich selber zum Opfer brachte“.

¹⁾ Diese Anordnung des armen Weibes wurde durch 404 Jahre getreu befolgt, bis 1812 der damalige kgl. bairische Landrichter Weber diese geschichtliche Erinnerung abschaffte, im Jahre 1814 aber fand dieser Wächterruf beim dankbaren Volke wieder alsogleiche Aufnahme, und heute noch wandern vor Mitternacht zwei Nachtwächter die obere und untere Stadt durch und zwar in jener Richtung, wie sie sich selbst untereinander einverstehen. Von Martini bis Lichtmess ruft jeder um neun Uhr auf allen Rufplätzen der obern und untern Stadt: »Ehreguta, Ehreguta! gelobt sei Jesus Christus!«

Mit dem Bildnis, von dem die Variante der Ehrguta-Sage meldet, ist das 13 Wiener Fuß [ungefähr 4 m] oberhalb der Thoröffnung, durch die man in die obere Stadt gelangt, in Relief gehauene Denkmal gemeint. Dasselbe stellt in einfacher und schöner Gruppierung eine jugendliche Frauengestalt dar, die auf einem langsam schreitenden, sattellosen und ungezäumten Pferde sitzt und mit den ausgestreckten Händen nahenden Pferden in einem schalenförmigen Gefäße Futter zu reichen scheint. Herr J. Bergmann hat in einem Schriftchen, „Die Belagerung und der Entsatz der Stadt Bregenz im Jahre 1408 und deren Retterin Ehrguta“, S. 16 ff. nachgewiesen, dass dieses vermeintliche Ehrguta-Monument der römischen Göttin Epona angehöre.

9.

Die Entstehung des Montavoner Wappens.

(Mündlich.)

Es war an einem Mittwoch des Jahres 1414, als Papst Johann XXIII. über das Joch Zeinis aus Tirol in das Thal Montavon kam, um von dort seine Reise nach Constanz zur allgemeinen Kirchenversammlung fortzusetzen. Der heilige Vater wurde von den Thalbewohnern mit allen seiner hohen Stellung gebührenden Ehren aufgenommen, und derselbe verlieh, hocherfreut über den festlichen Empfang, der ihm in einem so abgelegenen Thale geworden, der Landschaft ein Wappen, nämlich die zwei kreuzweise gelegten Schlüssel des Apostelfürsten Petrus. Im Montavon suchte man hinwiederum das Andenken an den hohen Besuch des Kirchenfürsten dadurch zu erhalten, dass man den Brauch einführte, in den an der Straße gelegenen Kirchen jeden Mittwoch mit allen Glocken zu Mittag zu läuten, welcher Brauch noch heute fortbesteht.

So erzählt die im Montavon allgemein verbreitete Sage. Papst Johann zog aber erwiesenermaßen nicht über den Zeinis, sondern ritt zu Anfang des Winters 1414, vom Herzog Friedrich mit der leeren Tasche als General-Capitän der Kirche begleitet,

auf seinem Zelter dem Arlberg zu und fuhr von dort im Wagen zuthal. In der Nähe des Dorfes Klösterle stürzte der Wagen des heiligen Vaters um, worüber sich dieser etwas unheilig ausgedrückt haben soll. („Hic iaceo in nomine diaboli.“) „Da er nun wider auff kame vnnnd vber das Klösterlein herab kame“, und man ihm ungefähr die Lage der für ihn so verhängnisvollen Stadt Constanz angeben konnte. „sprach er inn latein: „Sic capiuntur vulpes“, „vnd kam desselben tags gen Feldkirch vnd morgen gen Reineck, darnach gen Costentz“. Vgl. J. Bergmann, Beiträge, S. 12. — Das oben angeführte Schlüsselpaar zwischen den Buchstaben S-P (wie es ein noch vorhandenes altes Siegel zeigt) führt der Standesbezirk Montavon glaubwürdiger deshalb in seinem Wappen, weil seine Bewohner lange Zeit Hofjünger des Frauenklosters St. Peter (C.onventus S.anci P.etri P.raedicatorum) in der Nähe von Bludenz gewesen.

10.

Herzog Friedrich mit der leeren Tasche in Bludenz.

(Mündlich. — Weizenegger-Merkle III, 178.)

I.

Vom Friedli mit der lèra Tasch,
 Der Herr vò ùsrem Land ìst gsî,
 Und vom a Wächter z' Bludez dà
 Söll hüt mì Liedli gsunga sî.

Es ìst der Friedli z' Constanz dun
 Mit Kaiser[•] Sigmund z' kîba kô,
 Und Sigmund ìst em Mâster gsî
 Und hàt em sîne Länder gnô.

Druf ritet Friedli mùsallâ
 Und ländlerlos und vogelfrei

Võ Constanz wèck uf uffä due
Ananderná' dur's Nebelgäu¹⁾.

Und z' Bludez vor 'em Fèlkler Thôr
Stáht z' Mitternacht der Friedli dá;
Er kloekt a pármàl a der Thûr
Und rüeft, mã söll en ìhilô.

Der Wächter aber uf 'em Thôr,
Der schnauzt, dass 's lût erhilt: „Wèr dá!“
Und Friedli sêt: „A Nachtquartier
Hätt gern en arma Rítersmâ“.

„I' bì so müed vom Ríta hüt,
Dass i' nu' schwèr im Sattel sitz,
Drum, lieba, gueta Wächtersmâ,
Thue úf und tummla di' a bitz“.

„Und sêst mer Gschlecht und Nama net“,
Der Wächter surrt, „se mueß es hô,
Bis dass mã dútli' dir i' 's Gsicht
Kâ luega, duss im Dunkel z' stôh“.

„I' fâhra i dem spáta Gast
A so en hâmlige Spiô
Vom Toggaburg im Schwízerland,
Der gern dà möcht ge schnuffla kô“.

„Mer hond de Bricht, der Kaiser hei
Dem Herzog Friedli d' Länder gnô,
Und 's söll der Gráf vò Toggaburg
Sì Land und Lût jetz überkô“.

„Doch z' Bludez schwätzt mã noch zer Sach,
Se scherr di' nu' und sâg dim Herr:

¹⁾ Nebelgäu wird scherzweise der vordere Walgau genannt, der häufigen Nebel wegen, die sich namentlich zur Herbstzeit über denselben lagern.

Er söll mit Mâ und Wâfa kô,
Mâ luegi noch, wèr Mâster werr“.

„Und vor ma-n-üsrem Städtle dà
A's neua Herr de Schwizer setzt,
So würd bi Gott! mî Hellebard
Neu gschäftet und der Säbel gwetzt“.

„Der Friedli ist is, sèll ist währ,
En lieba, freia Herra gsî,
Drum wenn mer em i Krüz und Nôth
O' sine treua Bürger sî“.

„Du bišt en Mâ“, der Rîter sêt,
„Dir will i' mi' z' erkenna gê,
Se lueg: i' bî der Friedli sèlb,
Kumm gritta hêr vom Bodasê“.

Der Wächter loset fast wia nârrsch,
Er štünt und štünt — „und wenn er's wâr —
I' mueß go doch dem Schèdler zue,
Der kennt en z' best vò frûiher hêr“.

Druf springt er z'wèg und bringt de Bricht:
„Ei, Schèdler, kond doch met zum Thôr,
En Rîtersmâ um Ilâß rüeft,
Er sei der Herzog, git er vôr“.

Der Schèdler gâht und redt bim Thôr
De Rîter â, und nâ' 'ma Wârt
Se rüeft er scho: „Der Herzog is,
I' kenn en â der Redesârt“.

Der Wächter štammelt i der Angst:
„Herr Jesis na! er würd's net sî“,
Und štôbt bim Thôr de Rîgel z'ruck,
Und Herzog Friedli ritet î.

II.

Was mag doch für 'na Gaude sî
 Bi'r Krôna z' Bludez noch so spât,
 Ma merkt 's am hella Fensterschî,
 Wia 's hînicht hoch noch hêragâht.

Ei já! es sind halt Bürger hût
 Nà' Mitternacht noch zémmakô,
 Es hàt 'na drum der Schèdler dùtt,
 Es sei der Herzog z' Héngert dá.

Jetz thuen si' Fürst und Bürgerslût
 Im lieba Frîde wôhl sî lô,
 Und bsunders schmeckt 's dem Friedli hût,
 Er lát a guet Thâl Schöpplè kô.

Und wia ma dá so sitzt und trinkt,
 A ganze Tischat muntre Gäst,
 Der Friedli still dem Schèdler winkt
 Und sêt: „Es fehlt en Mâ bim Fêst“.

„Ei gang und bricht dem Wächter zue:
 I' thûi em fründle sâga lô,
 Er hei für hût sî Nachtwacht thue
 Und sôll a bitz i d' Krôna kô“.

Der Wächter druf mit schwèrem Mueth
 I d' Krôna kunnt und fallt uf d' Kneu:
 „Verzihen 's, Herzog, sind so guet,
 Dass i' so grob gsî hût met Eu'!“

Der Herzog aber gît em d' Hand:
 „Schlag î, du bist en Bîdermâ,
 Und hätt i' vil so Lût im Land,
 Der Kaiser hätt mer nût me â“.

„Jà, Wächter, nu' hellf und frisch,
I' zürn der dine Gröbi net,
Und stand doch uf und sitz an Tisch
Und trink a Schöpple Rôtha met“.

„Denn vor d' in bluetiga Kampf und Strit
Mit Hellebard und Säbel gähst,
Se räthi', dass zer rèchta Zit
A Schöpple Wî der zuekô lást“.

Dia Red hät gueti Lûna gmacht,
Hoch wûrd der Friedli leba glô,
Jà, sèllmâl hät ma i der Nacht
Noch ménga Schoppa springa lô.

Und wia ná'm goldna Margarôth
D' Frau Sunna wéder z'wèg kô is
Und fründle ahaluegt vom Grát,
Se sitzt mî Gsellschaft noch am Tisch.

Dà sêt der Friedli: „Liebe Lût,
Es mueß amâl halt dèchter si,
I' mach mi' z'wèg, i' hõ jetz Zit,
Der Tag schaut schõ zum Fenster i“.

Druf hond em d' Bürger d's Glât noch ggê
Dem Berg¹⁾ zue d's Klosterthâl durî,
Und wîters wâß i' nümma mêh,
As sèll sind bîdre Zita gsî.

Von dieser Affaire des flüchtigen Friedrich mit der leeren Tasche mit dem Thorwächter in Bludenz und dem fröhlichen Gelage des Herzogs mit seinen getreuen Bürgern erzählt man im Walgau noch allerwegen. Die ganze Begebenheit scheint

¹⁾ »Der Berg« wird häufig in Vorarlberg schlechtweg der Arlberg genannt, zu dessen Füßen sich diesseits das Klosterthal, jenseits aber das Stanzerthal ausbreitet.

aber nicht in das Gebiet der Sage zu gehören, sondern ist nach einigen historische Thatsache und in neuerer Zeit wieder in einer alten Handschrift aufgefunden worden¹⁾. Bludenz gehörte ehemals den Montforten von Werdenberg. Graf Albrecht von Werdenberg, der keinen Sohn hatte, verkaufte die Herrschaft mit Vorbehalt lebenslänglichen Besitzes im Jahre 1394 an Herzog Albrecht von Oesterreich. Zweiundzwanzig Jahre nun nachher kam nach der erwähnten Handschrift Herzog Friedrich, der Graf zu Tirol, in finsterner Nacht, der Haft zu Constanz entflohen, vor die Thore dieses Städtchens, welches ihm erst wenige Jahre vorher zugeschworen hatte. Der Wächter verweigerte den Einlass, wollte ihn auch dann nicht gewähren, als sich Friedrich genannt hatte, und meinte: „es seien schwer seltsame Lauf vorhanden; man läst nicht einen jeglichen gleich in“. Der Herzog berief sich auf einen Bludener Bürger, namens Schedler, der denn auch herbeikam und ihn erkannte. Als der Wächter sah,

¹⁾ [Dieselbe wurde bereits oben in der Anmerkung zum »Thänenbächlein« als in Zellwegers Urkunden I, 2., 149 ff. und in der »Neuen Zeitschrift des Ferdinandeums« II, 109 ff. gedruckt erwähnt. Die Treue der Bludener muss als eine geschichtliche Thatsache anerkannt werden. Sie erprobte sich zuerst, als »die von Montafun und Runggalin« sofort in den Bund mit den Appenzellern traten, während die Bludener dem Grafen Albrecht von Werdenberg getreu blieben. Nachdem der söhnelose Graf Albrecht Bludenz an Oesterreich verkauft hatte »mit gunst, wissen vnd willen der von Bludenz vnd der von Montafun«, schwuren die Herrschaftsleute Oesterreich Treue noch bei Lebzeiten Albrechts, der sie nach dem Vertrage bis an sein Lebensende regieren sollte. Als Herzog Friedrich infolge der Vorgänge auf dem Concil zu Constanz gebannt und geächtet war, verlangte Friedrich von Toggenburg, dass Bludenz dem Reiche und dem Könige Siegmund schwöre. Die Bludener schlugen dieses ab, selbst als man mit Gewalt drohte. Diese Nachrichten jener alten Handschrift erhalten eine merkwürdige Bekräftigung durch die im Bludener Stadtarchive liegende Urkunde ddo. Wiener-Neustadt, 3. Mai 1420, durch welche die Freiheiten der Bludener und Montavoner bestätigt wurden. Es heißt dort: »Haben wir bedacht solch trew, frumkait vnd erberkeit, die an in scheinper ist, wan sy sich altzeit gegen vnsern vordern vnd vns als biderbe lewt hend lassen vinden, vnd sunder wan sy sich in vnsern widerwertigkeiten zu den zeiten, als vns vnser gnediger hr. der römisch künig grosz krieg vnd vngnad zuzoch, als vestiklich, manlich vnd kecklich hand widergehalten vnd bey vns als irem künftigen natürlichen herren vnd erbsfürsten sind beliben«.]

was vorgieng, fiel er dem Herzog zu Füßen; dieser aber setzte sich mit den getreuen Bürgern von Bludenz zum Mahle, lud auch jenen als Gast und schenkte ihm für seine treue Burghut eine Gabe. S. L. Steub, S. 107. — Durch diese Entweichung hatte sich Friedrich alle Aussicht auf Aussöhnung mit dem Kaiser benommen, die Reichsacht wurde erneuert und von der heiligen Versammlung zu Constanz auch der Kirchenbann über ihn ausgesprochen. Die Stände Tirols besorgten eine Trennung der gefürsteten Grafschaft von dem österreichischen Hause und beriefen Ernest, den Bruder des Geächteten, zur Regierung des Landes. Zur Ausführung des Entschlusses, seinen Bruder zu retten, gebrach es an Geld; darum versetzte Ernest im Jahre 1417 die Herrschaft Feldkirch an den Grafen Friedrich von Toggenburg, der sich trotz der Abneigung des Volkes gegen ihn in seinem neuen Besitzthume mit Gewalt behauptete. Toggenburg wollte auch Bludenz und Montavon sich unterwerfen, allein die Bürger von Bludenz verschanzten sich und erklärten, nur dem Herzog Friedrich Treue geschworen zu haben, und diesen Eid werden sie halten bis in den Tod, worauf sie ferner unangefochten blieben.

11.

Die Schlacht bei Frastanz.

(Prugger Joh. Georg, S. 49. — Weizeneger-Merkle III, 230 f.¹⁾)

Es war am 20. April des Jahres 1499, als in Frastanz eine Hauptschlacht geschlagen wurde zwischen den schweizerischen Eidgenossen und dem schwäbisch-kaiserlichen Heere. Letzteres war theils auf dem Lanzengast, einem Schenkel des Rojaberges, theils in der Ebene zu Frastanz gelagert. Die schweizerischen Eidgenossen theilten ihr Heer in zwei Abtheilungen; während die eine von der Vaduzer Straße aus direct gegen

¹⁾ [Man vgl. über die Schlacht besonders P. Kaiser, »Geschichte des Fürstenthums Liechtenstein«, S. 289 ff. und W. Meyer, »Die Schlacht bei Frastanz im Jahre 1499« im Archiv für schweiz. Geschichte XIV, 24—118.]

den Feind vorrückte, die Höhe am Lanzengast eroberte und die dortige Mannschaft, der stählerne Haufe genannt, aufs schwäbische Hauptheer in der Ebene zurücktrieb, wurde die andere, aus zweitausend Mann bestehende Abtheilung von Ulrich Mariss, einem geldgierigen Bauer aus Schân, um bedungenen Lohn auf geheimen Bergpfaden bis auf Amerlügen in die linke ganz sicher geglaubte Flanke des Feindes geführt, was den Sieg der Eidgenossen entschied. — Nun erzählt die Sage, dass ein Hirtenknabe auf Amerlügen, als er die heranziehenden zweitausend Schweizer bemerkte, um seinen Landsleuten auf dem Lanzengast und der Frastanzer Ebene ein Zeichen zu geben, so lange mit aller Kraft in sein Horn blies, bis er athemlos zur Erde sank. — Weiter berichtet sie, man habe dem Verräther den bedungenen Lohn ausbezahlt, aber auf dem Stege über die Ill zwischen Frastanz und Gävis soviele Spieße, Büchsen und Rüstungen auf ihn gehäuft, dass er darunter ersticken musste. — Auch die Weiber von Gävis sollen an der Schlacht männlichen Antheil genommen und sich das jetzt noch bestehende Recht erworben haben, das Rosenkranzgebet in der Kirche anfangen zu dürfen, was sonst überall von Männern geschieht¹⁾.

12.

Kaiser Max in Valduna.

(Mündlich. Feldkirch.)

Der Kaiser Max ist, ho mer säga lö,
 Amál ná' 'm Schwizerkrieg vo Feldkirch hër
 Verschwitzt und durstig ge Valdûna kô
 Und sêt: „A Schlückle Wî wâr mî Begêhr“.

¹⁾ An diese Schlacht bei Frastanz (wohl die blutigste, die auf vorarlbergischem Boden geschlagen wurde) erinnert eine an der Straße nach Frastanz erbaute Kapelle, unter deren Vordach ein Schlachtschwert und eine Hellebarde aufbewahrt werden; auch wird noch in unsern Tagen am dritten Tage der Bittwoche bei Einsegnung der Felder ein Gebet für die Gefallenen verrichtet. — Vgl. mit obigem die römische Sage von Tarpeia, welche, erdrückt von der Last des auf sie geschleuderten Schmuckes, ihr Verbrechen des Verrathes der Vaterstadt mit dem Tode büßte.

Und d' Preire gäht und holt a Schöppl Wî
 Und ştellt 's a bitz verdattrat uf 'e Tisch:
 „Nend halt verlieb, 's işt nu' Ardetzner Wî¹⁾
 Mit wenig Farb und sürlecht, aber frisch“.

Der Kaiser trinkt si Schöppl tapfer ûs,
 Verzûcht zwâr frîle d's Mûl, sêt aber doch:
 „I' hâ hût Durşt, und honder mêh im Hûs,
 So môchti' so ne Schöppl Krätzer noch“.

Das ander Schöppl kunnt, a dritts dernâ,
 Z'leş macht zum gueta-n-End das viert a Mâß,
 Doch wie Herr Max will fortzue wîter gôh,
 So trûmlet er, wenn d' 's sâga darfşt, grad râß.

Nach einigen war es im Jahre 1506, als Kaiser Maximilian I. Valduna besuchte, daselbst einen Imbiss und ein Mittagsschlâfchen hielt und es darauf mit der Pfarrei Satteins beschenkte. Kaiser Max liebte überhaupt Feldkirch und die Umgebung und hielt sich ôfter's auf seinen Zügen in die Vorlande oder auf der Rückkehr aus denselben dort auf. Der alte ehrliche Chronist Prugger erzâhlt: Als der Kaiser 1510 von Innsbruck seine Vorlande zu besuchen gedachte, fragten ihn seine Hofherren, ob er über den Fêrn oder über den Arlberg und Feldkirch reisen wolle. Er antwortete, er habe zu Feldkirch schon sehr große Ehren empfangen, und die Bürger daselbst haben ihm mit dem besten Trunke also aufgewartet, dass er vermeine, wenn unser lieber Herr dahin komme, er mûsste ein Râuschlein trinken. Nach diesem würde obige Sage von einem einstigen Râuschchen des letzten Ritters mit Ardetzner Krätzerwein (war es nun in Feldkirch selbst oder im benachbarten Kloster Valduna) sich nicht wenig historischer Gewissheit nähern.

¹⁾ Ardetzen heißt der sonnige, langgestreckte Weinberg, der das Gebiet Feldkirch von der nahen Rheinebene scheidet.

13.

Die Heidenburg in Gävis.

(Mündlich. — Weizenegger-Merkle II, 219.)

Das heutige schöne Pfarrdorf Gävis hieß in alter Zeit Segavium, und in seiner Nähe soll das römische Clunia gestanden haben. — Von uralten Zeiten her erhielt sich im Munde des Volkes die Sage von einer Heidenburg¹⁾. Diese lag südöstlich von Gävis auf einem frei stehenden Bergkegel. Von dieser Hochwarte konnte jeder, war er Rhätier, Römer oder ein später Alemanne, den nahenden Feind von ferne sehen und seinen Weiterzug hemmen. Die einstigen Bewohner dieser Burg sollen an gewissen Tagen in weißen Kleidern paarweise den „Heidenweg“ herunter zu der großen Linde auf dem heutigen Kirchenplatze gekommen sein, ihren Göttern da geopfert und die Rückkehr über den „Lydaweg“ genommen haben. Beide Namen der Wege, von welchen der erste östlich, der andere westlich zur Burg führt, sind noch jetzt im Gebrauche.

Unter den Funden, die bei der Heidenburg zu verschiedenen Zeiten gemacht wurden, befindet sich auch eine Kupfermünze des Kaisers M. Claudius Tacitus († 276) mit der Umschrift: MP (d. i. IMPerator) G. M. Cl. Tacitus. Aug. Rev. MARTI PACIF.

¹⁾ [Ueber die »Heidenburg« handelte wiederholt J. Sh. Douglass in den Rechenschafts-Berichten des . . . Museum-Vereins in Bregenz und zwar: IV, 9 ff.; VII, 29 ff.; VIII, 72; ebenso vgl. man Douglass, Die Römer in Vorarlberg (im XII. Rechenschafts-Bericht . . . für 1871, S. 31 ff.). Während Douglass und viele mit ihm Clunia auf der »Heidenburg« suchten, nahm der Herausgeber dieser Sagen die Römermansion für Rankweil in Anspruch in seinen »Spaziergängen in Vorarlberg« (Bote für Tirol und Vorarlberg 1878, Nr. 154—160). — J. Zösmair verlegte infolge der durch ihn veranlassten Ausgrabungen römischer Bautenreste bei Altenstatt Clunia dorthin. Vgl. »Feldkircher Zeitung« 1884, Nr. 14, 18, 26, 30.]

14.

Die ersten Bewohner von Damüls.

(J. Bergmann, Untersuchungen über die freien Walser, S. 49.)

Die Kirche zu Damüls liegt 4023 Fuß [1281 m] über der Meeresfläche, und die umgebenden Berge: Uga, Trista (Mittagspitze), das Hohelicht u. a. übersteigen diese Höhe noch um einige tausend Fuß. Gleichwohl sollen nach der Sage auf diesen himmelanstrebenden Bergkuppen um Damüls schon in uralter Zeit vertriebene Leute ihr Leben geheim gefristet haben. Man will in der hochgelegenen Alpe Uga in Höhlen Staffeln bemerkt haben, Hohlwege und Steige mit noch leicht kennbaren Spurengängen über die höchsten Alpen, z. B. von Brand her durch die Ugner Mähder über Süns nach Laterns und dem Lande zu. Nun verspäteten sich nach der weitern Sage Jäger, die Grafen von Montfort der Linie zu Feldkirch, auf diesem Revier und fanden bei einbrechender Nacht im hohen Urwalde keinen Ausweg mehr. Bei ihrem Umherirren wädhnten sie, menschliche Stimmen zu hören, die aus dem Dunkel, zumal sie in dieser Oede kein lebendes Wesen gewahrten, gespenstisch klangen. Nach längerem Lauschen näherten sie sich mit Weidmanns Muth einer Felsengrotte und riefen mit fester Stimme hinein: „Wenn ihr da drin Menschen seid, kommt heraus!“ Bangen Herzens traten nun diese Troglodyten hervor, und beide Theile erzählten sich ihre Geschicke. Die Jäger fanden Nachtquartier, boten den Hilflosen ihren Schutz an und wurden von der Zeit an ihre Wohlthäter. Die schlechte Wohnung wurde bald mit einer bessern aus Holz vertauscht. — Das Klima soll durch den Schutz der Wälder bei weitem milder und der Boden fruchtbarer gewesen sein als jetzt¹⁾.

Mit den Leuten, die in uralter Zeit am Uga und Trista ihr Leben geheim gefristet haben, sind vielleicht die alten rhäti-

¹⁾ Man vgl. hierüber oben die Einleitung zur Abtheilung »Vergletscherung«, S. 162 ff.

schen Ureinwohner gemeint, deren Dasein in den Klängen Scaffells Garsella, Plazèra u. s. w. sich offenbart, während Namen wie Fontanella, Gavadura, Schadona andeuten, dass nach dem Rhätischen hier romanisch gesprochen wurde. — Die freundlichen Gastwirte der verirrtten Grafen von Montfort mochten schon Deutsche — Walser — gewesen sein, denen die Namen Brand, Böldmen, Schwendi u. s. w. entstammen.

15.

St. Fridolin

vor der offenen Gerichtsstätte zu Müsinen.

(Ein Gemälde auf einer hölzernen Tafel am Eingange der Kirche auf dem Berge zu Rankweil. — v. Arx I, 75 ff. — Weizenegger-Merkle II, 208. — Gustav Schwab, Der Bodensee (Stuttgart und Tübingen, 1827), S. 497. — L. Steub, S. 149. — [Gottfried Heer, St. Fridolin, der Apostel Alamanniens (Zürich, 1889)] J. Bergmann, Beiträge, S. 57.)

Im Laufe des siebenten Jahrhunderts erschien Fridolin, ein irländischer Glaubensbote, in Deutschland und Frankreich. Von dem fränkischen Könige Chlodwig II.¹⁾ erhielt Fridolin eine unbewohnte Insel im Rheine zum Geschenke, auf der er das Kloster Säckingen gründete. Auf seinen heilbringenden Wanderungen kam er auch in das Land Glarus im Gebirge Alemanniens, das den Gebrüdern Urso und Landolf gehörte. Urso führte als neugetaufte Christ ein musterhaftes Leben, vermachte dem Tode nahe seine Hälfte Güter dem Kloster Säckingen und entschlief selig in dem Herrn. Nach seinem Tode sollten die Güter laut Testamentes dem Kloster anheimfallen, aber der geizige Landolf setzte sich ungerechter Weise in Besitz derselben. Fridolin als Vorsteher des Klosters führte nun vor dem offenen Gerichte

¹⁾ Chlodwig II. war der jüngere Sohn König Dagoberts I. von Austrasien, der im Jahre 680 den Halbmond in den daher genannten Monstein jenseits des Rheines als Grenzzeichen zwischen dem damals bis hierher reichenden burgundischen Thurgau und Rhätien einbauen ließ. Derselbe König Dagobert bedachte die uralte Kirche zu St. Peter in Rankweil mit Gütern, weshalb alljährlich am 30. Juni Seelenmessen für ihn und seinen Sohn Siegebert II. daselbst gehalten werden.

zu Müsinen Klage, der Gegner leugnete. Das Gericht gab sofort Fridolin den Bescheid, seine Rechte durch Zeugen zu erweisen. Fridolin versprach, binnen festgesetzter Frist glaubwürdige Zeugen zu stellen, und zog aus übernatürlichem Antriebe nach Glarus zum Grabe des vor zwei Jahren verstorbenen Urso und rief den Todten, dass er im Namen Gottes wieder auflebe, um der Wahrheit Zeugnis zu geben. Und siehe! der Grabstein hob sich, die Erde kreiβte, und der Leichnam stand auf und wandelte mit Fridolin Hand in Hand zum Gerichte Müsinen, wo die Schöffen und Landolf schon der Zeugen harrten. Mit hohler Geisterstimme machte Urso seinem Bruder Vorwürfe und bekräftigte seine Schenkung vor den todtenblassen Richtern. Der kinderlose Landolf schenkte voll Entsetzen zu dem Antheile seines Bruders auch sein eigenes Gut dem Heiligen zum Baue des jungen Gotteshauses¹⁾. Der Todte ward von Fridolin wieder zur Ruhe in sein Grab geführt.

Die freie kaiserliche Reichsmahlstätte, *mallus imperii*, vor welcher Fridolin seinen Zeugen stellte, wurde seit dem grauen Alterthume bis ins fünfzehnte Jahrhundert unter freiem Himmel auf dem grünen Hügel zu Müsinen bei Sulz rechts am Frutzbach gehalten und wurde dann wegen der Schweizerkriege in das Dorf Rankwyl verlegt, jedoch mit Ehrung des alten Herkommens, dass das Gericht auf des Reiches freier Straße, höchstens unter einem Schutzdach mit offenen Seiten und nur im Winter in der Stube gehalten werde. Sein Sprengel reichte damals bis an den Arlberg, an den Septimer in Graubünden, an den Wallenstädter See, bis ins Thurgau und an den Bodensee. Mächtige Herren aus rhätischem und alemannischem Geschlecht waren seine Schöffen, und es saßen auf der Müsiner Wiese zu Gericht: die Grafen von Montfort, von Werdenberg, von Toggenburg, von Misox, die

¹⁾ Gewiss ist es, dass von uralters her Glarus dem Frauenkloster Säkingen gehörte und der hl. Fridolin nach dem Glauben der Väter als der Schutzpatron des Landes verehrt wurde. Bis auf den heutigen Tag erscheint sein Bildnis, ein wandernder Einsiedler, im Landeswappen. Ebenso war es auf die Münzen des Cantons geprägt.

Freiherren von Aspermont, von Belmont, von Rhäzüns u. a. Später, nachdem die alten Geschlechter untergegangen, wurden die zehn Beisitzer aus dreizehn freien Geschlechtern des Sprengels genommen. Der freie Landrichter wurde von der kaiserlichen Majestät gesetzt, im letzten Jahrhundert aber ward verordnet, dass es für alle Zeiten der Vogt von Feldkirch sein solle. Dies freie Landgericht erhielt sich bis zum Jahre 1806, wo Vorarlberg an Baiern fiel¹⁾.

16.

Der rothe Stein in der Fridolinskapelle zu Rankweil.

(Mündlich.)

An die Pfarrkirche auf dem Frauenberge zu Rankweil ist auf der Nordseite eine kleine Kapelle angebaut, die sogenannte Fridolins-Kapelle, darin ist zu sehen ein großes röthliches Quarzstück mit zwei Vertiefungen, in die mancher andächtige Pilger seine Knie senkt. Von diesem eigenthümlichen Betstuhle geht die Sage: Als Fridolin von dem Gerichte zu Müsinen in Sachen der Ursischen Güter (siehe die vorige Legende) den Bescheid erhalten hatte, die Wahrheit der Schenkung durch Zeugen zu erhärten, so verließ er die Mahlstatt und gieng in den Wald ober Rankweil, wo er sich auf einen Stein niederwarf, um im Gebete Trost für sein beklommenes Herz zu suchen. Plötzlich war's dem Betenden, als spräche zu ihm eine hehre Gestalt aus goldumsäumter Wolke: „Ziehe gen Glarus und rufe den todten Urso, dass er zeuge gegen Landolf“. Die überirdische Erscheinung verschwand, und der Stein, auf dem der Betende kniete, ward weich wie Wachs, dass tief seine Knie einsanken. Fridolin erhob sich und zog gläubig nach Glarus, wo auf seinen Ruf der Todte erstand. Der Stein nahm zwar seine natürliche Härte und Sprödigkeit wieder an, ließ aber die deutlichen Spuren von

¹⁾ [Man vgl. auch J. B. Rusch, Das Gaugericht auf der Müsinerwiese oder das freie kaiserliche Landgericht zu Rankweil in Müsinen (Innsbruck, 1870).]

den eingesunkenen Knien zurück und wurde von den Händen frommer Christen in die Kapelle gebracht, in der er heutzutage noch liegt.

17.

St. Columban und seine Schüler in Bregenz.

(Weizenegger-Merkle II, 282.)

Als der heilige Irländer Columban (geboren um das Jahr 560) seiner unwillkommenen Sittenpredigten wegen von dem üppigen Hofe des Frankenkönigs Theoderich II. verwiesen worden war, begab er sich mit seinen Schülern Gallus, Magnus u. a. nach Arbon am Bodensee zu einem frommen Priester, namens Wilimar, und fragte nach einem Platze, auf welchem einige Zellen in der Einsamkeit zu frommen Uebungen erbaut werden könnten. Wilimar antwortete: „Es findet sich ein verödeteter Ort, der die Spuren alter Gebäude unter Trümmern bewahrt, wo das Erdreich fett und zur Erzeugung von Früchten tauglich ist; hohe Berge stehen im Halbkreise, eine öde Wüste erhebt sich über der Stadt, die Ebene ist fruchtbar; wer hier Nahrung sucht, dem wird der Lohn der Arbeit nicht versagt; der Name ist Brigantium^{*}. Mit apostolischem Eifer eilten die Männer des Lichtes dem beschriebenen Orte zu und fanden da im Jahre 609 in der Kapelle der hl. Aurelia schon ältere Bemühungen vor, welche auf die Verbreitung des christlichen Glaubens hindeuteten¹⁾. Bald sahen sie ein, dass die Arbeit von vorne begonnen werden müsse, weil in der Aurelia-Kapelle drei eiserne Götzenbilder der Alemannen: Wodan, Thörr und Freya und vor denselben ein Kessel (cupa) voll Bier zum Opfertranke aufgestellt waren. Columban vertraute auf die Vorsehung, erwartete das Gedeihen von der Zeit und schlug mit seinen Jüngern einige Hütten auf. Ein frommer Wandel, stille Zurückgezogenheit und der Anbau des Landes befreundete die Alemannen

¹⁾ Der Märtyrertod der hl. Aurelia fällt nach Gerbert (Reisen durch Alemannien, S. 52) in das Jahr 458 unter dem Hunnenkönig Attila. [?]

mit diesen Ankömmlingen, die sich bestrebten, ihre Sprache zu lernen, und keine Gelegenheit versäumten, sich mit allen Sitten, Gebräuchen und Neigungen der Einwohner bekannt zu machen. Gallus besaß einige Kenntnisse in der Heilkunde und wusste besonders gut mit dem Fischfange umzugehen, so dass er oft den Hunger des Landvolkes mit seiner Ausbeute stillen konnte. Ermuthigt durch das bisherige Zutrauen, benützte Gallus ein großes Götzenfest, welchem Weiber und Kinder, Männer und Greise zugeströmt waren, theils um die Götter zu ehren, theils die Fremdlinge, von denen soviel Gutes schon zu ihren Ohren gekommen war, selbst zu sehen; er fieng an, diesen gutmüthigen Leuten den wahren Gott zu verkünden; seine begeisterte Rede fand ein geneigtes Gehör, und der größte Theil zeigte eine solche Ueberzeugung, dass der Prediger es wagen durfte, die Götzenbilder zu zertrümmern, in den See zu werfen und den Bierkessel auszuschütten. Unter Gebeten und Gesängen errichtete Columban einen Altar, weihte die Kapelle zum christlichen Gottesdienste ein, brachte Gott das unblutige Opfer des neuen Bundes dar und taufte die hinlänglich unterrichteten Alemannen. Nach dreijährigem segensreichem Wirken trennten sie sich, Columban zog nach Italien, Gallus nach Arbon und St. Gallen.

Die Beschreibung des Priesters Wilimar zu Arbon sagt deutlich, dass das alte Brigantium¹⁾ damals in Trümmern lag; seine Zerstörung fällt wahrscheinlich in die letzten Zeiten der Völkerwanderung, wo die Römer bei dem ungestümen Andrang deutscher Volksstämme ihr eigenes Italien kaum schützen konnten und Vindelicien und Rhätien ihrem Schicksale überlassen mussten, oder in die Zeit von Attilas zerstörendem Rückzug aus Gallien. — Die Stelle, wo sich Columban mit seinen Jüngern niederließ, ist wohl schwerlich in den Niederungen am Bodensee zu suchen, denn diese mochten sich damals noch nicht im anbaufähigen

¹⁾ [Ueber das alte Brigantium vgl. besonders S. Jenny: »Die Römerstadt am schwäbischen Meere«. (Separatabdruck aus dem Oesterreichischen Jahrbuch 1889 von Freiherrn v. Helfert.)]

Zustande befunden haben. Richtiger wird man die Meinung finden, dass die Irländer ihre Zellen auf der terrassenförmigen Erhöhung unter dem ehemaligen uralten Grenzslosse Babenwoll aufschlugen, wo auf einem Felsen, genannt Gallenstein, eine im Jahre 1614 ansehnlich erweiterte Kapelle stand, die das Bildnis des hl. Gallus enthielt und besonders von Kranken, Fieberleidenden und Bedrückten zahlreich besucht, später aber aus Mangel an Fonds zu ihrer Unterhaltung abgetragen wurde¹⁾.

18.

St. Arbogast.

(Mündlich.)

Der Weg vom Dörfchen Klaus im vordern Walgau führt in sanfter Steigung durch schattige Waldung in heitere Landschaft gen Götzis, wo auf einem Hügel, wenn auch gebrochen, stolz der Thurm von Neu-Montfort sich erhebt. Darunter liegt eine liebliche Wiese, von Nussbäumen umschattet, und auf ihr die ehrwürdige Kirche St. Arbogast. Diese Kirche führt, wie eine fromme Sage geht, ihren Namen vom hl. Arbogast, einem Schottländer (nach andern war er aus Aquitanien gebürtig), der in dieser traulich-stillen Einsamkeit als Einsiedler lebte. Derselbe wandte sich nach einigen Jahren beschaulichen Lebens von hier nach Straßburg, wo er bekanntlich zum Bischof gewählt wurde und in große Huld und Vertrautheit mit dem austrasischen König Dagobert kam, der nichts beehrte als Arbogasts Reden und weisen Rath, gleichwie in späterer Zeit Kaiser Karl der Dicke den Schottländer St. Eusebius, der auch in unserer Gegend auf dem Victorsberge als Einsiedler lebte, häufig zurathe zog.

¹⁾ [Man vgl. J. Zösmair, Gründungsgeschichte der Voralberger Klöster des Mittelalters. I. Das Zeitalter der Schottenklöster und des Benedictiner-Ordens. 1. Die Schottenansiedlung zu Bregenz 610—618. (XXII. Jahres-Bericht des . . . Museum-Vereins in Bregenz für 1882, S. 24—26.)]

19.

St. Eusebius.

(Weizenegger-Merkle II, 221. — J. Bergmann, Walser, S. 20. —
L. Steub, S. 151.)

St. Eusebius, ein geborner Schottländer, war Profess des berühmten Benedictiner-Stiftes St. Gallen. Seine besondere Liebe zur Einsamkeit bewog ihn, vom Abte Harmut die Erlaubnis zu erbitten, sich ganz in eine Einöde zurückziehen zu dürfen. Mit dem Segen des Abtes zog er dann um das Jahr 850 auf den unweit Rankweil oberhalb Rõthis gelegenen Victorsberg und lebte daselbst viele Jahre verschlossen in seiner Klausen. Er verließ die Kemeate nur selten, sondern belehrte und unterrichtete alle, die zu ihm wallfahrteten, aus seinem Fensterchen. Einmal aber stieg er, Gottes Wort zu predigen, nach Prederis hinab, einem Oertchen, das unterhalb Rankweil im Blachfelde liegt. Als er dort seinem frommen Eifer genüge gethan, legte er sich, von der Hitze des Tages ermüdet, unter einer Linde zum Schlummer nieder. Zur selben Stunde kamen aber etliche heidnische Bauern des Weges, ersahen den christlichen Feind und schnitten ihm mit der Sense das Haupt ab. Diese versanken nach der Unthat in die Erde, St. Eusebius aber nahm mit der Rechten sein Haupt, gieng damit dreimal in die Runde und trug es dann gen St. Victorsberg hinauf.

Zu seinen Lebzeiten war Kaiser Karl der Dicke sein Freund gewesen und als solcher oft zu ihm in die Klausen gekommen, wo ihm der Einsiedler viele zukünftige Dinge weissagte. Auf seine Bitte schenkte der Kaiser den Berg und seine Güter zu Rõthis und die Höfe, Felder und Zehnten in Vinomna (d. i. Rankweil) dem Stifte zu St. Gallen, das dafür auf St. Victorsberg jahraus jahrein zwölf Reisende beherbergen und verpflegen sollte. Später kam dies Pilgerspital an die Grafen von Montfort

und das Minoritenkloster, das Rudolf, der letzte Graf zu Feldkirch, im Jahre 1381 gegründet und Kaiser Josef aufgehoben hat¹⁾.

20.

Der Konradsbrunnen in Hohenems.

(Weizenegger-Merkle III, 62.)

Es war im Jahre 907, als die Ungarn, die Feinde des Reiches, bis nach Baiern vordrangen und den Herzog Luitpold verjagten. Die Bestürzung war groß, und viele Dynasten und Herren suchten ihr Heil in der Flucht nach den rhätischen Gebirgen; so fand namentlich Heinrich von Altdorf und Ravensburg, aus dem Geschlechte der Welfen, mit seinem Sohne Konrad, dem nachherigen Bischofe von Constanz, eine Zuflucht auf dem Felsenschlosse zu Hohenems. Die Erinnerung an diese Begebenheit lebt noch in einer Volkssage, indem ein tiefer Felsenbrunnen der Burg von dem hl. Konrad den Namen und die Eigenschaft erhielt, dass jede Unreinigkeit, die man hineinwarf, das Wasser auf mehrere Tage versiegen machte.

21.

St. Gerold.

(J. Bergmann, Walsertal, S. 42. — Weizenegger-Merkle II, 61. — [Schnars] Der Bodensee und seine Umgebungen I, 85 (Stuttgart und Tübingen bei J. G. Cotta 1856.)

Im obern Walsertale auf der Sonnenseite, umgeben von schattigen Ahornbäumen, liegt inmitten einer großartigen Gebirgslandschaft das friedlich-einsame Klösterchen St. Gerold. Seinen

¹⁾ [Man vgl. J. Zösmair, Der Schotten-Convent auf St. Victorsberg 854 bis c. 896. (XXII. Jahres-Bericht des . . . Museum-Vereins in Bregenz für 1882, S. 40 ff.) — Zösmair veröffentlichte noch Aufsätze über den hl. Eusebius in der »Feldkircher Zeitung« 1883 November und 1884 November und December. — Dr. Martin Winder, Der hl. Eusebius, ehemaliger Anachoret auf St. Victorsberg (Bregenz, 1886).]

Namen führt es vom hl. Gerold aus herzoglich-sächsischem oder, wie einige wollen, aus dem Geschlechte der Herren von Sax im Rheinthale. Derselbe verließ nach der Legende seine Gemahlin und Kinder und erschien in der Mitte des zehnten Jahrhunderts hier in der Wildnis, die damals noch den Namen Frasuna führte, und lebte, nur dem Himmel bekannt, als Einsiedler mehrere Jahre. Als Wohnung diente ihm eine hohle Eiche, und Waldfrüchte waren seine Nahrung. Graf Otto, auf Jagdberg wohnend, ließ in dieser Wildnis jagen. Ein Bär, den Hund und Jäger aufgejagt hatten, lief zur Eiche und fand zu Füßen des frommen Mannes seine Rettung. Otto eilte auf die Kunde hievon sogleich dahin, um ihm seine Verehrung zu bezeigen, und schenkte ihm ein Stück Waldung, auf dem er ein Bethaus mit einer Zelle baute. Um dieselbe Zeit suchten voll kindlicher Sehnsucht Kuno und Ulrich ihren lang vermissten Vater Gerold und fanden ihn. Sie entschlossen sich, der Welt zu entsagen und bei ihm zu verbleiben. Bald vermochte er sie, nach Einsiedeln in das Kloster des hl. Benedict zu gehen, in welches sie 974 eintraten. Im Vorgefühl des nahenden Todes nahm der gottselige Greis seine Tasche voll Erde und pilgerte nach Einsiedeln und legte sie als Zeichen der Vergabung auf den Altar in der Kapelle der Mutter des Herrn. Nun kehrte er in sein Bethaus Fryson oder Frasuna zurück und beschloss am 19. April 878 sein frommes Leben daselbst. Als die Söhne den Tod ihres Vaters vernahmen, begaben sie sich mit Erlaubnis des Abtes in die Gerolds-Zelle und starben dort im Rufe der Heiligkeit.

Das Stift Einsiedeln ließ nun die Waldungen lichten und den öden Grund bebauen; die Ansiedler mehrten sich allmählich, und die Gemeinde nannte sich St. Gerold. Das Stift führte hier bald auch ein Kirchlein und ein klösterliches Gebäude auf und schickte zur Ausübung der Seelsorge für die Eigenleute und zur Einhebung der Einkünfte dieses Besitzthumes und der andern Güter dieser Umgebung einen Capitularen als Statthalter oder Verwalter unter dem Titel eines Propstes mit etlichen andern

Priestern dahin, daher die noch übliche Benennung „Propstei St. Gerold“. — Zur Bekräftigung der Legende findet man an der Klostermauer den sächsischen Rautenschild angebracht. In der Kirche ist das Grab des Heiligen und seiner Söhne, sein Haupt ist auf dem Altare zur Verehrung aufgestellt und seine Lebensgeschichte in Bildern an die Wände gemalt. Sein Sterbetag wird zu St. Gerold und Maria-Einsiedeln festlich begangen. — Obigen Grafen Otto von Jagdberg hatte man lange Zeit fälschlich für einen Grafen von Montfort gehalten. Nach J. Bergmann aber (Beiträge, S. 55) war er sicherlich nicht aus dem Geschlechte der Grafen von der Fahne, indem zur Zeit des hl. Gerold in diesem Gaue noch kein Montfort gebot. Herr Bergmann hält diesen Otto für einen Sohn des Herzogs Luitolf von Schwaben († 957), somit für einen Enkel Kaiser Ottos I., aus dessen erster Ehe mit Etgid, Tochter König Eduards von England¹⁾.

22.

Die seligen Geschwister Merboth, Diedo und Ilga.

(Nach einer kleinen Broschüre mit obigem Titel von Theophilus Nelk.

Lindau, 1844.)

Der innere Bregenzerwald, ein schönes triftreiches Bergthal, war ursprünglich eine Alpe, die zum Theile den alten um 1158 erloschenen Grafen von Bregenz gehörte und von den Benedictinern des Klosters Mehrerau im zwölften und in den folgenden Jahrhunderten urbar gemacht wurde. Als die ersten Culturpunkte treten ans Dämmerlicht Alberschwende, Schwarzenberg und Andelsbuch. Diese drei Orte sind die Stätten, wo die

¹⁾ [Man vgl. J. B. Rusch, Geschichte St. Gerolds des Frommen und seiner Propstei in Vorarlberg (aus dem XLIII. Bande des von der kaiserl. Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Archivs für Kunde österreichischer Geschichtsquellen besonders abgedruckt. Wien, 1870). — P. Adelrich Diezinger, Kurze Geschichte der Propstei St. Gerold in Vorarlberg (Einsiedeln, 1878). — J. Zösmair, Die Propstei Friesen, später St. Gerold genannt (im XXIV. Jahres-Bericht des . . . Museum-Vereins in Bregenz für 1885, S. 30—48).]

Geschwister Merboth, Diedo und Ilga ein selig Leben führten. Sie stammten nach der Sage im elften Jahrhunderte aus dem Geschlechte der Grafen von Bregenz.

Merboth (Merbod) trat in seiner Jugend in das Kloster Mehrerau und wurde später, nachdem er zum Priester geweiht worden war, nach Alberschwende in die Seelsorge gesendet. Merboth arbeitete am Seelenheile seiner geliebten Gemeinde durch eine Reihe von Jahren. An einem Sonntage nachmittags gieng der fromme Priester in eine Bauernhütte, in der ein krankes Kind war; er legte ihm die Hände auf, und siehe! der kleine Kranke war wunderbarer Weise augenblicklich genesen. Aber einige Bösewichter lauerten vor dieser Bauernhütte auf ihn, und als er aus derselben herausgieng, tödteten sie ihn mit knotigen Prügeln. — Auf der Stätte des Märtyrertodes wurde zu Ehren des seligen Merboth eine kleine Kapelle errichtet; im Jahre 1744 aber wurde an der Stelle dieser kleinen Kapelle eine größere, die heutige Wendelinskapelle, erbaut. In dieser findet sich eine hölzerne Bildsäule des Seligen; sie steht auf einer steinernen Tafel, welche auf vier steinernen Füßen über einer offenen schmalen Vertiefung ruht. Hier soll Merboths Grabstätte sein. Ganz in der Nähe dieser Stelle ist unter dem Fußboden der Kapelle eine kleine Quelle, zu der man auch außerhalb der Kapelle durch einen sehr schmalen Gang sich hindurchdrängen kann. Das Wasser dieser Kapelle wird von augenkranken Wallfahrern als Heilmittel benützt. Insbesondere ruft man Merboth für kranke Kinder an. Kleiderstückchen von Kindern legen fromme Wallfahrer der oben erwähnten Statue auf die Arme und legen die Kinder selbst auf jene steinerne Tafel — flehend um Merboths hilfreiche Fürbitte für sie. Zur Bezeigung des Dankes für wunderbare Hilfe vom seligen Märtyrer hangen an der Wand der Wendelins-Kapelle bei der erwähnten Statue zahlreiche Votivtäfelchen und wächserne Abdrücke von kleinen Extremitäten. Auch ist daselbst ein kleines Gemälde zu sehen, das folgende Volkssage darstellt: „Ein frommer Schuster war ein besonders andächtiger Verehrer des seligen Merboth. So oft er frühmorgens irgendwohin auf sein Tagwerk gieng, kehrte

er in der Kapelle ein und verrichtete da sein Gebet zum seligen Märtyrer. Er starb eines gottseligen Todes; und als seine Leiche an der Kapelle vorüber geführt wurde, läuteten sich die Glöcklein allzumal im Thürmchen derselben von selbst“.

Diedo war ein leiblicher Bruder des seligen Märtyrers Merboth. Er floh den Glanz seines gräflichen Hauses und begab sich in jene Gegend des Bregenzerwaldes, welche jetzt Andelsbuch genannt wird. Aber als Diedo dahinkam, schimmerten dort noch keine schmucken Häuser, mit Schindelpanzer bekleidet, in sonnenhellem Thalspiegel, sondern ein finsterer dichter Urwald starrte ringsumher. In dieser Wildnis wollte Diedo als Einsiedler Gott dienen, fern vom Geräusche der Welt. Er baute sich eine kleine Zelle oder ein Einsiedler-Hüttchen mit einem Bethaus, begann sofort auch die Ausschwendung im dichten Walde ringsumher und machte urbares Feld und verband so mit den Andachtsübungen die Arbeit. Im Jahre 1097 entschlief er gottselig in dem Herrn. Ueber seinem Grabe erhob sich bald die Pfarrkirche von Andelsbuch. Noch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts legten Weibspersonen, um dem Seligen ihre Verehrung zu zeigen, Kleidungsstücke auf das Grab desselben, das mitten in der Kirche zu sehen war. Im Jahre 1718 wurde die Pfarrkirche auf dem nämlichen Platze neu gebaut, und seit der Zeit ruhen die ehrwürdigen Gebeine Diedos an der Kirchenmauer gegen Norden in einem eigenen kleinen Gemäuer zwischen dem Seitenaltar und der Kirchenmauer. — Die fromme Sage erzählt weiter: Diedo und seine Geschwister Merboth und Ilga haben einstens dort, wo jetzt zwischen dem Pfarrdorf Egg und Andelsbuch die „Pfisterbrücke“ ist, voneinander Abschied genommen und geweint, und daher sei das Bächlein immer trübe. An den frommen Einsiedler erinnert auch noch ein Brunnlein, das gegen Morgen etwa vierzig Schritte von der Pfarrkirche in Andelsbuch entfernt ist und bis auf den heutigen Tag „Diedo-Brunnlein“ heißt, weil ehemdem der Selige von diesem Brunnlein sich den Durst gestillt.

Ilga (auch Hielta genannt), die leibliche Schwester Merboth's und Diedos, verließ auch ihr elterliches Haus und zog in

den Bregenzerwald, um sich dem beschaulichen Leben zu widmen. Hoch oben auf dem Lorena-Pass, über den der Weg von Alberschwende nach Schwarzenberg führt, nahm eines Tages Ilga von ihren Brüdern Merboth und Diedo Abschied und zwar an einer Stelle, wo aus hartem Gesteine eine Quelle vortrefflichen Wassers, das auch bei der größten Winterkälte nicht gefriert, hervorsprudelt. Ilga fasste dann nach dem herzlichen Abschiede aus dieser Quelle Wasser in ihre Schürze und trug es mit sich nach ihrem Einsiedlerhüttchen, das sie sich etwa eine halbe Stunde von der nachmals erbauten Pfarrkirche in Schwarzenberg vor kurzer Zeit aufgeschlagen hatte und wo sie Wasser vermisste. Etwa eine Viertelstunde vor ihrer Einsiedelei verschüttete sie etwas von diesem Wasser, das sie schon bereits drei Viertelstunden weit getragen; da entstand an dieser Stelle sogleich ein Quellchen, das heutzutage noch zu sehen ist. Das übrige Wasser brachte sie in ihrer Schürze bis zu ihrer Zelle, dort goss sie dasselbe auf den Boden hin, und siehe! auch da sprudelte sogleich eine Quelle des vortrefflichsten Wassers, die heute noch den Namen Ilga-Quelle führt. Ilga starb in ihrer einsamen Zelle im Jahre 1115, und über ihrem Grabe wurde im Laufe der Zeit die Pfarrkirche von Schwarzenberg gebaut. Das Wasser der Ilga-Quelle wird wie jenes in der Wendelins-Kapelle zu Alberschwende häufig von Augenkranken benützt.

23.

Entstehung des Klosters Valduna.

(Bucelini Gabrielis Rhaetia etc. Augustae Vindelic. [1666] p. 282. —
Weizenegger-Merkle II, 211.)

In dem einsamen Thale, genannt zur „güldinen Mühle“, zwischen Rankweil und Satteins, lebte gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts ein Einsiedler in einer hohlen Eiche, wo er öfters himmlische Erscheinungen hatte. Einst sah er auf dem Felsen des nachmaligen Klosters einen Engel sitzen und hörte dessen lieblichen Gesang, bald darauf entstiegen dem Platze mehrere Klosterfrauen mit schwarzen Scapulieren, und himmlische Genien

schwebten über ihren Häuptern. Die Erzählung dieses Gesichtes erregte bei den Bewohnern der Gegend ein ungläubiges Lächeln, dessen ungeachtet beharrte der Einsiedler darauf, dass einst auf diesem Platze ein Frauenkloster erstehen werde. — Um das Jahr 1311 befand sich Marquard Brehenzer, ein reicher Kaufmann aus Brixen, in diesem waldigen Thale auf einer Geschäftsreise und wurde da vom Blitze zu Boden geworfen, ohne weiteren Schaden zu nehmen. Furcht und Schrecken wirkten so auf Marquard, dass er sich entschloss, hier eine Zelle zu bauen und einsam zu leben, wozu der Graf von Montfort seine Einwilligung gab. Nach einigen Jahren verschwand der neue Einsiedler, die Landleute erinnerten sich der obigen Weissagung und bewogen den Grafen Rudolf, Grund und Boden zur Erbauung einiger Zellen für mehrere Jungfrauen herzuschenken. Drei Waldschwwestern aus Grimmenstein (Canton Appenzell) waren die ersten Ansiedlerinnen; sie sammelten Almosen und brachten es dahin, dass bald vierzig Schwestern von den freiwilligen Beiträgen des Landes leben konnten. Der Bischof Dietrich von Chur weihte die Klosterkirche 1398, und Papst Bonifacius IX. bestätigte 1402 die Stiftung und ließ eine Aebtissin wählen.

1) Dieser Marquard von Brixen erscheint in einer Urkunde des Grafen Rudolf VII. von Montfort vom Jahre 1388 dd. Feldkirch 23. Juni. In dieser Urkunde gibt der Graf benanntem Bruder Marquarden und seinen Nachkommen, die ein einsiedlerisch Leben führen, das Haus, die Hofstatt, den Garten etc. gelegen im Kirchspiel zu Rankweil und im Walde Valdun mit einem Umkreise von 55 Klaftern nach der Länge und 46 nach der Breite; befreit selbe von allen Abgaben und erlaubt ihnen, Bau- und Brennholz aus dem vorgenannten Walde zu nehmen. — In einer spätern Urkunde (6. Sept. 1389) vermehrte Graf Rudolf diese Dotation auf Fürbitte seines Schwestersohnes, des Grafen Heinrich von Werdenberg, mit neuen Grundstücken und Freiheiten und erlaubt ferner, dass, wenn sich keine Brüder mehr fänden, auch „frowen schwöstran die in gaitlichem schin vnn in ainsidlem leben da sint weltint“ unter denselben Begün-

stigungen sich daselbst niederlassen dürften. S. Urkunden der vier vorarlbergischen Herrschaften und der Grafen von Montfort (Wien, 1849) von J. Bergmann; Urk. XLV u. XLVI.

2) Die Nonnen dieses Klosters waren Clarissinnen und wurden von Kaiser Josef aufgehoben. Auf den Ruinen des klösterlichen Gebäudes erhob sich in neuester Zeit eine Versorgungs- und Irrenanstalt. Zu ihren Füßen breitet [breitete] sich ein stiller Bergsee aus, der dem engen, abgeschiedenen Thale viel Anmuth verleiht [verlieh].

24.

Das Kirchlein auf dem Christberge.

(Mündlich. — J. Bergmann, Walser, S. 68.)

Auf dem südlichen Abhange des 5250 Fuß [richtiger 1386 m] hohen Christberges, eines wald- und weidereichen Höhenzuges zwischen Dalaas im Klosterthal und Montavon, steht eine Kirche, still und klein, und schimmert freundlich auf die grünen Matten nieder. In dieser Gegend wurde vor Zeiten nach Silber gegraben, und da geschah es einmal, dass eine Grube einstürzte und den Knappen, die eingefahren waren, die Rückkehr abgeschnitten wurde. In ihrer Noth flehten die Verschütteten des Himmels Hilfe an und versprachen, an der Stelle, wo sie wieder zutag kämen, ein Kirchlein zu bauen. Wirklich fanden sie bald einen Ausweg und kamen wieder an das liebe Sonnenlicht und bauten, mit dankerfülltem Herzen ihr Gelübde lösend, das heutige St. Agatha-Kirchlein auf dem Christberge. — In des Kirchleins linker (nördlicher) Seitenwand, die etwas in den Bergesabhang hineingebaut ist, gewahrt man einen runden, grauen Fleck, der von der mehr weißen Färbung der übrigen Wandfläche auffallend absticht. Dieser graue Fleck bezeichnet nach der Legende das nun zugemauerte Loch, wo die Knappen durch gnädige Fügung Gottes glücklich dem Schachte entstiegen. Man wollte diesen Fleck schon oftmals verweißen, aber immer kam er binnen kurzer Zeit wieder zum Vorscheine, damit für immer ein Zeichen bleibe,

das an die glückliche, durch Gebet und Gelübde erwirkte Rettung der Erzknappen erinnere.

Das Kirchlein auf dem Christberge gehört in die Montavoner Pfarre Silberthal und ist im sogenannten gothischen Stile gebaut. Ueber dem Bogen des Chor- oder Hochaltares sind die Worte in Stein eingehauen: „maister kaspar schop 1507“, und auf einem wohl aus früherer Zeit herstammenden Postamente eines Seitenaltares steht in alterthümlichen Ziffern die Jahreszahl 1478¹⁾. — Jener graue Fleck in der Seitenwand des Kirchleins wird, freilich nicht so sinnig und fromm, als es die Legende thut, doch natürlicher erklärt durch die Erdfeuchtigkeit, die daselbst den Mörtel durchsickert. — Was die Legende weiter von Bergbau in dieser Gegend meldet, ist geschichtlich. Nicht nur am Christberge, sondern auch am benachbarten St. Bartholomäberge wurde besonders im fünfzehnten Jahrhunderte mit reicher Ausbeute nach Silber gegraben. Nachdem unter dem Erzherzoge Sigismund, dem Wiederhersteller der Münze, um 1448 die berühmte gewordenen Silbergruben am Falkensteine bei Schwaz eröffnet worden waren, erwachte im ganzen Lande auf einmal die Bergbaulust, so auch in unserem Montavon, das dem Berggerichte Imst unterstellt wurde. Am 12. October 1522 wird für die Bergwerke dieses Thales eine neue Bergordnung festgestellt, und im Jahre 1530 bestand zu Bludenz eine von diesem Bergbaue in Betrieb gesetzte Schmelzhütte. Die Familie von Fugger war auch hier eine der vorzüglichsten Gewerke. Wahrscheinlich sind die nachher ausgebrochenen Religionsstreitigkeiten, wovon sich unter den dortigen Knappen in den Jahren 1545 bis 1570 viele Spuren zeigen, an dem Verfall dieses Werkes schuld.

¹⁾ [Vgl. Dr. S. Jenny, Die St. Agatha-Kapelle auf Christberg (im XIX. Rechenschafts-Bericht des . . . Museum-Vereins in Bregenz, S. 60 ff.).]

25.

Das Bruderhüsle.

(Mündlich.)

Vom Kamm des Christberges und der kleinen Kirche zu St. Agatha führt ein jäher Steig in unaufhörlichem Zickzack, holperig, schmal und abschüssig den waldigen Bergesabhang hinab nach Dalaas. Ungefähr mitte Weges steht in stiller Waldeinsamkeit ein nischenartiges Kapellchen, geschmückt mit einem lieblichen Madonna-Bilde. Dieses Kapellchen führt im Munde des Volkes den Namen „Bruederhüsle“. Jeder, der den mühevollen Weg auf- oder niederkommt, setzt sich gerne zur Rast bei dem freundlich-einsamen Bruderhäuschen im Walde. Als seinen Gründer und Stifter nennt die fromme Sage einen nun längst dahingeshiedenen Tannberger. Demselben wurde seinerzeit ein Knäblein geboren, das Kind war aber todt zur Welt gekommen und konnte nicht mehr getauft werden, was den frommen Vater sehr betrübte. Solch todtgeborene, ungetaufte Kinder pflegte man damals nach Schruns im Montavon in die Kirche zu tragen und sie daselbst auf den Josefi-Altar zu legen. Alsdann zog man glaubwürdige Zeugen bei, stellte Gebete an, und siehe! da geschah es öfters, dass in die todtten Hüllen das Leben auf eine kurze Zeit wiederkehrte und der eilends herbeigerufene Priester die heilige Taufe ertheilen konnte. Der Tannberger, voll gläubigen Sinnes, befahl nun seinem Knechte, die Leiche auch nach Schruns zu tragen. Der Knecht mochte die Sache als Aberglauben ansehen, wenigstens trug er die Kindesleiche nur bis in den Dalaaser Wald, grub sie dort ein und kehrte wieder um. Daheim meldete er, er habe das todtte Knäblein auf dem Josefi-Altar in Schruns niedergelegt, und dasselbe habe alsbald durch ein plötzliches Rothwerden der Wangen und Lippen unzweifelhafte Zeichen des Lebens gegeben und sei sofort ordentlich getauft und zur geweihten Erde bestattet worden. Der Vater gab sich des zufrieden. — Nach einem Jahre

ward der Tannberger von seiner Ehefrau wieder mit einem Knäblein beschenkt, aber auch dieses war leider todt zur Welt gekommen. Diesmal war es der Vater selbst, der die Leiche nahm und sich damit auf den Weg nach Schruns machte, um seinem Kinde die heilige Taufe zuzuwenden. Er hatte ungefähr die Hälfte des Zickzackweges von Dalaas bis auf die Höhe des Christberges zurückgelegt, als er sich ermüdet niedersetzte, um eine Weile auszuruhen. Und wie er so dasaß und sich den Schweiß von der Stirne wischte, rief es neben ihm, wie er glaubte, unter einer Erdscholle: „Ätti, nüm mi' ô' met!“ Die Stimme rief aber bald noch einmal und recht wimmernd und kläglich. Der Tannberger grub nun in der Erde nach, und siehe! da kam die unversehrte Leiche seines letztjährigen Kindes zum Vorscheine, das er an einem Muttermale deutlich erkannte. Er errieth sogleich den Betrug des Knechtes und machte sich dann mit beiden Leichen wieder auf den Weg und trug sie gen Schruns. Dort gieng sein heißer Wunsch in Erfüllung, die Kindesleichen gaben während der Gebete der andächtigen Zeugen auf einige Augenblicke deutliche Lebenszeichen von sich, konnten giltig vom Priester getauft und auf dem Friedhofs beerdigt werden. Zur ewigen dankbaren Erinnerung an diese Begebenheit ließ der Tannberger an der Stelle, wo er die Kindesleiche ausgegraben, das „Bruederhüsle“ bauen und dotierte es mit einem Fonde, um es fortan in baulichen Ehren erhalten zu können.

26.

Der Bau der Pfarrkirche in Rankweil.

(Mündlich. Rankweil.)

Auf dem Felskegel, der nun die hochaufragende Rankweiler Pfarr- und Wallfahrtskirche zu „unserer lieben Frau auf dem Berge“ trägt und einen wunderfreundlichen Ausblick auf den vordern Walgau und seine rebenumkränzten Dörfer, das liebliche Rheinthal und die blauen Schweizergebirge den andächtigen und landlustigen Wallfahrern darbietet, stand vormalig die Feste

Schönberg, den Rittern von Hörnlingen zugehörig. Als Schönberg eingeeäschert war und wieder aufgebaut werden sollte, so wurde von unbekannter Hand bei Nacht immer abgebrochen, was man bei Tage gebaut hatte, und ein frommer, einfältiger Maurer, der bei dem Baue beschäftigt war, hörte öfters eine Stimme, man solle statt des Schlosses eine Kirche zur Ehre der Muttergottes erbauen, und diese Stimme hörten bald auch andere Arbeiter so vernehmlich, dass man den Bau des Schlosses aufgab und in der Thalebene eine Kirche zu bauen anfieng. Da geschah es aber, dass wunderbarer Weise das Werk des Tages nachts immer auf den Berg versetzt wurde. Daher wurde der Hügel der Gottesmutter geweiht und zu ihrer Verehrung die Kirche auf den Trümmern der Feste Schönberg erbaut. — Bei dem Brande der Feste Schönberg wurde ein Marienbild, das in der Schlosskapelle stand, mitten unter den verzehrenden Flammen unverletzt erhalten. Von dieser Zeit an wurzelte Andacht und Vertrauen zur göttlichen Mutter in diesem Bilde tief in den Herzen der Einwohner von Rankweil und der Umgegend, bis im Jahre 1657 Herr Hubmeister Christoph von der Halden, dem frommen Wunsche des Volkes entsprechend, die heutige Gnadenkapelle der Pfarrkirche anbauen und das theure Marienbild dahin übertragen ließ.

27.

Das wunderthätige Kreuz in Rankweil.

(Mündlich.)

In der Sacristei der Pfarrkirche zu Rankweil wird ein hölzernes Kreuz aufbewahrt, das durch die Schenkungen frommer Wallfahrer reich mit Silberplatten und Glasgemmen geschmückt und mit kostbaren Reliquien angefüllt ist und an Kranken schon wundersame Heilungen hervorgebracht hat. Dieses wunderthätige Kreuz wurde vor uralter Zeit von dem Wildbache Frödisch, der mit großem Getöse vom Gebirge niederstürzt, durch ein tiefes Thal herausrauscht und der Frutz zuströmend die Gebiete von Rankweil und Zwischenwasser scheidet, auf den Wogen daher-

geflözt und neben dem Weiler Muntlix, nicht weit von einem Brunnen, der jetzt noch der „Kreuzbrunnen“ heißt, ausgeworfen. Als das Kreuz gefunden wurde, erhob sich Streit zwischen den beiden Gemeinden Rankweil und Zwischenwasser, da eine jede sich den Besitz des Heiligthumes zueignen wollte. Endlich wurde auf den Rath eines ehrwürdigen Greises das Kreuz auf den Wagen eines Ochsespannes gelegt, mit dem Bedingen, den Ochsen freien Lauf zu lassen, und dass der Ort, wo dieselben aus ungefähr oder Himmelsschickung stille stehen, hierfür die Verwahrungsstätte des kostbaren Fundes sein solle. Die Ochsen setzten mit dem Heiligthume durch die Wogen der Frödisch und eilten geraden Weges nach Rankweil bis hinauf auf den Berg unserer lieben Frau, wo sie stillstanden. Daraus war der Wille der göttlichen Vorsicht sattsam zu erkennen und das Kreuz also in der Pfarrkirche zu Rankweil aufbewahrt. — Als man einst mit diesem Kreuze eine Wallfahrt nach Maria-Einsiedeln anstellte und über Nacht ausbleiben musste, konnte am andern Tage trotz alles Suchens das Kreuz zum Leidwesen des andächtigen Volkes nicht mehr gefunden werden, und verloren für immer schien das theure Kleinod. Als aber die Wallfahrer wieder nach Hause gekommen waren, fanden sie das Kreuz unversehrt an seiner erwählten Wohnstätte. Von dieser Zeit wuchs das Vertrauen zu dem Kreuze in den Herzen der Umwohner noch mehr, und jetzt noch scharen sich Gesunde und Kranke in der Pfarrkirche, um mit diesem heiligen Kreuze gesegnet zu werden.

Das Jahr der Auffindung dieses Kreuzes ist nicht nachzuweisen; aber schon die späterhin bei Gelegenheit neuer Fassung und Verzierung an demselben gemachten Inschriften verrathen ein hohes Alterthum. So heißt es: „Dieses Kreuz ist erneuert worden anno 1347 unter Herrn Grafen von Montfort, einen Commentur des St. Johann-Ordens“¹⁾. •

¹⁾ (Man vgl. Dr. S. Jeuny, Das hölzerne Vortragekreuz in Rankweil (im XVIII. Rechenschafts-Bericht des . . . Museum-Vereins in Bregenz über den Vereins-Jahrgang 1878, S. 8 ff.)]

Das Thiere ausgewählt werden, die den Ort bezeichnen sollen, wo Reliquien aufzubewahren seien, kommt in der frommen Sage oftmals vor. Diese weisenden Thiere sind sehr häufig der Ochs oder Stier wie in unserer Sage, aber auch der Bär, das Kameel u. a. Ein Graf Hugo von Burgund lud ein reich verziertes, mit kostbaren Reliquien gefülltes Kreuz auf ein Kameel und befahl, dem Thiere freien Lauf zu lassen; da gelangte es nach Niedermünster im Elsass, das damit in den Besitz des Heiligthumes kam. (Aug. Stöber, Die Sagen des Elsasses, S. 177 ff.)

28.

Die Entstehung des Bades Rothenbrunnen.

(Mündlich. Buchboden.)

Ungefähr eine Stunde Weges von der walscherischen Bergpfarre Buchboden entfernt, liegt in einem schauerlich-einsamen und unwirthlichen Thalkessel das in der ganzen Gegend gepriesene Bad Rothenbrunnen. Unweit von dem bescheidenen Badhause stürzt ein Wildbach vorbei, der den Namen Madonna-Bach führt. Ueber die Entstehung des Bades und des Namens dieses Wildbaches geht die Sage: Ein Hirt hatte einmal seine Herde in die Gegend getrieben, wo jetzt die Quelle aufgefasset wird, und während dieselbe graste, besah er sich von einem Hügel aus die Gegend, fand sie aber so wüst und unfruchtbar, dass er sich nicht enthalten konnte zu sagen: „Der Schöpfer hat dieses Thal doch zu wenig bedacht; wachsen ja kaum ein paar Halme um die Steinhäufen herum und ein paar Kräutlein den Bach entlang, dass sich kümmerlich die Schafe nähren können; warum soll denn dieses Revier des Schmuckes der Obstbäume, der Kornflur und üppigen Graswuchses entbehren?“ Während aber der Hirt auf dem Hügel bei sich selbst noch brummte, zog unter rollendem Donner und helleuchtendem Blitzen ein Ungewitter heran. Bald fiel der Regen in Strömen nieder. Der Hirt floh und wollte unter einer dichtreisigen Tanne unterstehen, aber während er eilte, brach unter seinen Füßen

das erweichte Erdreich, er stürzte in das Tobel des Wildbaches hinunter und verletzte sich schwer an einem Fuße. Geraume Zeit lag er hilflos da, und Schmerz und Angst lehrten ihn, die Augen gen Himmel zu erheben und inbrünstig um Rettung zu flehen. Der Regen ließ nach, der Himmel blaute wieder, und eine wunderbare Helle ergoss sich plötzlich über den nahen Tannenwald, und zwischen den Tannen trat die Muttergottes hervor, eine hohe Glanzgestalt, um Stirn und Haupt eine Sternenkronen. Engelmild neigte sie sich zum Verwundeten nieder und sprach: „Schilt nie mehr der göttlichen Vorsicht Werke, was sie in schauerlicher Wildnis und Gebirges Einsamkeit verborgen hält, wiegt oft die Ernte des Südens auf; bade nun dein verletztes Glied dort in jener Quelle, die silberfarben aus rothem Gesteine hervorsprudelt“. Darauf war sie verschwunden. Der Hirt kroch gläubig zur Quelle hin, badete den verletzten Fuß und fühlte alsbald die wohlthätige Kraft dieses Heilwassers. Dann rief er seiner Herde und zog dankerfüllten Herzens heimwärts und erzählte von der Muttergottes und der Wunderkraft der Quelle. Da baute man dann ein Badhaus und nannte die Quelle von dem rothen Ansatz, den sie zurücklässt, den „rothen Brunnen“ und den vorbeistürzenden Wildbach zur Erinnerung an die Erscheinung unserer lieben Frau „Madonna-Bach“.

29.

Sant Amerta¹⁾.

(Mündlich.)

Das Dorf Triesen²⁾ war einst eine schöne Stadt und hieß Trison; die Bewohner derselben lebten aber gottlos, so dass große Strafe über sie hereinbrach. Es flog ein Engel mit feuri-

¹⁾ D. i. eine Kapelle zu Ehren des hl. Bischofes Mamertus, gestiftet von Ludwig von Brandis im Jahre 1494.

²⁾ >Triesen (Trisun), ein sehr alter Ort, angeblich von Drusus gegründet zur Zeit, da er die Rhätier bezwang. P. Kaiser, Geschichte des Fürstenthums Liechtenstein, S. 156.

gem Schwerte in der Hand über die Stadt und rief: „Wer dem Untergange entgehen will, fliehe gen Sant Amerta!“ Diesem Rufe folgte nur ein einziges Weib; sie hatte zwei Kinder, und diesen gab sie gedörrte Obstschnitze zum Naschen und Spielen. Dann lief sie nach Sant Amerta in das Kirchlein und betete dort. Durch ein furchtbares Getöse aufgeschreckt, trat sie unter die Thüre des Kirchleins und sah zu ihrem Entsetzen das ganze Trison durch Rüfi überschüttet. Sie schlug jammernd die Hände über dem Kopfe zusammen und wusste nichts anderes zu thun, als wieder in das Kirchlein zu fliehen und zu beten. Als sie dann wieder heraustrat, war alles in Trison untergegangen mit Ausnahme ihres Hauses, und als sie dahinkam, saßen die zwei Kinder in der Stube hinter dem Tisch bei den Schnitzen. — Dieses Haus zeigt man noch; es sticht durch Größe und Alterthümlichkeit von allen andern Häusern ab; auch ist es in der ganzen Gasse das einzige Gebäude, das vor der Thüre eine „Bsetzi“ hat. Die St. Amerta-Kapelle steht auf einer Anhöhe über dem Dorfe.

30.

Das Bildstöcklein auf der Losen.

(Elsensohn, S. 33.)

Wenn man von dem schön gelegenen Dorfe Schwarzenberg den Weg nach Dornbirn über die sogenannte Losen macht, so kommt man beinahe auf der Höhe vor den letzten Vorsäßhütten zu einem gemauerten alten Bildstöckel, auf dem in einer Vertiefung auf einer hölzernen Tafel Christus am Kreuze dargestellt ist. Rechts oben an dieser hölzernen Tafel sieht man ganz deutlich ein rundes Loch wie von einer Stutzenkugel gemacht. Dasselbe soll auf folgende Weise entstanden sein: In den Napoleonischen Kriegen waren französische Soldaten am Schwarzenberg einquartiert. Als dieselben über die Losen nach Dornbirn zurückmarschierten und zu diesem Bildstöckel kamen, zielte ein Franzose fluchend nach dem am Kreuze hangenden Christus und drückte das Gewehr auf ihn los. Doch er schoss, obwohl

er ganz nahe war, fehl, und die Kugel berührte nur noch den obersten Theil der Tafel. Aber den Frevler sollte seine Strafe bald ereilen. Denn in Dornbirn in einem Wirtshause kaum angelangt, stürzte er zusammen und war eine Leiche¹⁾.

31.

Die Bregenzerwälderinnen erscheinen den Schweden als göttliche Wesen.

(Elsensohn, S. 33 ff.)

Vor dem Schwedenkriege hatten die Kleider der Bregenzerwälderinnen dieselbe Form und Gestalt, aber nicht dieselbe Farbe wie heutzutage. Denn während sie jetzt eine glänzenschwarze, faltenreiche bis zu den Knöcheln hinabreichende Juppe (franz. la jupe) und eine kegelförmige Kappe tragen, war die Farbe aller Kleidungsstücke damals weiß. Der Grund dieser Umänderung soll folgender gewesen sein: Als die Schweden nach der Einnahme von Bregenz sich an die Eroberung des Bregenzerwaldes machen wollten und auf ihrem Zuge bis hinter das Dorf Alberschwende kamen, erblickten sie plötzlich über sich eine große Schar weißgekleideter Wesen, welche, die Waffen schwingend, auf sie hinabstürzten. Staunen und Schrecken erfasste die Schweden, so dass sie alsogleich die Flucht ergreifen wollten; denn sie hielten die weißen Gestalten für himmlische Wesen, die gegen sie zum Kampfe heranrückten. Es waren aber nur Frauen und Mädchen aus dem Bregenzerwalde, welche, als sie von dem Anmarsche der Schweden hörten, wie Heldinnen Hauen, Picken, Sensen und Heugabeln ergriffen, den Schweden entgegenzogen, sie auf ihrer wilden Flucht einholten und alle sammt und sonders todt schlugen. Als nun die Bregenzerwälderinnen später vernahmen, dass sie in ihrer weißen Kleidung den Schweden wie himmlische Wesen vorgekommen seien, hielten sie die Sache selbst für ein großes göttliches Wunder und gelobten zum Danke, die weißen Kleider, die nur den Himmlischen gebühren, abzulegen

¹⁾ Eine ähnliche Sage bei Zingerle, Nr. 229.

und gegen dunklere umzutauschen. Noch vor einigen Jahren war im Gasthause zum Engel in Bezau ein solcher weißer Anzug zu sehen und wurde von der Wirtin als aus der Zeit vor dem Schwedenkriege herstammend bezeichnet.

Dieser Sage liegt ein geschichtliches Ereignis zugrunde. J. Bergmann aus Hittisau, Director des k. k. Münz- und Antikencabinets und der k. k. Ambraser Sammlung in Wien, der sich um die Geschichtschreibung Vorarlbergs unvergessliche Verdienste erworben hat, berichtet in einer Abhandlung: „Die Schweden in und um Bregenz und ihre Aufreibung durch die mannhaften Weiber des Bregenzerwaldes“ in dem Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst 1824, Nr. 116 f., S. 637 ff., nachdem er die früheren Kriegsereignisse, die Vorarlberg und besonders den Bregenzerwald im Schwedenkriege getroffen hatten, beschrieben hat, folgendermaßen:

„Gleich nach der Einnahme der Stadt Bregenz wurden von Wrangel zwei Compagnien — eine Polaken und die andere Dragoner — nach dem Gerichte Lingenau im vordern Bregenzerwalde ins Quartier beordert, wie der von der eigenen Hand Wrangels unterschriebene und mit seinem Sigille versehene Brief zeigt, welcher in der Lingenau'schen Gerichtslade im Original liegt.

Gegen das Ende des Sommers zog Feldmarschall Wrangel mit seiner Armee von Bregenz, nachdem er das Blockhaus zerstört, die Schanzen geschleift und das Schloss größtentheils gesprengt hatte, neben Lindau nach Schwaben hinab und ließ in Bregenz eine kleine Besatzung, so auch in Lingenau die zwei einquartierten Compagnien zurück, um diese Ortschaften noch gänzlich ausplündern zu lassen.

Die in Lingenau zurückgebliebenen zwei Compagnien thaten alles, um die armen Thalbewohner noch recht auf gut schwedisch auszusaugen und zu quälen; allein da man nach dem Abzuge der Armee von Bregenz von außen nicht mehr viel fürchten durfte und da Wrangel durch die Zurücklassung dieser ohnehin schlecht berittenen Truppen in dem ungünstigsten, durchschnittenen Terrain sich eines unverzeihlichen militärischen Fehlers

schuldig gemacht und die beiden Compagnien nach dem Ausdrücke eines gleichzeitigen Manuscriptes: „Exponiert und quasi zur Schlachtbank geliefert“ hatte, so erhielten sie bald den verdienten Lohn.

Weil die meisten Weiber und Kinder sich wegen dieser privilegierten Plünderer in den Alpen aufhielten, machten diese Horden öftere Streifzüge in die Gebirge, sogar in die Innerwälder-Alpen hinüber. Nachdem nun die in den Alpen sich aufhaltenden Weiber von der Egg, Andelsbuch und Schwarzenberg (dem Stammorte unserer kunstgroßen Angelika Kaufmann und des in Aegypten gefallenen französischen Obergenerals Kleber) die Nachricht erhalten hatten, dass die in Lingenau einquartierten Compagnien über die Stangstadt zu ihnen einen Streifzug zu machen gedenken, hielten sie, Ungebür fürchtend, eine Unterredung über den Empfang und die Bewirtung dieser Gäste in den Alpen.

Die Schweden zogen längs der Suberschen Ach durch das Hörtobel und Steinpis voll Muthwillen hindurch, aber in der jenseitigen Gegend des sehr abschüssigen Fallenbachs war schon die ganze Schar dieser Männinnen, mit allerlei Waffen bewehrt, gleichsam in Schlachtordnung aufgestellt.

Da diese Schweden den Fallenbach hinaufkamen und die Höhe unverhofft besetzt fanden, erschraken sie und wähten, es seien weißgekleidete österreichische Soldaten, indem die Weiber nach damaliger Art noch in weiße Juppen gekleidet waren, und wollten die Flucht ergreifen. Allein dieses Juppenregiment ließ dem Feinde keine Zeit zur Flucht, sondern stürzte mit Wuth über denselben her, erschlug alle bis auf den letzten Mann, die nun dort am Fallenbach auf der rothen Egg, welche, von dem Blute der Erschlagenen gefärbt, diesen Namen erhielt und bis jetzt noch führt, begraben liegen.

Da dieser Sieg nachmittags um zwei Uhr erfochten wurde, so soll zu dessen ewigem Andenken in jenen drei benannten Pfarreien, aus welchen die Siegerinnen waren, die noch heutzutage übliche Gewohnheit entstanden sein, durchs ganze Jahr nach-

mittags um zwei Uhr, als der Siegesstunde, mit einer Glocke zu läuten.

Wegen dieses Sieges sollen auch die Weiber das Vorrecht erhalten haben, beim Opfergange in der Kirche um den Altar zuerst, d. h. vor den Männern zu gehen und sogar ganz voran mit dem Pfarrer zu beten“.

32.

Hattlerdorf.

(Vorarlb. Volkskalender für 1858. — Bregenz.)

In Dornbirn wüthete die Pest fürchterlich im Jahre 1628. In dem gegen Hohenems zu gelegenen Gemeindeviertel Hattlerdorf, welches damals nur einige zwanzig Häuser zählte, die meistens von Leibeigenen der Grafen von Hohenems bewohnt waren, soll nur ein einziges altes Mütterchen am Leben geblieben sein und eine Geiß ohne Hörner, dort „Hattel“ benannt. Dieser Umstand gab diesem Gemeindetheile den gegenwärtigen Namen.

Das Haus, welches das von der Seuche verschonte alte Mütterchen bewohnte, wird heute noch gezeigt; es ist das der Kirche zunächst gelegene und gegenwärtig Eigenthum des Messners. Eine Inschrift auf einer Holztafel in einer Nische der Umfangsmauer des alten Kirchhofes, welcher die im Jahre 1838 abgebrochene Pfarrkirche umgab, schilderte das Elend jener bedrängnisvollen Zeit unter anderen mit folgenden Worten:

„Klag, Klag, über Klag!
77 Todte in einem Grab.“

33.

Rochusses.

In jener schauervollen Zeit der Pest in Dornbirn fuhr der Todtengräber, durch eine kleine Glocke sich ankündend, bei einbrechender Nacht durch die Bezirke und Gassen der großen Gemeinde. Wo eine Leiche in einem Hause war, hielt er an,

lud die Leiche auf seinen Wagen und führte sie auf den Gottesacker, um sie dort zu beerdigen. Vor einem Hause angekommen, meldete man ihm, dass die Tochter verschieden sei. Stumm und gefühllos lud er die Todtgeglaubte auf seinen Wagen, um sie zu den vielen hundert andern in die kühle Erde zu betten. Der Liebhaber des Mädchens schritt, tiefbetrübt über seinen Verlust, hinter dem Wagen her. Plötzlich erfasste ihn der Gedanke: „Sie ist nicht todt!“ Er nahm sie vom Wagen, bemerkte Lebenszeichen bei ihr, trug sie nach Hause und pflegte sie sorgfältig unter eifrigem Gebete für ihre Wiedergenesung. Der Himmel erhörte seine Bitte, und sie wurde vollkommen gesund. Später bat er um ihre Hand, die dem Lebensretter nicht verweigert wurde. Nachdem der Priester sie am Altare ehelich verbunden hatte, gelobten sie, wenn der Himmel ihnen ein Knäblein schenken würde, ihm den Namen Rochus¹⁾ zu geben. Ihr Wunsch gieng in Erfüllung. Das Söhnlein erhielt bei der heiligen Taufe den vorher bestimmten Namen, gedieh, wurde groß und stark, und als sich Rochus, zum Manne gereift, verehlichte und Nachkommen erhielt, nannte man diese und auch alle spätern Nachkommen seiner Nachkommenschaft bis auf den heutigen Tag Rochusses.

34.

D e r S p û s a g a n g .

(Mündlich. Brand.)

Von Salaruel in Gampertona führt ein enger, steiler und sehr hoher Pfad übers Joch in die Alpe Zalim ober Brand. Allenthalben fließen von den steilen Schrofen die Wasser, zu

¹⁾ Der hl. Rochus kam in Montpellier in Frankreich zur Welt und war der Sohn vornehmer Eltern. Von der frühesten Jugend an befiess er sich der Tugend und Frömmigkeit. Als zwanzigjähriger Jüngling verlor er durch den Tod seine Eltern, verließ seine reiche Erbschaft und pilgerte nach Rom zu den Gräbern der heiligen Apostel. Schon frühe hatte er einen hohen Grad der christlichen Vollkommenheit erreicht und befreite in Italien viele Städte durch sein Gebet zu Gott

feinstem Staubregen aufgelöst, in Schleierfällen nieder. Ja, es sind die wallenden Schleier jener schönen „weißen Frauen“, die mit geisterhafter, marmorkalter Hand das am entsetzlich schwindeligen Pfade niedersteigende liebende Paar schützend geleiteten zu dem Orte, wo allein es einen sichern Hort für seine treue Liebe fand. Noch heutzutage heißt dieser schwindelerregende Steig der „Spūsagang“.

Es soll zur Zeit der Reformation ein Brautpaar, namens Johannes Lampert und Elisabeth Sentin, von Seewis über den Spūsagang nach Brand gekommen sein. Beide wollten dem alten Glauben treu bleiben, ließen sich in der Heimat verkünden, flohen aber in der Nacht vor der Hochzeit über das Gebirg nach Brand, wo sie ihre Hochzeit hielten und sesshaft wurden. Da sie ohne Nachkommen starben, so erscheinen ihre Namen im pfarrlichen Urbar zu Brand unter den frommen Stiftern, jedoch ohne jede weitere Angabe¹⁾.

35.

Der Zimper.

(Mündlich. Brand.)

Im Zarotlathale bei Brand erhebt sich eine mächtige, kegelförmige Felsenspitze (über 8000 Fuß) [2640 m], die man Zimper nennt. Sie soll ihren Namen durch folgende Begebenheit erhalten haben. Ein Jäger aus Brand kletterte der Jagd halber an den Abhängen des Zimpers herum und verstieg sich so weit, dass er die höchste Spitze erreichte. Freude und Schrecken

von der Pest. Er starb, in sein Vaterland zurückgekehrt, im Rufe der Heiligkeit im Jahre 1527 und wird in gefährlichen Krankheiten von den Gläubigen als Fürbitter bei Gott um Hilfe angerufen.

¹⁾ [Andere Sagen ähnlichen Inhalts über unsern »Spūsagang« finden sich: in Sutermeisters »Schwizer Dötsch«, Heft 29 f., S. 74—134 eine Alpennovelle »der Spūsagang« von Michael Kuoni; dann in Seegers »Nit lugg lö«, S. 99 ff. ein schönes Gedicht »Gschpusa-Gang«. Man vgl. auch den Aufsatz von A. Dalla Tramosa, »Die volkstümlichen Dichter des österreichischen Rheinlands« in der »Deutschen Zeitung« vom 14. und 17. Juni 1887, Nr. 5549 und 5552.]

überfielen ihn. Er freute sich, der erste zu sein, der den Zimmer erstiegen habe; er erschrak, als er an das Niedersteigen dachte und in dem verwitterten Gesteine den rostigen Lauf eines Stutzens entdeckte, auf dem die Worte eingraviert waren: „Johannes Zimmer hier gestorben“. Beim Niedersteigen kam es unserm Jäger zugute, dass ein heißer Sommertag war. Er schnitt sich mit dem Messer Wunden in die Fußsohlen, damit das aus denselben triefende Blut auf den warmen Steinen klebe und ihn vor dem Ausgleiten und sichern Tode bewahre.

C.

GLOSSAR.

A.

ab, eine aus dem Mittelhochdeutschen (mhd.) noch übrige, im Hochdeutschen (hd.) veraltete Präposition in der Bedeutung von, vor, z. B. ab'm (ab ihm, vor ihm) erschrecken.

abe, **abi**, **abhin**, **hinab**.

[**Abedschnitz** (äbedschnitz) m., **Abendschnitt**, Mähen am Abend.]

absî infin., jemanden etwas **absî**, jemanden etwas absein, d. i. abschlagen, nicht gewähren.

âdili', ordentlich, in der Ordnung, wie es sich gehört.

afâha wie das folgende **afânga**.

afânga, seinem Gebrauche nach ein Adv. mit der Bedeutung 1. des mählichen Beginnens: nun einmal; 2. des Endens einer Handlung: nun endlich; 3. bereits, nun schon, nun wohl, doch mit dem Nebenbegriffe des Langsamkommens und Erwartens. Verändert wird die Form in **âfôh**, bei den Walsern, **afâha**, im Montavon, **afangs**, um Feldkirch. Es scheint, es sei diese seltsame Form als der zu Gunsten der Kürze aus seiner logischen Verbindung gewichene, daher in adverbialer Weise verwendete Infinitiv anfangen zu erklären. Fr.¹⁾

¹⁾ Fr. = Frommann Dr. G. Karl, dessen Monatsschrift »Die deutschen Mundarten« (Nürnberg I.—IV. Jahrgang) ich im Glossar vielfältig benützte.

Afechat m., der Advocat. Es ist eine einmal schon erwähnte Haupteigenthümlichkeit der Walser Mundart (der das Wort Afechat angehört), für k, besonders im An- und Inlaute ch zu setzen und zu sprechen.

âfôh, siehe afânga.

âfrûma verb., bestellen, in Arbeit geben.

[Agathûmer (âgathûmer), Eigenthümer.]

[âglâra verb., anlotzen, anstieren.]

Agricht (âgricht) n., das Angerichtete, die Zubereitung, Zusrüstung.

aha = abher, herab.

ahe, ahi, âhi = abhin, hinab.

âhe, walserisch für âne, hin, z. B. vor em âhe (âne), vor ihm hin.

[Ahôra (âhôra) f., Ahorn.]

albis, allezeit, immer; andere bei uns gebräuchliche Formen sind allig, allwîl, allawîl und

[Aliga (âliga) n., Anliegen.]

allad, letzteres vorzüglich im Unterland um Bregenz; mhd. allezan, alzan.

Allafanz m., lustiger Kauz, Spassvogel.

allawîl, allwîl, alle Weile, immer; siehe albis.

allerwärtig, allerwärts; nach und auf allen Seiten.

[allo!, allons! gehen wir!]

Alpmêster m., Alpmeister, „der Aufseher über eine Bergweide. Er wird des Frühlings vor der Zeit, da man die Herden auf die Berge treibt, von sämmtlichen Hirten (Pachthirten) der Weide (Alp) mit freier Hand gewählt. In Vorarlberg wählen desgleichen die Antheilhaber einer Bergweide einen Alpmeister frei aus ihrer Mitte“. Tobler, 20. Schmeller I, 47.

âm adj., arm. Plur. Amo, die Armen.

ama = einem.

amâl = einmal, einst [im Brw. amaul].

Amâble (âmâble), Ameislein.

Amer (âmer) m., schmerzliches Verlangen (nach-); âmern, âmera, lusten, heftig verlangen; ahd. âmar, mhd. âmer

neben *jâmar*, *jâmer*, Schmerzgefühl, Herzeleid (über einen bitteren Verlust); schmerzliches Verlangen; verb. *âmarôn*, *âmern*, *jâmern*. etc. Fr.

anandernâ, einandernach, nacheinander, in Aufeinanderfolge.
anara, der Dativ von *eine* = *einer*.

an jiez maul — ein jedesmal.

ara, der Dativ von *sie* = *ihr*; für *ara* steht häufig auch nur *'ra*, z. B. *er sêt zue 'ra*, er sagt zu ihr.

[*Arbat* (*ârbat*) f., Arbeit.]

ârdele wie obiges âdili'.

arem adj., arm; erinnert noch an das zweisilbige ahd. *aram*.

[*Arm* (*ârm*) m., Arm.]

Arneg (*ârneg*) f., Ordnung; daher das Verb. *ârna*, ordnen.

as, statt eines, ein, z. B. *as Wîb*, ein Weib; *as bitzle*, ein wenig; kommt in dieser Bedeutung nur bei den Walsern vor und ist eine jener sprachlichen Eigenthümlichkeiten, die sie aus ihrem heimatlichen Ursitze im Canton Wallis bis heute beibehalten haben. *as* [a's] steht auch für *als* und für *es*, besonders um Bregenz und im Montavon.

âschnèrza verb., schnarrend jemanden anreden.

[*asiamâl* adv., manchmal.]

[*asô*, *asou* adv., also.]

Assa (*âssa*) n., das Essen.

Atra (*âtra*) f., die Natter.

âtta, etwa; *âttes*, etwas.

Ätti m., der Vater; ahd. *atto*, mhd. *atte*, *ätte*; neben *Ätti* hört man auch *Drätti*, d. i. der *Ätti*, *Dätta* und *Datti*.

âu' = auch, bei den Walsern.

Aug (*âug*) n., Auge.

aut adj., alt, im Bregenzerwalde, z. B. *uf dan auta Platz*, auf den alten Platz; es ist dieses nicht das einzige Beispiel der Erweichung des *l* in *u*. Vgl. das in der Einleitung über die Mundart des Vorderwaldes Gesagte.

[*Azeig* (*âzeig*) f., Anzeige.]

B.

Bacha f., ein Stotzen, ein tüchtiges Stück; a Bacha Spèck, ein Stotzen, eine Binde Speck.

Bagga f., die Backe, Wange.

[Balisâtazû m., Palisadenzaun, Pfahlzaun.]

[Barga f., kleiner Heustadel auf Bergmähdern.]

bârwürdig adj., wahrheitsliebend, geraden, offenen Sinnes.

baschga verb., bemeistern, bewältigen; dasselbe Wort gilt auch in Schwaben und in der Schweiz; vielleicht verwandt mit dem ital. bastare.

Bâşti m., die Bestie, bestia.

batta, nützen, frommen, dienen; Bate, der Nutzen; barten, nützen, helfen.

[Batza m., alte Schweizer Münze im Werte von vier Kreuzern R. W.]

baud = bald, im Bregenzerwalde; vgl. die Bemerkung zu aut. bedûrli', bedauerlich, bedauerungswürdig; dann auch kläglich.

bêrna verb., Beeren pflücken, besonders Erd- oder Heidelbeeren.

Bett, i's Bett kô, in das Bett kommen, d. i. niederkommen, Kindbetterin werden.

Bhüetgott als subst. gebraucht, der Abschied; bim Bhüetgott, beim „Behüte dich Gott“, d. i. beim Abschied.

Bieble n., Zehnkreuzerstück. Pièce.

bileib, beileibe; na bileib, nein beileibe, beileibe nicht.

bim Blueßt, ein betheuernder Ausdruck; beim Blute Christi; Blust und Blut haben dieselbe Wurzel blûhen; Grimm, Wb. II, 170. Blut.

[Bimsa f., Binse.]

[bis imper. = sei.]

Bîsa n., im volla Bîsa, im vollen Laufe; daher bîsa verb. neutr., wild herumlaufen; wird vorzüglich vom Rindvieh gebraucht, wenn es, vom Bîsewurm (einer Gattung Bremse — oestro —) gestochen, wild herumläuft.

bîscha verb. impers., stöbern; vgl. das schweizerische und elsässische Bîse, Südwind.

bitz, a bitz, bitzle, a bitzle, wenig, ein wenig, ein bisschen.
[Bitza, bim Bitza s. v. a. bei Putz und Stiel, gänzlich.]

biwâhris Gott! behüt' uns Gott! Gott sei bei uns! Segensformel.

[blappet adj., schlapp (schlaff) herabhängend.]

[Blâst m., tiefer Athemzug; von blâso, mhd. blâs, blâst.]

Blätzle n., das Dem. von Blätz m., ein Stückchen Tuch oder Leinwand, besonders ein Lappen zum Flickern und Ausbessern der Kleider.

[blicko verb., blitzen; Brw.]

[blóßig adj., bloß, nackt.]

[boda adv., ziemlich. Vgl. mhd. woltân = wolgetân, tirol. wolt'n, paznaun. wotta. Vgl. bezüglich des Lautwandels witt = willst, sött = sollte, bott (ital. volta) in allbott.]

Böscha m., der Busch, mit Anlehnung an das ital. bosco.

brächt = bracht, gebracht, von bringen.

brannkohlaschwarz, schwarz wie eine gebrannte Kohle.

braschle, prasseln.

Brattig f., die Praktik, d. i. der Kalender.

Bratza f., die Pratze, Pfote, Vorderfuß, namentlich von Hunden, Katzen; iron. auch: große, ungeformte Hand.

Bricht m., der Bericht, davon das Zeitwort brichta, Bericht erstatten.

Briegga n., das Weinen; briegga als Verbum, weinen, besonders mit verzerrem Gesichte. Vgl. ahd. prieka, mhd. brieke f., Verzerrung des Gesichtes; daher auch unser a Briegga maha, ein verzerretes, wie zum Weinen bereites Gesicht machen.]

brodla, ein Zeitwort der Kindersprache, unbeholfen, ohne Articulation und wie mit einem Brocken im Munde reden. Das Brodla eines Erwachsenen ist ein fremdklingendes, geheimnisvolles und deshalb für viele unverständliches Reden. Jakob Grimm sagt in seiner deutschen Mythologie: „Prodlâ, nhd. protzeln, ursprünglich vom Geräusch des siedenden Wassers, dann sehr passend auf Segensprechen angewandt“.

brumla verb., wird gebraucht von gereizter, dabei dumpfer und undeutlicher Aussprache der Wörter, brummen.

Bscheid thue, einen zugebotenen Trunk annehmen.

büeza verb. act., nähen, flicken; vom ahd. puazan. mhd. büezen, bessern, ausbessern, flicken, — dann ersetzen, büßen.

Bühele n., das Dem. von Bühel, Hügel; ahd. buhil.

[**Buoršt** m., Bursche, Liebhaber.]

[**Bûrabläger** m., Bauernplager, — schinder.]

Burde = Bürde, Last, onus; daher das Dem. **Bürdele**.

C.

Chämmi n., der Kamin.

[**Chessi** n., der Kessel.]

chîba verb., bei den Walsern, anderwärts **kîba** und **kîpo**, zanken, schelten, grollen; vom mhd. **kîp** m., leidenschaftlicher Eifer, feindseliges Wesen, Widersetzlichkeit. Verwandt damit ist das hd. **keifen** mit seinen mundartlichen Fortbildungen **keifeln**, **kifen**, **kifeln**, in welchen sich die erste Bedeutung: „nagen, kauen“ neben der zweiten: „Aergerlichkeit zeigen, zanken“, nach einer dem Verb. **beißen** analogen Begriffsentwicklung erhalten hat. Fr.

[**chlepfa** verb., laut schallen, knallen.]

Chôra n., Korn. Vgl. Einleitung, S. 11.

[**chotza** verb., erbrechen; mhd. **kotzen**.]

chrabla, krabbeln, kriechen.

[**Chrešta**, Christian.]

Chrètz m., der Kratz, von **chrètza**, kratzen.

Chrómer = Krämer, Kaufmann.

Chuchiplatla f., der Küchenherd, die steinerne Platte in der Küche, auf der gefeuert und gekocht wird.

churzwîla, kurzweilen, sich die Zeit kurz machen, sich unterhalten; davon das Adj. **churzwîlig**, unterhaltend, angenehm.

D.

dä, sowohl nomin. dieser als accus. diesen.

dächt = doch.

dahêm, dahêmat, dahoam, zu Hause; um den Begriff nach Hause auszudrücken, lässt man die Vorsilbe da weg und sagt hêm, hêmat, hoam und hoamat; über das angehängte at, et siehe Grimms Gramm. III, 214 ff.

[dana adv., daran; am Weag dana, hart am Wege.]

dāran, soviel als deren einer, eines, solch einer, solch eines.

Dāscha m., anderwärts Deischa und Doascha, die Excremente des Hornviehes.

[dau = dann, da.]

dea, dieser und diesen, wie obiges dä.

dècht, dèchter, dennoch, denn doch, wie das bair. dengerst.

deheï, im Walserthale, zu Hause; nach Hause würde nur heï heißen; siehe oben dahêm etc.

dehinna, dahinten, zurück; dehinna glô, zurückgelassen.

[deigt = denkt, im Vorderwald.]

deïha verb., denken, nur bei den Walsern; analog diesem sagen die Walser auch trïha, trinken, ştïha, stinken, scheïha, schenken u. s. w.

Deihja f., die Alphütte, vom roman. tegia oder teschia, von tetg oder tetsch, d. i. Dach; lat. tectum. Vgl. die tirolischen Ortsnamen: Kühthei, Niederthei und Langgezthei, d. i. Lenzhütte.

déngla, dengeln, Sensen und Sicheln durch Hämmern schärfen; die nhd. auslautende Silbe eln geht in den vorarlbergischen Idiomen durchweg in ein gekürztes, aber wohlklingendes la über; also für wandeln, handeln, regeln sagt man wandla, handla, regla u. s. w.

dèra plur., solche, z. B. dèra Biera, solche Birnen; für dèra hört man häufig auch derige, d. i. derartige.

[derdur' adv., hindurch.]

derglïcha thua, sich den Schein geben oder sich stellen, als würde man etwas weder sehen noch hören.

derná', dernau', darnach [jenachdem], nachher, hierauf; die Form dernau' hört man nur im innern Bregenzerwalde, derná' hingegen allerwärts im übrigen Vorarlberg; es ist zu bemerken, dass das lange mhd. a (â), das im größten Theile Vorarlbergs in langes dumpfes o (á) übergeht, im Bregenzerwalde, zumal in Au gerne einen schwäbischen Anstrich bekommt und au lautet; so hört man neben obigem dernau' auch nau' und nau'. Vgl. Einleitung, S. 15.

dervô = davon.

derwîl, (in) der Weile, unterdes.

[det adv., dort.]

dia, diese, sowohl nomin. als accus. im Singul. und Plur.

dickbüchig adj., dickbauchig, trüchtig.

[diderla verb., mit den Füßen nach dem Takt treten; Tannberg.]

Diehja f., siehe Deihja; vielleicht ist Diehja, Deihja eher deutschen Ursprungs; Stalder I, 274 kennt: „Deichle f., Bettgestell eines Hirten auf der Alp“ und denkt dabei an Diele, Dilli f., das nach seiner ersten Bedeutung: Brett, Bohle, — auch eine mit Dielen belegte Decke bezeichnet, welche den Boden eines darüber befindlichen Raumes bildet und daher auch diesen Raum (unterm Dach: Dachboden) selbst bedeutet, der bald als Schlafgemach, bald als Heuboden etc. benutzt wird. Fr.

dîmera, dimmera, dämmern, subst. und verb.

[din, denn, dann; Brw.]

[do', doch.]

dob = droben, wie dun, drunten.

dödderla verb. impers., es dödderlat mer, es beschleicht mich Furcht; dürfte verwandt sein mit dem bei uns ebenfalls gebräuchlichen erdattra, erschüttert werden, zittern vor Furcht.

domma, d. i. d'ob'n, da oben, droben.

[doppa adv., droben, im Tannberg.]

[döt = det, dort.]

drab = darab.

drê = darin, bei den Walsern.

drôlo, **trôlo** verb. neutr., sich drehen, rollen; vgl. Troll'n m. und f., Quaste, Troddel; dann das mittel- und neuhochd. drillen, drehen. Fr.

drôlo verb. act., wälzen, rollen, schleudern; vgl. troll, tro-wel; franz. trôler.

[Dteixel m., Teufel.]

[du, da; vorderwälderisch.]

dua, dann, drauf; ahd. duo, dô.

Dubla f. = Dublone.

dudla verb., tuten, auf dem Kuh- oder Hirtenhorn blasen; vgl. holl. taeten, tuten, goth. thiutan ululare und thuthaúrn tuba oder σαλπικίς, thuthaúrnjan σαλπικίσειν oder tuba canere. Fr.

due, siehe dua.

dun, **dunda**, da unten, drunten; vgl. damit obiges dob und domma, da oben, droben.

Dünkle f., die Dunkelheit; für die Bildung der Substantiva aus einsilbigen Adjectivis, deren Stammvocal a, o oder u ist, lässt sich das in unsern Dialecten allgemein gültige Gesetz aufstellen: Wenn neben einsilbigen Adjectivis mit dem Stammvocal a, o oder u ein Substantivum vertreten ist, so wird letzteres aus ersterem gebildet und zwar durch Umlautung des Stammvocals und durch ein angehängtes e (i); wie z. B. obiges Dünkle aus dunkl gebildet wurde, so auch Ärme, Älte, Zärte, Gröbe, Stölze, Dümme, Ründe, Füle u. s. f. aus arm, alt, zart, grob, stolz, dumm, rund, fül; vgl. Stalders Dialectol. 207.

[dunna = dun, dunda.]

Düpfle n., das Dem. von Dupf m., der Punkt, der Fleck, macula.

[dur' = durch.]

dür' = durch, bei den Walsern.

[durawèg adv., durchwegs.]

dûsla verb., das Dem. von dûsa, heimlich gehen, schleichen; bei Hebel dûssele, als neutr. mit derselben Bedeutung, als act., „leise reden“; vgl. unser tusem, kleinlaut; daher gehört wohl auch das Subst. Utûs (ûtûs) m., eine heimliche, kleine Bosheit; en Utûs ûsûeba, eine solche Bosheit begehen, einen kleinen Schelmenstreich machen; dazu das Adj. ûtûsig, boshaft; Tûswetter, ein Wetter, das weder recht gut noch recht schlecht ist, „muderig“ Wetter, wie man anderwärts zu sagen pflegt.

duss — draußen; vgl. dun, drunten; din, drinnen; dom, droben; hom, heroben; hun, herunteren.

dûta verb., deuten, bedeuten, zu wissen thun; er hàt 'na dûtt, er hat ihnen bedeutet, zu verstehen gegeben, bekannt gemacht.

E.

[eaz pron., etwas; Brw.]

èbba, èbbas, etwa, etwas.

èbbmer, d. i. etwer, etwelcher, jemand.

Eghörn (êghörn) n., das Einhorn, jenes fabelhafte, unbändige Thier von Pferdegestalt, welches auf der Mitte der Stirne ein gerades, spitzes Horn trägt. [Das Einhorn ist das Wappenthier von Bludenz.]

Ehr (êhr) f., Ehre.

Emer (êmer) m., Eimer.

ênawèg, (j)enen Weg, auf jene Weise.

Eög (êög) m., Einaug.

Erb (èrb) m., Erbe.

erdattra. erschüttert werden, zittern vor Frost, vor Furcht, erschrecken, außer Fassung gerathen, verblüfft sein; bair. tâdern; österr. dàtt'n, tattern; schwäb. dattern, dottern, stottern, zittern; schweiz. dädern, dädereu, tedern, schwatzen, stottern, — ein lautmalendes Wort. Fr. Vgl. damit unser schnattera, vor Frost zittern.

Erdbêr (èrbêr) f., Erdbeere.

erdbêrna verb. und subst., Erdbeeren sammeln, das Erdbeeren-Pflücken.

erginza verb., es erginzt mi', es durchschauert mich, vor Schrecken, vor Erstaunen.

[ergrâua verb. refl., Grauen empfinden, fürchten.]

erhilla, erschallen, mhd. hëllen (hille, hal, gehollen).

erlâda, leid, zuwider werden.

erlèbla, nach und nach aufleben.

ersâga, aussagen, zu Ende erzählen.

ertâuba verb., bei den Walsern, in Zorn gerathen; tâub, zornig, aufgebracht; Tâibe f., der Zorn; ver- oder ertâiba, erzürnen jemanden; im Walgau lauten diese Formen ertôba, tôb, Tôbe, ertôba, vertôba; vgl. ertoubet im silvischen Macugnaga nach A. Schott, S. 147. Ueber das walserische âu siehe unten die Bemerkung zu Verlôb.

[ertgega adv., entgegen.]

[et, nicht.]

etlimâl = etlichemal.

etscha, etwa, etschas, etsches, etwas; diese Formen mit dem Quetschlaut tsch für einfaches t sind nur in dem ehemals romanischen Thale Montavon gebräuchlich; siehe in der Einleitung die Bemerkung über das Idiom Montavons.

etzeda, um Bregenz, jetzt; häufig hört man daselbst auch etza, jetza, aus mhd. ie zuo.

F.

fâhra verb., vermuthen; vielleicht vom schweiz. foren, foren, nach etwas zielen? [erwarten, befahren, befürchten; mhd. vâren.]

fâra, voriges Jahr; vom ahd. firni, mhd. virne, ags. firne, fyrrn adj., vorjährig, alt; nhd. noch in Firne-Wein, Firner [Firschnée, Ferner]; mundartlich auch fern, fèn.

fernt, fert etc. als adv. und fernig, firnig, fern-
derig etc. als adj. Fr.

Fasel m., der Haufe, die Menge; vgl. das schlesische Verb.
faseln, Junge zeugend, sich fortpflanzen; en Fasel
Kinder, eine Menge, große Zahl Kinder.

[fauhro verb.; Brw., siehe oben fähra.]

[Faut f., Falte; vorderwälderisch.]

Fazanêdle n., Schnupftuch, vom ital. fazzoletto.

Fëgga plur., Flügel; das Wort ist entweder aus dem erst
spät mhd. fachen, aufregen, bewegen (vgl. anfachen,
fächeln, Fächer) abzuleiten oder weitere Kürzung des
aus ahd. vādarah, mhd. vēderich, viderich, Gefieder,
zusammengezogenen ahd. vēdah, vettach etc., unserem
Fittich. Fr.

Fêh, bei den Walsern, Vieh; im Montavon Fêch oder Vêch:
ahd. fihu.

[Fenstersimsa f., Fenstergesimse.]

Fêrle n., das Ferkel, junges Schwein; ahd. varah, varkeli,
mhd. varch, angels. fearh, engl. farrow, dem lat.
porcus verwandt. Fr.

Fişta f., seltsame Handlungsweise, Grille.

fitza verb., leicht schlagen.

[Flack m., Geflacker, Aufflackern; Brw.]

Flûhna plur. von Flûh, die Fluh, steile Halde; ebenso bildet
um Hittisau, im vordern Bregenzerwalde, das Wort Kuh,
vacca, den Plural in Kûhna.

[Foahra f., Föhre.]

[föher, siehe das folgende]

förher = hervor.

fortzue, nach und nach, allmählich.

förûs = voraus.

[fraugo verb., fragen; Brw.]

fréga, fragen, bei den Walsern in Vorarlberg, im Cantone
Wallis und bei den Silviern am Monte Rosa.

frei hat in Vorarlberg die Bedeutung angenehm, lieblich,

liebenswertig, z. B. frei Wetter, angenehmes Wetter, en freia Má, ein angenehmer, liebenswertiger Mann. [Fründlar m., Fremdling, d. i. ein in der Fremde Lebender oder einer, der zeitweilig in die Fremde auf Verdienst zieht.]

Fuehr f., die Fuhr, Last.

fúfşpórig, fünfspurig; en fúfşpóriga Hund, ein Hund, der mit der Prätze fünf Spuren in neugefallenen Schnee oder in erweichte Erde tritt.

fúhar = hervor, herfür.

fúra adv., wie fúhar.

fúrigtôb, überaus zornig, sehr gereizt; aus tób, zornig (siehe oben ertáuba), verstärkt durch fúrig, d. i. feurig.

Fúrruštig, die Rüstung, das Rüstzeug, das man braucht zum Feuermachen, also Stein, Schwamm und Stahl.

[furt adv., fort.]

fúrtáub, s. fúrigtôb.

[Fützlar m., Feigling, Furchthenne; Brw.]

G.

ga, auch ge, go [Brw. gi], ursprünglich der Infin. gân, gên, gehen, nach der mhd. allgemeinen, doch nhd. nur noch schwach vertretenen Verbindung desselben mit bloßem Infin., wird in unserer Mundart vor einem von einem andern Verbum abhängigen Infin. gebraucht, um den Begriff der Bewegung, des Fortschreitens zur Ausführung einer Handlung auszudrücken. Fr. Z. B. i' mueß go luega. Seine ursprüngliche Form und Bedeutung ist dabei sosehr zu der einer bloßen Partikel zusammengeschwunden, dass ein ga, ge, go oft mit dem Verbum gehen selbst verbunden wird, z. B. i' gâh go luega.

[gad adv., gerade.]

gáflawis, haufenweise; Gofel ist nach Schmeller II, 17 die Höhlung der Hand, vola; gáflawis verwerfen heißt also soviel auf einmal verwerfen, als man in der Höhlung

(Gáfla) der zusammengeführten beiden Hände zu fassen vermag, also gleichsam hampfelweise, handvollweise.

gáhra verb., mhd. gērn, begehren; ahd. gērôn, goth. gairôn.

gál = gelb.

Ganda f., eine abschüssige, mit niederm Gestrüppe bewachsene Halde.

gára adv., gern; ahd. gērno, mhd. gērne; als adj. gern, gerni, ags. georn, pronus, avidus.

garmeila verb., garmaulen, wiederkäuen.

garreg adj., aufragend, hochaufstrebend, z. B. en garrega Felsa.

[Gáster-wáh n., Geisterwerk.]

Gaudärz, im Bregenzerwalde, Golderz; über die im vordern Walde so häufig vorkommende Erweichung des l in u siehe oben baud.

Gaude = gaudium, Freude, Lustbarkeit.

gauz = ganz, im Bregenzerwalde und zwar im äußern; wie daselbst die Erweichung des l in u stattfindet, so geht auch n in u über. Vgl. Einleitung, S. 14.

[gê adv., gern; vorderwälderisch.]

Gegni f., die Gegend; mhd. gegene.

gella verb., mit durchdringend lauter, starker Stimme rufen; daher Geller m. (schweiz. Gell m.), durchdringender Schall oder Ruf; gellig adj., gellend.

gfárbet = gefärbt, farbvoll, bunt.

Gfêhrt = Gefährt.

ggê, perf. von gê, geben.

[ggie, perf. von gê, geben; vorderwälderisch.]

ghâ, gleichsam gehân, gehabt, perf. von hâ, haben; diese Form ist um Feldkirch gebräuchlich; der Walser sagt gehâ, der innere Walgauer ghô, der Montavoner ghett, der Bregenzerwälder ghea, und um Dornbirn hört man ghię.

[Ghús n., Miete.]

[gi, siehe ga.]

[giat = gibt; vorderwälderisch.]

gien = gern.

Githals, Geizhals, nach mhd. gît m., Gier, Habsucht; vgl. mit Githals, Geitkragen.

Gitzi n., das Zicklein.

glârôgnat adj., mit glänzenden, stieren Augen; vom mhd. glarren, glänzen, schimmern; anstieren; daher auch Glareis, Glatteis, Glast, Glanz und das hd. Glas; der Name des Cantons Glarus mit dem von ewigem Schnee glänzenden Glärnisch dürfte sich hier ebenfalls anreihen lassen.

[gleasig adj., glänzend; Brw.]

Glichništ f., Gleichnis, d. i. Aehnlichkeit.

glïderig will sagen, grobgliederig, mit tüchtigen Gliedern, Armen und Füßen versehen, stark.

[Glîshoso f., kurze Lederhose, eigentlich glänzende Hose; Brw.]

glitzgela, dem. von glitza, glitzern, schimmern.

glô, d. i. gelân, gelassen; perf. von lâ, lân, lassen.

[Glôtscher m., Gletscher.]

Gmênder m., wird im Montavon derjenige genannt, der einen Theil an einer gemeinschaftlichen Alpe (Gemeidealpe) hat.

[Gmüder, s. Hüder.]

gnôth adv., eifrig, eilig; ahd. ginôto, enôto, mhd. genoete, genôte, gnôte, gnôt (vom Subst. nôt, Noth).

gnâda, z' gnâda, unter; die Sunna gáid z' gnâda, geht unter.

gôhet, perf. von ôha, i. e. onha, anha, Anka machen. Butter machen; nur bei den Walsern; Ohkübel (ôhkübel) m., Butterkübel.

[gola verb., ringen.]

gompa verb., hüpfen, springen.

gottversprich, das lat. scilicet, also, „will sagen“.

gottwillka; se bis mer gottwillka, so sei mir willkommen; Dr. Frommann (die deutschen Mundarten III, 345 f.) erkennt in diesem und ähnlichen vorzugsweise der alemanischen Mundart eigenen, formell verkümmerten, doch nicht

minder herzlichen Grüßen (gottwillka! gottwillkomm! gottikamm! etc.) — die alte mhd. Formel wieder: „Gote und mir willekomen!“ nach welchem das höchste Wesen, allgegenwärtig gedacht, den eintretenden Gast, wie der Wirt selbst, in Schutz nehmen soll, entsprechend zugleich den Abschiedsgrüßen: Gott geleite dich! Gott befohlen! Gott behüte dich!

gotzig, gleichsam gotteinzig, ureinzig; a gotzigsmâl, nur ein einzigesmal; ke gotzigsmâl, nicht ein einzigesmal.
grad = gerade, just, eben.

[gráh adj., fertig, bereit, mhd. gerêch, grêch.]

grâza verb., ächzen, krächzen, weinen.

grauß adj. und adv., groß.

gravitêtisch, gravitâtisch, stolz, vornehm.

Grêtzga plur., mit Dornen versehene Zweige von Stauden; hängt wohl zusammen mit krêtza, kratzen, stechen.

greusele, greuslig, bei den Walsern; im Montavon grúseli', grúselig adj. und adv., ungemain, sehr, grausenhaft, grásslich.

Grind m., der Kopf des Thieres; verächtlich auch vom Menschen gebraucht.

[gritzgrad adv., pfeilsgerade, kerzengerade; vielleicht zu ritzen?]

Gröbi f., die Grobheit; siehe oben bei Dünkle die Bemerkung über die Bildung der Substantiva aus einsilbigen Adjectivis.

Grófi f., Gräfin; das Wort Gráf, Graf, lautet regelrecht in Grófi um.

Gschand n., Dieberei; gschânda, stehlen; gschändig adj., diebisch; Vieh ufs Gschand gôh lô, Vieh auf des Nachbars Wiese, Weide, Gut gehen lassen.

Gschlècht und Nama, d. h. Geschlechts- und Taufname, Vor- und Zuname.

gsmogner, schwächtiger, spärlicher, knapper; — eigentlich partic. des in der alten Sprache stark flectierten Verbums schmiegen (mhd. smiuge, smuoc, gesmogen). Fr.

- Gschnäder** n., ein schnelles, unaufhörliches und langweiliges Geschwätz, Geschnatter; von *schnädera*, sehr geschwind in Mitteltönen mit zugespitzten und unaufhörlich sich bewegenden Lippen etwas herausschnattern, im Montavon; neben *Gschnäder* sind daselbst auch die Subst. *Schnäderta*, *Gschnätter* und das Adj. *schnäderig* gebräuchlich.
- gschneall**, schnell, eilig; das getrübte dem ä sich nähernde nhd. e geht im Unterlande (um Bregenz und Dornbirn) und im Bregenzerwalde fast ohne Ausnahme in ea über. Vgl. Einleitung, S. 13.
- gschochnatvoll**, ganz voll, so voll, dass über dem Niveau des Gefäßes sich noch ein „Schocha“ erhebt.
- gschwatzb'r**, gesprächig, redselig.
- gschwöng**, geschwind, bei den Walserrf.
- gsî**, das die alemannische Mundart besonders charakterisierende Perfectum von *sî*, sein; im Montavon und im innern Walgau lautet es *gsî* (*gesîn*), im Bregenzerwalde *gsin* und *gsing*, im Walsertale *gsê*, *gsê*.
- [**Gşpân** (plur. *Gşpôna*) m., Gespan, Gefährte; Brw.]
- gşpasso** verb., Spass treiben. Ueber den Ausgang o vgl. Einleitung, S. 13.
- Gşpûsa** f., die Braut; roman. *spus a spusa*, Braut und Bräutigam; franz. *l'épouse*, lat. *sponsa*; im Deutschen: Josef, der *Gespons Mariae*; im Montavon, das ehemals romanisch war, sagt man *Spausa*, die Braut, und dazu das schon mehr verdeutschte *Späuslig*, der Bräutigam; *Spausaführer*, Brautführer.
- gştât**, sachte, langsam. still; bair. *stât*.
- [**gştrieta** perf., gestritten: Brw.]
- Gştúd** n., das Gestäude, das Gestrüppe; von *Stûda*, Staude.
- [**gşûha** = gesunken; wals.]
- guetmâ** adj. und adv., gemüthlich, behaglich, zufrieden; wohl aus gut und Mann [*Mâ*].
- Gûdi** m., der Prahler; *gûda* verb. neutr., prahlen; er *gûdet si'*, er prahlt sich; im Montavon hört man *gfûta* (sich)

und Guft m., die Prahlerei; mhd. giuden; dann prahlerisch, großthuend durchbringen, davon das schriftdeutsche vergeuden; an dieses gûda vom mhd. giuden lässt sich die Bemerkung knüpfen, dass altes iu in unsern Mundarten in der Regel in langes ū = ú übergeht; z. B. ahd. niusian = vorarlbg. nûða, nhd. niesen; ahd. sciuhan = vorarlbg. schûha, nhd. scheuen; ahd. sciuban = vorarlbg. schûba, nhd. schieben; ahd. triugan = vorarlbg. trûga, nhd. triegen, trügen; mhd. geschriuwen = vorarlbg. gschrûa, geschrien; mhd. biugen = vorarlbg. búga, nhd. biegen.

gûggla, das Dem. von gugga, gucken, durch eine kleine Oeffnung sehen, lauschen; die deminutiven Verba sind in der Schriftsprache bekanntlich nicht sehr häufig; in desto reicherer Fülle gedeihen sie im alemannischen Volksdialecte, zumal in der Wärme vertraulichen Redens; die Bildung dieser deminutiven Verba geschieht ganz so wie in der Schriftsprache, also durch Umlautung des Stammvocal und mit Einsatz eines l im Auslaute, z. B. tûsa — tûsla, leise gehen; lottera — lötterla, wackeln; foppa — föppla, necken; boppera — böpperla, leise klopfen u. s. w.

guldi adj., golden; vgl. das unten folgende wulli, wollen, aus Wolle verfertigt.

Gûlla f., Wasserloch, Wasserlache, Mistlache, mhd. kûle; daher Gûllawasser, Jauché.

Gumpa m., der Gumpf, ein kleiner Weiher.

Gurâschi n., der Muth, franz. courage.

Gûtschle n., dem. von Gûtscha, Lager, Bett, namentlich das auch untermags benützte Ruhebett neben dem Ofen, Faulbett; dann ein kleines Kinderbett, Wiege, Schaukel. Dieses Wort ist ohne Zweifel roman. Ursprunges (ital. cuccia, franz. coucher). Vgl. auch das bei uns öfters gehörte gusch'n, kusch'n, sich legen, schweigen, von dem Zuruf an Hunde couche hergenommen. Fr.

Gütterle n., dem. von Guttera, Bouteille, Flasche.

gwährna, im Walserthale gwährna, gewahr werden, erschauen, ersehen.

[gwärli' adj., geheuer, behutsam, vorsichtig.]

gweaß, gewiss, im Bregenzerwalde; es ist dies nicht das einzige Beispiel, dass nhd. i in der Mundart des Waldes in ea übergeht. Vgl. Einleitung, S. 13.

[gwícha partic., geweiht.]

H.

Hab f., die Habe, die Menge; a Hab Vêch, ein Zug Vieh.

[Haberspreul n., Haferspreu.]

[Habrecht n., Rechthaberei.]

Halda, Halde, abschüssige Wiese (clivus); vom Verb. halda, neutr. schief stehen, in geneigter Stellung sein, an- und abhändig, ad- und declivis, hêlda hingegen: schief stehen machen, neigen, z. B. den Krug, den Becher hêlda, d. i. zum Trunke neigen.

[Hälsling m., Halskette der Rinder.]

halt, walserisch hält, von halten, dafürhalten, z. B. das ist halt wahr (das ist, wie ich dafürhalte, wahr); öfters ist diese Füllpartikel durch „nur, freilich, nun einmal“ zu übersetzen.

hâm, heim, d. i. nach Hause; die Form hâm wird nur um Bludenz gehört, wo überhaupt der nhd. Doppellaut ei öfters in langes a = â übergeht, z. B. Lâtera, Leiter, Stâ, Stein, Sâl, Seil. Es kommt hier zu bemerken, dass der nhd. Doppellaut ei in den vorarlbergischen Mundarten eine zweifache Schattierung erleidet: 1) in langes i = î, 2) in â, á, ê, ô, oa, oi und ui: erstere Schattierung erleidet ei, wenn es aus altem langem i, letztere, wenn es aus altem ei erwachsen ist, oder mit andern Worten: Altes langes i wird in unsern Dialecten in seiner ursprünglichen Reinheit beibehalten; der alte Doppellaut ei hingegen lautet in â, á ê etc. ab; z. B. die nhd. Doppellaute ei in mein, dein, sein lauten mîn,

din, sîn; hingegen die in Geist, Fleisch, Meineid — Goast (Gâst, Gâst, Goist), Floasch (Flâsch, Flêsch). Moanoad (Mênâd), weil dem nhd. ei bei der ersten Gruppe Wörter altes î, bei letzterer altes ei zugrunde liegt. — Der Walser behält in seiner Mundart (dem burgundischen Sprachstamme angehörend) sowohl altes î als ei bei: er sagt also mî, dî, sî und Geist, Fleisch, Meineid. hantiera verb., geschäftig sein, mit Händen und Armen in Bewegung sein, sich abmühen.

[hâro verb., rufen.]

Hasla f., Haselstaude; ahd. hasal, hasalnuz, hasalahi, coryletum oder unser deutsches Haslach.

Hâß n., Kleidung. z. B. Manns-Hâß, Sunntig-Hâß; mhd. hâz, haez; „und macht ihm selber einen hâz von kembeltieren hüten“. Graf, Diutiska II, 245.

[hâßo verb., heißen; Brw.]

Hâurle = Härlein.

[Hêbßt m., Herbst; Brw.]

Heggoaß, im Dem. Heggöäbli, die Eidechse; mhd. egedêhse, eidêhse; auch hört man hierzulande Hâdox.

heî, heimetzue, hêm, hêmat, nach Hause.

Hêmat f., die Heimat, sowohl im weitern Sinne: Vaterland, als auch im engern: der bewohnte Hof; daher Hûs und Hêmat, Haus und Hof.

Héngert m., trauliche Zusammenkunft mit Nachbarn oder Freunden, besonders am Abend, in oder außer dem Hause: Besuchsgesellschaft; mhd. heimgarte m., von goth. haims, Dorf, Flecken, und goth. gards, ahd. gart, domus, cyclus, chorus. Fr.

henna adv., hüben, wie denna, drüben.

Hêr m., in verkürzter Form in allen Endungen statt eines geistlichen Herrn, aus dem ahd. hêri, hêr, unser Adj. hehr, hoch erhaben, vornehm; comp. hêrir, vornehmer. woraus Herr.

[hêrsch adj., herrisch, vornehm.]

hèrt = hart; hèrt schlâfa, hart, d. i. fest schlafen.

hèrträppla, das Dem. von hèrtrappa, hertraben.

Hèrtschi, das Hirtchen, nur im Montavon; ebenso sagt man daselbst auch Mägdtschi, Mädchen, Männtschi, Männchen; Nachklänge aus vordeutscher (romanischer) Zeit; siehe die Bemerkung in der Einleitung über das Idiom Montavons.

hèrwadla verb., herwallen, schwerfällig einhergehen, herwackeln.
[Herzhäfti f., Herzhaftigkeit.]

[het adv., hart; = hèrt.]

Heubâ m., der Heustock.

heuscha verb., heischen, verlangen, bitten; betteln.

hieud, im äußern (vordern) Bregenzerwalde, für „sie haben“; im innern Brw. sagt man hieand, heand, hiend; tritt nun bei letzterer Form die Erweichung des n in u ein (was im vordern Walde Regel ist; siehe oben die Bemerkung zu gauz), so ergibt sich hieud.

[Himb n., Hemd; Brw.]

hîna, bei Bregenz, heulen; im Oberlande sagt man hûna, heulen, weinen.

[hind = haben: hinterwälderisch.]

hînicht, hînecht, diese Nacht; ahd. hînaht, mhd. hînte.

hinna, herinnen.

hiodum, hinter dem; vielleicht wäre richtiger hiudum, hinter dem, und nach der Erweichung des n in u hiut dem = hindem, hiudum; siehe die Bemerkung zu gauz und hieud.

Hochzîtere f., Hochzeiterin, Braut; Hochzîter, Bräutigam.

[hocka verb., kauern; sitzen.]

höfele, hofeli', sachte, langsam, artig, höflich.

Hôhstîg, Hochzeit; daher Hôhstîgtag, Hochzeitstag, Vermählungstag; Hochzîter und Hochzîtere, Braut und Bräutigam; im Montavon sagt man Heirig m., die Heirat; heira verb. act., heiraten.

Holderstock m., der oder die Geliebte, wurde schon im 17. Jahrhundert in diesem Sinne gebraucht.

holops = 1) häuptlings, kopfüber; 2) schnell, lustig, munter..

holza verb., bezeichnet überhaupt das Arbeiten im Holze, im Walde; also Holz fällen, Holz scheiten, Holz sammeln etc.

hopfa, hoppa, hüpfen, im Montavon.

[Höptle n., eig. Häuptlein, dann besonders Stück beim Vieh.]

[hōra, aufhören.]

[hucko = hocka.]

[Hüder und Gmüder, eig. Hader und Moder, dann aller beweglicher Besitz im verächtlichen Sinne.]

hui, auch huim, heim, nach Hause; siehe die Bemerkung bei hām über die mundartlichen Schattierungen des nhd. Doppellautes ei.

[hun adv., herunten.]

hūna, heulen, um Bregenz hīna.

[huo adv., heim; Brw.]

hūr, in diesem Jahre; aus ahd. hiu jāru, hiurū, mhd. hiure.

Hūsêhr = 1) die Familie, Vater, Mutter und Kinder, z. B. die ganz Hūsêhr išt beieinander; 2) der Haushalt, das Gebaren des Hauswesens; er fūehrt a schlechte Hūsêhr; es išt a gueti Hūsêhr.

hūsła verb., Hūsclen bauen nach Kinderart, daher überhaupt spielen wie ein Kind; die Mutter sagt zu den Kindern: „Gond go hūsła“, „geht euern Spielen nach“.

I.

îbilda verb., einbilden; du kâşt der's îbilda, du kannst dir es vorstellen, du kannst dir ein Bild davon machen.

[Ifer (ifer) m., Eifer.]

îha, einher, herein.

îhi, hinein.

îht = (n)îht, nicht; siehe unten ned; schon im Mhd. steht öfters iht statt niht.

Ilâß (îlâß) m., Einlass.

înar, wie îha, einher, d. i. herein.

Ind = Ende; am Ind, am Ende, an der bair. Grenze.

[frst adv. und adj., erst; Vorderwald.]

[Isa (isa) n., Eisen; Isawand, Eisenwand.]

ïtränka verb., vergelten, aber im schlimmen Sinne.

jährwis, jahrweise, d. i. das Jahr hindurch, in Jahr und Tag wie mhd. das genetivische Adj. jâres. Fr.

Jašt m., Gährung, heftige Gemüthsbewegung, Hitze; daher jâsen, gâhren.

jätta adv., etwa; daher jättamâl und jättanamâl, etwa einmal, hie und da.

jéd oder jied (er), öfters auch: jéder oder jieder; mit dieser Formel drückt der Walser das hd. „sagt er“ oder „er sagt“, inquit, aus. Dieses walserische jéd ist ein Ueberrest des mhd. jēhen, ahd. jēhan, sagen, bekennen, von welchem auch unser nhd. Beichte (mhd. bihte, aus bīgiht) abzuleiten ist.

jeicha, jagen; vgl. scheuchen, verscheuchen.

jetz und de, jetzt und dann, d. h. alle Augenblicke, in aller-nächster Zeit.

[Jochfâhrer m., einer, der über ein Joch, d. h. einen Gebirgspass zu fahren pflegt.]

K.

[Kanta f., die Kanne.]

Kâra-n-acker, Kornacker, im Montavon.

kauscha, net kauscha, nicht geheuer, unheimlich.

ketwèder, weder der eine noch der andere.

Kîb m., der Zank; vom mhd. kîp; dazu das Verbum:

kîba (wals. chîba, wâld. kîpo), streiten, zanken, Aerger und Missmuth zeigen, sich ereifern, keifen. Verwandt mit kîba ist das in Vorarlberg ebenfalls oft gehörte kifla; subst. Kifel m., das Kinn, auch die ganze untere Kinnlade, Kiefer, für welchen letzteren Begriff öfters das Wort Kiff n. gebraucht wird. Im Bregenzerwald hört man ein Verbum kiefera, zanken, und ein Subst. Kieferer m., Zänker.

- Kieudbettere, Kindbetterin, Wöchnerin; im innern Walde
Kiendbettere (Kindbettere), im vordern aber erweicht
sich das n im Inlaute in u: Kieudbettere.
- Kilka, Kirche; Kilknerwald, Kirchenwald.
- Kiss m., gefrorner Schnee.
- klocka verb., klopfen; ahd. chlochan, klopfen.
- Kneu, das Knie; daher kneula, knien und:
kneuliga, kniend.
- koga adj., häufiger subst., als adj. mit der Bedeutung ver-
werflich, verflucht, verwünschenswert; als subst.: ein fauler
Leichnam eines Thieres, Aas; vgl. das serbische und slove-
nische kuga, das mhd. koge, die Pest.
- Kóhl plur., Kohlen; ahd. cholo, chol, mhd. kol.
- [kořtlig adj., kostbillig.]
- Krättele n., dem. von Kratta m., der Korb.
- kripfa verb., zwicken, kneipen.
- Kriss n., Reisig; Tannakriss, Tannenreisig.
- Krôm m., ein Geschenk, besonders Marktgeschenk; daher das
Dem. Krómle [Krám].
- Krotta f., die Kröte.
- Kübile, das Dem. von Kübel.
- [Küechlißpiss m., Spieß, mit dem man die „Küechli“ in das
heiße Schmalz hineingibt und wieder herausnimmt.]
- Küechschaggi n., der Huf der Kuh.
- kürzli', kürzlich, vor kurzer Zeit.

L.

- låd adj., wüst, leid, leidig, mhd. leidec, der leid thut.
- Låglå f., das Fåsschen, lagena, lagenula; im Plur. bildet
Låglå-Låglåna.
- Låibeta f., der Ueberbleibsel; von låiba verb., erübrigen,
übrig lassen; goth. laiba, mhd. leiben, griech. λείπω,
lat. linquo; subst.: goth. laiba, ahd. leiba, mhd. leibe,
Ueberbleibsel.

Länge, die Länge, besonders der Zeit: alli Länge, eine ziemlich lange Zeit.

Langsa m., der Frühling; ahd. langiz.

Lappe m., blödsinniger Mensch, Tölpel; dem. Läppele; adj. glappat.

Lâtsâl n., Leitseil (Zaum), siehe oben die Bemerkung zu hâ m. [lau, lassen; Brw.]

Lâuba f., die Laube, das Vorhaus, der Hausflur.

[laut, lässt.]

Lémpa m., das Stück, eine tüchtige Portion, z. B. en Lémpa Fleisch.

lênga verb., 1) bis wohin reichen; 2) nach etwas greifen, holen; 3) zureichen, genug sein; von lange und noch übrig in be-, er-, verlangen.

lêtz adj., übel, schlecht, böse, verkehrt, z. B. das ist net so lêtz, das ist nicht so übel; die lêtz Sîta, die verkehrte Seite; wird auch als adv. gebraucht; i' bi net lêtz ab em erschrocka, ich bin nicht wenig seinetwegen erschrocken.

libig adj., dickleibig, fett.

Lîd n., Deckel, der sich an einem Gelenke bewegt; ahd. hlit, lit, mhd. lit, nhd. noch Augenlid; in Schlesien noch Fensterlid, d. i. Fensterladen.

Lôh m., der Lohn; lâ aber bedeutet den Infin. lân, lassen. loisle, leise, an der bair. Grenze.

[losa verb., hören.]

[losna verb., lauschen, horchen.]

lôtzel adj. und adv., wenig; engl. little; lôtzele, sehr wenig.

lugg, locker, nicht straff; lugg gê oder lugg lô, nachlassen, nachgeben; luggen, locker werden; subst. Lüggi.

Lûna f., Laune, Gemüthsstimmung, heiterer Sinn; ein während des Mittelalters aus dem lat. luna, d. i. Mond, entstandenes Wort.

[lütto verb., läuten.]

lützel, siehe lôtzel; lützelmal, wenigemale.

M.

'ma, d. i. ama = einem.

[mäht = möchte; Brw.]

Mäigge n., Mädchen.

Maisäb, die Voralpe als Frühlingsweide für Rindvieh.

mangla verb., wird mit dem Accus. construiert, z. B. ich mangla Hilfe, ich brauche Hilfe, ich bin der Hilfe bedürftig.

[mâni' = mag ich; Brw.]

manne verb., zum Manne nehmen; vgl. se marier und épouser; wiba, zum Weibe nehmen.

Männer (i) f., ein Gespann von zwei Pferden oder Ochsen; mhd. mene, Fuhr, das zu einem Fuhrwerk gehörige Zugvieh; mâne verb., führen, ziehen; vgl. das ital. minare, franz. mener.

Männtschi n., das Männchen; siehe oben Hèrtschi.

Mâster sî (alicui), jemanden bemeistern, überlegen sein, den Sieg über einen davontragen.

[Mârgat m., Morgen.]

[Maştig f., Mast, Mästung.]

[Mâtel, plur. Mâtla, Mädchen; Brw.]

[Mau, siehe unten Mô.]

[maul, mal, amaul, einmal; Brw.]

Meigga, Mädchen, Jungfrau; meiggi n., heranwachsendes Mädchen; meiggele, Mägdelein.

Melki = Melchior.

ménger, mancher; méngs, manches.

methalta, mithalten, mitessen; „kond go methalta“, die volksthümliche Einladungsformel zum Mitessen.

Michêli, der Tag des hl. Michael, 29. Sept., die Zeit der Abfahrt von den Alpen.

mit 'na = mit ihnen.

Mô = Mond. Die Walser sagen Môna [die Bregenzerwälder Mau; vgl. oben die Bemerkung zu gauz]; vgl. ahd. mâno.

[Moandoràds adv., im Laufe des nächsten Tages. Nach Perathoner aus morn-ents (Lex., S. 2199) durch die beliebte Umstellung von r bes. neben n (Weinhold, mhd. Gr., §. 195. al. Gr., S. 165) monr-ents, dann durch Einschlebung eines unechten d zwischen n und r (Diez I. 201, 206 und Weinhold, al. Gr., S. 145, mhd. Gr., S. 152) mon-d-r-ents oder mon-de-r-ents; -end, -ends, -ents ändert sich in der Mundart in -ad, -ads, -ats, z. B. ábad = Abend, schwinnata mau = swinender máne = abnehmender Mond (s. Perath., Vocalismus . . . S. 23), also mo(a)ndoràds.]

[Molka n., alles, was aus der Milch gemacht wird: Butter, Käse, Zieger, Sig.]

[môn = morn, morgen; Brw.]

Mondstück, Mundstück Mundwerk; dann auch figürl. Bredsamkeit, Geschwätzigkeit.

mordsmäßig, mörderisch, ungemain, stark, heftig; mordtritt häufig verstärkend auf; Mordkerl, mordalisch u. s. w. mótersêlgs, mutterseelen, mutterseelenallein.

m'renda verb., jausen, das Abendbrot nehmen; vom roman. merenda, Abendessen. Jause; M'rendzeit, die Zeit der Jause, des Abendbrotes (hierzulande zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags).

Mûcha m., Wassermolch.

Mûsla f., ein Holzklotz. Klotz.

muşper, munter, lebhaft, lustig, wie man nach einem erquickenden Schläfe ist; mußper werden, aufwachen; vgl. busper bei Hebel; unmuşper, unwohl, abgeschlagen; Goethe (Wahrh. u. Dicht., 9. Bch.): „Da ich mich, wo nicht krank, doch unmustern fühlte“.

N.

'na = ihnen.

ná' = nach.

náátná', nach und nach; auch bei Hebel.

nachta verb., es nachtat, es wird Nacht; analog sagt man, es tagat, es wird Tag; es hellet, es wird hell u. s. w., Redeweisen, denen das Bürgerrecht in der Büchersprache eingeräumt werden sollte.

nächtig adv., vergangenen Abend oder Tag, gestern, gestern abends. Vgl. mhd. nehten und den adverbialen Dativ. plur. der bair. Mundarten: nâcht'n, nacht'n, nächt.

[Nachtluft m., Nachtwind.]

nâha, d. i. nâchher, hernach, nach, wie nâhi, hinnach.

[nâhlüsterla verb., nachspâhen.]

Nâht plur., die Nächte; all Nâht, alle Nächte, jede Nacht.

nâiða, ich weiß nicht wie; andere Formen sind: neißa, im Wth., nâða, im Mtv., noma und nomma, um Bregenz, noißa, an der bair. Grenze, alle in der angegebenen Bedeutung „ich weiß nicht wie“: weiter hört man nâißas, neißas, nâßas, nâßes, nommas, noißas, irgend etwas, ich weiß nicht recht was: nâißmer, neißmer, nâßmer, nommer, noißer, auch nâßer, irgend jemand, ich weiß nicht recht wer; endlich nâißwo, nâßwo etc., irgendwo; nâða-, neißahî. irgendwohin, neißwanna etc., irgendwoher. Alle diese mehr oder weniger abgeschliffenen Formen sind Ueberreste der im Ahd. und Mhd. so beliebten adverbialen Formel niweiz, neweiz, neiz für ich neweiz, ineweiz, ich weiß nicht, die namentlich in Verbindung mit Interrogativen den Begriff des Allgemeinen und Unbestimmten (= lat. ali-) ausdrückt; so mhd. neweiz waz, neizwaz, neizwer, neizwâ, neizwar, neizwie, neizwanno, irgendwas, wer, wo, wohin, wie, woher. Fr.

Nâpfle n., dem. von Napf m., der Napf.

nau' und nau', nach und nach; siehe oben die Bemerkung zu dernau'.

ned, nicht; andere Formen sind: nid, net, nit, et und iht; für die ursprünglich genetivische Form nichts hört man: nût, nûd, nünt, nint, nünz, niez (bei Hohenweiler an der bairischen Grenze) aus ahd. nio- wiht.

Nêhi f., die Nähe.

[Neiare f., die Näherin; Brw.]

neiða, neiðes, siehe oben nãiða.

nètt adj. und adv., zierlich, gefällig; vom lat. nitidus, rein, hell, zierlich; in die kaufmännische Sprache übergegangen als netto, genau, gerade, eben.

Nidhåfele n., das Neidhäfchen; 's Nidhåfele gåht 'm über, das Neidhäfchen geht bei ihm über oder überläuft, d. h. der Neid übernimmt ihn.

niena, nirgends; nienamêh, nirgends mehr; auch niener und nienermêh. Dieses mehr den alemannischen Mundarten eigene Wort ist das ahd. nêoner, nioner (d. i. nio in êru, nie auf der Erde), mhd. niener, gewöhnlicher mit eingeschaltetem d: niender, ninder, niendert, nirgend, auch verstärktes nicht. Fr.

nimma, nicht mehr, contrahiert aus nit mêhr; daher sagen andere aus nût mêhr: nûmmo. Das Wort ist verschieden vom hd. nimmer aus nio mêr, welches nie mehr bedeutet und das hier uncontrahiert nio mê lauten müsste.

[nix = nicht.]

[no^o = nu^o, nur; wals.]

[no^o = nur; wals.]

noiðas, noiða, siehe nãiða.

nomma, nommas, siehe nãiða.

nömma, nicht mehr.

[Noşter n., Rosenkranz.]

nóthig adj. und adv., eilfertig, beeilt, bedrängt: ahd. ginôto, cnôto, mhd. genoete, genôte, gnôt, auch genotec, wie bair. nêdi', gnêdi'. Fr.

[nu^o = nur.]

nûd, nichts; siehe ned.

nûdrèchzig adj., in nichts recht, ausgelassen, muthwillig.

nüela, wählen.

nûgschålt, d. i. neugeschålt.

nûmma, nicht mehr; siehe nimma.

nünt, nünz, nichts; siehe ned.

nüt. nūti, nichts; siehe das vorige nūnt und nūnz.
nūtnutzig, zu nichts tauglich oder nützlich.

O.

ô' = auch.

[ôberdert adv., dort drüben.]

ôbere, hinüber, überhin.

ôberheba verb., i' kâ's net ôberheba, ich kann es nicht
über mich bringen, ich kann es nicht bei mir behalten.

ôbernaturle, eigentlich ôbernâtûrlich, nach dem üblichen
Sprachgebrauche aber: über die Maßen, gar sehr.

ôberpfêchtig, über die Maßen, ungebûrlich; von Pfacht f.,
Gesetz, pactum.

offi, aufhin, hinauf; im Montavon.

Og (ôg) n., Auge.

ôha verb. act., Anke, d. i. Butter machen; im Perf. gôhet;
siehe dort.

ôha heba, still halten; ôha! ist der Zuruf, mit dem man
Pferde zum Stehen bringen will; für ôha! hört man auch
ôha!

Ohr (ôhr) n., Ohr.

[ommausus, umsonst; vgl. sus.]

[ônşer = unser; wals.]

ôrdili', ordentlich.

Ort (ôrt) m., Ort.

Oştra (ôştra), Ostern. Ostara bei den alten Deutschen die
Göttin des strahlenden Morgens, des aufgehenden Lichts;
ihr Name gieng auf „Ostern“, das Fest der Auferstehung
des Erlösers, über.

P.

[Palma m., der am Palmsonntag geweihte, vorzüglich aus
einheimischen blühenden Weidenzweigen zusammengesetzte
„Palmbusch“.]

Part n., das Ufer eines Baches, eines Sees; der Rand z. B.
des Bettes.

- Pfiştor m., Geißbube, Ziegenhirt, zu lat. pastor; Brw.]
 pflèga verb., pflegen, verpflegen, besonders eine Wöchnerin:
 wird mit dem Dativ construirt; der Kindbettere
 pflèga; Pflègata f., die Pflege, Verpflegung. Pflègari
 f., die Pflegerin, Auswärterin.
 Pflùm m., Flaum, Flaumfedern.
 pfneaşto, ächzen, seufzen — ein lautmalendes Wort.
 [pfnîzo verb., niesen; Brw.]
 [pfnûso verb., schnauben; Brw.]
 [pfûonno verb., geschwind davonfahren wie der Föhn, eilen;
 Brw.]
 Phantaşt m., ein launiger, muthwilliger Mensch.
 pişta, ächzen, wie obiges pfneaşto.
 Prachtmensch, ein schönes, stattliches Weibsbild; Mensch,
 mit Beibehaltung des älteren, neutralen Geschlechtes (plur.
 Menscher), bezeichnet eine weibliche Person, vorzugsweise
 eine erwachsene, unverheiratete (entgegen Bueb), namentlich
 auch als Dienstmagd und Geliebte, in welchem letzteren
 Falle es leicht einen unlauteren, verächtlichen Nebenbegriff
 aufnimmt. Fr.
 präştiera verb., aushalten, ertragen.
 Preire f., Priorin, Vorsteherin eines Klosters.
 proper adj., sauber, tüchtig, trefflich; das franz. propre.
 puréntig adj., rein, unvermischt; puréntige Füle, reine,
 bloße Faulheit; wohl aus pur und endig zusammengesetzt;
 vgl. purlauter; zu dem berührten Subst. Füle, die Faul-
 heit, siehe die Bemerkung oben bei Dünkle.

R.

- Râpa plur., die Rappen (Pferde).
 râthi', rath' ich; vgl. unten schâtzi' und die Partikel halt
 (wie ich dafürhalte).
 râthig werden, nach Ueberlegung und Berathung zu einem
 Entschluss kommen.
 [râß adj. und adv., stark.]

- râß adj., scharf, besonders vom Geschmacke; mhd. raeze.
 Rê m., Rain; nach ganz gewöhnlichem Abfall des auslautenden
 n; vgl. brû, braun, schô, schön.
 Reitera f., das Sieb; ahd. hrîtarâ, mhd. riter, Reiter,
 Sieb; ahd. verb. rîtarôn, sieben.
 rêra verb., weinen.
 Rîs n., eine jâhe, schmale Halde, weniger zum Beweiden als
 zum Rîsen (d. i. Herablassen, Herabrollen) von Holz-
 blöcken bestimmt; im Plur. Rîser; auch nhd. Holz-
 riese.
 [Rôd f., Reihenfolge, mhd. rote, rotte, rot.]
 [ropfa, siehe rupfa.]
 Rôth m., der Zorn, der die Wangen roth fârbt; es stîgt em
 der Rôth uf, sein Gesicht fârbt sich vor Zorn; ist zu
 unterscheiden von Râth, consilium.
 [rôthlêcht, siehe sûrlêcht.]
 ruaba verb., ruhen; nach mhd. ruowen.
 rûma verb., räumen.
 rûôbig adj. und adv., ruhig.
 Rûôfe f., Erdschleife, Mure an Bergabhângen; so sagt Schiller
 im Tell:
 „Ein Rufi ist gegangen
 Im Glarner Land, und eine ganze Seite
 Vom Glârnisch eingesunken“.
 rupfa verb., zupfen, zerren.
 Ruştig f., eigentlich Rüstung, dann ein altes unbrauchbares
 Gerâth.

S.

- Sâgeß f., Sense; ahd. sêgansa, mhd. sêgense, sêgens;
 erinnert in seiner Endung an die ebenfalls alemannischen
 Singeß, Singeßa, Schelle, Kuhglocke, Wâgeßa, ahd.
 waganso, Pflugschar.
 [Sâm m., der Saum; Brw.]
 schâfta verb., einen Schaft machen, z. B. eine Hellebarte, eine

Axt, eine Gabel, Haue schäften, mit einem Schafte versehen.

schätz'i', schätz' ich, eine ähnliche Einschaltung und Zusammenziehung wie räthi', mein' ich.

[scheiħa verb., schenken; wals.]

schèlb adj. und adv., schief, krumm; mhd. schelch, gen. schelches; von schèlb ist das Subst. Schelblig m. abzuleiten, das im Walgau im Schwunge ist und einen Tölpel, einfältigen Menschen bezeichnet, der recht schief (dumm) dasteht.

Schelm m., der Dieb; nur in dieser Bedeutung ist Schelm hierzulande gebräuchlich; die hd. Bedeutung Schalk kennt man nicht; davon Schelmapffle, ein kleines Pfeiflein, mit dem sich Schelme gegenseitig Zeichen zu geben pflegen.

[Schêrem m., Sommerstall für das Vieh.]

scherr di', mach dich fort! apage!

Schêsa f., das franz. chaise, Kutsche; dem. Schêsele.

Schick m., das, was sich schickt, was taugt; namentlich wird eine Hochzeit ein Schick genannt.

Schiff und Gschier, eine auch hd. übliche alliterierende und assonierende Formel; hier „Behältnis und Gefäß“, dann allgemeiner „alle zur Landwirtschaft oder irgend einem Gewerbe erforderlichen Werkmittel und Gerätschaften“. Zu Schiff vgl. Schaff, Schapfa, hölzernes Gefäß.

Schildisdubla = Dublone.

schîning, d. i. scheinend, glänzend; von Schî, Schein, schîna, scheinen, glänzen; adj. (vielleicht richtiger partic.) nach dieser Form kommen in unsern Dialecten sehr häufig vor; z. B. glanzig, glänzend; surrig, sausend, knurrend, vom lautmalenden Worte surra; werchig, arbeitsam, von wercha, arbeiten; mögig, liebenswürdig; a mögigs Kind, ein Kind, das man möga, d. i. lieben muss; trinkig, z. B. a trinkigs Wîle, ein Wein, der recht trinkbar ist, der gut mundet.

schlâpfa verb., schleipfen, als verb. act. ziehen, trahere und als verb. neutr. trahi, labi, gleiten; vgl. das im Brw. vor-

kommende Verb. schliefen, gleiten, abgleiten, labi, delabi; daher Gschlief, Absenkung von Erd- und Steinmassen, anderwärts Schlipf, Erd-, Schneeschlipf, auch Rûfe (rovina) genannt. Schlipfhalden, eine Alpe im Balderschwanger Thale; der Walser, der (wie oben bei hâ m bemerkt wurde) altes ei unverändert beibehält, sagt schleipfa.

[schlauffo verb., schlafen; Brw.]

[schlipfo verb., ausgleiten.]

Schlüsselballa m., der Schlüsselbund.

Schlüttli n., dem. von Schlutta f., ein bis etwa auf den halben Leib herabgehendes Oberkleid mit Aermeln sowohl für Männer als Weiber.

schmatzga verb., lautmalendes Wort, schmatzen; Schmatz m., bei Hebel Schmutz, Schmutzli, Kuss, Küsschen.

schmöllela, verb. dem. von schmolla, schmollen; siehe oben die Bemerkung über Verba deminutiva bei güggla.

schnägera verb., nagen, naschen; Schnägera f., der Rüssel des Schweins; daher bedeutet das Verb. neutr. schnägera auch: mit der Schnägera durchsuchen, durchwühlen.

[schnarchla verb., schnarchen, leise schnarchen, siehe oben die Bemerkung zu güggla.]

schnattere verb., zittern vor Furcht, vor Entsetzen.

[schnätza verb., schnitzen.]

schnauza verb., sehr gereizt und zornig reden; Schnauza f., das Maul, die Schnauze; Schnauz m., der Schnurrbart; auch hört man schnûza verb. und subst., und Schnûz; die gleiche Bedeutung wie schnauza hat:

schnèrza verb., schnarrend, aufgebracht reden; en Schnarz gê (alicui), jemanden kurz und zornig anfahren.

Schnûfla n., sim Schnûfla, seinem Schnauben, seinem Athem; von schnûfla, dem. von schnûfa, schnaufen, schnauben, athmen; Schnûf m., der Athem.

Schöpplle n., ein Seitel; a Schöpplle zwoa, ein Schöpplchen oder zwei.

SchôB f., Schürze.

[Schotta f., das letzte und wertloseste Milchproduct, das beim

Sieden des Käsewassers, wenn sich der Zieger geschieden, zurückbleibt.]

schottla verb., schütteln, rütteln.

[schu adv. = schon.]

schützli', bei den Walsern schüzli', gar sehr, überaus, scheußlich.

Schwäher m., Schwiegervater; Schwiger f., die Schwiegermutter.

[schwätza verb., reden.]

[se = siehe!]

sèllmål, das sèllmål, selbiges- (jenes-) mal, damals.

sèlza, selten, deshalb willkommen, beliebt; sèlza kô, Ehre aufheben, willkommen sein: aus seltsam (mhd. sêlt-saene, sêltseine).

Senni, d. i. Sennin (fem. von der Senn, des Senden), daneben auch Sendin, Sennerin, Senderin (zu der Senner, Sender), diejenige Dirne einer Bauernwirtschaft, die auf einer Alpenweide den Sommer hindurch das Geschäft der Butter- und Käsebereitung versieht. Grimm gibt die Ableitung von dem sehr alten, noch in Niederdeutschland giltigen Sahne. Rahm (mhd. der sân), so dass das Verbum sennen eigentlich bedeutet: die Milch abrahmen und gerinnen machen. Fr.

si' = sich.

sî inf., sein; kann aber auch das Pron. sein (suus — suum) bedeuten.

sîder, auch siderje, sîderhêr, seit, seitdem.

Siel f., Seele.

sieud = sind, im vordern Brw.; siehe die Bemerkung bei hieud.

Singeßa f., Schelle. Kuhglocke; von singen, klingen; vgl. Singele, Ohrfeige, Schlag, dass einem die Ohren sausen: der Walser sagt:

Singôßa und dazu das Dem. Singóßle; vgl. obiges Ságeß, Ságeßa.

sobaud, sobald; siehe baud.

Sölderli n., dem. von Solder. Söller, Hausplatz, solarium;
ahd. soleri, solari, mhd. solre, Vorgiebel, Altan.

[sos adv., sonst; wals.]

sövel, soviel; analog sagt man auch wüövel, wövel, wieviel.

Spèctive n., Perspectiv (perspicere — perspectrum).

[şpêra verb., sperren.]

şpèrza, stoßen, namentlich mit den Füßen; mit den Füßen sich anstemmen.

Stáfel m., grüner Platz um die Alphütte, der gedüngt und mitunter auch gemäht wird, wo auch Kühe zum Melken zusammengetrieben werden.

Stát m., der Schmuck, die Pracht, z. B. in Kleidern; festlicher Kleideranzug; Sunntigştát; daher:

Státsmeiggi, ein schönes, prächtiges Mädchen.

[ştauh verb., stehen; Brw.]

Stê und Bê, eine alliterierende, besonders im Montavon und Klosterthal vorkommende Formel; Stê und Bê gfrora, gefroren und daher hart wie Stein und Bein.

Stickle, ke Stickle, verstärkende Verneinung: gar nichts. Die Abstammung dieses bildlichen Ausdruckes ist zweifelhaft und durch Umgestaltungen verdunkelt, ob goth. stiks, Punkt, Moment, oder oberd. stik m., steile Stelle, Berghöhe, Bergwand, oder mhd. stic, Steig, Weg, oder nhd. Stich. Fr.

Stifle, dem. von Stifa m., der Zweig, kleiner Stengel.

Stôb, wèder Stôb noch Flôch, im Montavon, weder Staub noch Floh, d. i. gar nichts.

Stoi, Steine, an der bair. Grenze; siehe die mundartlichen Ablautungen des nhd. Doppellautes ei oben bei hãm.

[Stôr f., das Arbeiten der Handwerker, namentlich der Schuster, Schneider, Näherinnen im Hause des Arbeitgebers gegen Kost und Lohn.]

Stráuha f., bei den Walsern, anderwärts Strúha, Katarrh; siehe unten die Bemerkung bei Verlôb.

ştrèbla verb., strampeln, wimmeln, sich herumtummeln, abmühen.

[Strich m., s. v. a. „Stubat“, Heimgarten; Brw.]

[Stubadilla f., der gedielte Oberboden.]

Stubet f., wie obiges Héngert, trauliche Zusammenkunft, Besuchsgesellschaft; zer Stubete gâh, auf Besuch gehen, namentlich wird es vom Burschen gesagt, der zu seinem Lieb auf Besuch geht.

štûhawiß, štûhewiß, weiß, bleich wie eine Stûche, Stauche. Siehe über Stûha die Anmerkung zum Stûhawible, S. 72. Statt štûhawiß hört man auch štûhableich, štûhabloach.

Sûla f., Ahle der Schuster.

sûma sich, mhd. (sich) sûmen, säumen, schlendern; hier aber in der Bedeutung: nichts zu versäumen haben; sich hêm sûma, Eile haben, nach Hause zu kommen.

sûnnela, sich sonnen, sônneln.

sûrlècht, säuerlicht; der nhd. Ausgang icht bei Adjectivis wird in unsern Mundarten durchweg mit ècht gegeben; also rôthlècht, rôthlicht; sœublècht, süßlicht.

surra verb., ein lautmalendes Wort, surren, knurren, schwirren, sausen; der Käfer, die Kugel, der Kreisel surrt; surra wird auch von sehr gereizter und zorniger Sprechweise gebraucht. [Davon surrig adj., sausend, knurrend, dann zornig, übelgelaunt.]

[sus adv. = sonst.]

T.

taga verb. impers., es wird Tag; vgl. obiges nachta.

tâgwis, tagweise, ganze Tage lang.

Täibe f., der Zorn; siehe oben ertâuba.

täif, tief, bei den Walsern; im übrigen Vorarlberg tûf; es ist zu bemerken, dass bei den Walsern (burgundischen Bluts) viele lange ü = ú des an- und umgrenzenden alemannischen Sprachelementes in äi übergehen; neben obigem täif hört man z. B. noch: Fläiga, träiga, Chnäi u. s. w. für tûf, Flûga, trûga, Knû, nhd.: tief, Fliege, triegen (trügen), Knie. Vgl. Einleitung, S. 12.

[tar, darf; Brw.]

[thau = gethan; Brw.]

[Thürschweller m., Thürschwelle.]

Tischat f., ein Tisch voll; a Tischat Gäst, ein Tisch voll Gäste; analog diesem sagt man auch a Tuechat Laub, Heu, Gras, ein Tuch voll Laub, Heu, Gras; vgl. a Dutzat, ein Dutzend; die Worte Tischat, Tuechat u. dgl. erinnern an eine aus Zeitwörtern gebildete Gruppe von Collectiven, welche unserer Mundart außer den gewöhnlichen Collectiven eigen sind und welche, während jene die volle Gesamtheit ausdrücken, nur einen gewissen bestimmten Theil derselben bezeichnen, der aber, obwohl wieder aus einzelnen Theilen bestehend, dennoch als ein Ganzes und Vereinigtes, gewissermaßen ein Collectivum im kleinen, gedacht und gefasst wird. Alle diese Collectiva sind Feminina, z. B. a Trágata Holz, soviel Holz, als man auf einmal zu tragen vermag; a Zühata Butter, soviel Butter, als auf einmal gezogen, geschlagen, gemacht wird; a Schleizata Hanf, soviel Hanf, als auf einmal geschleizt wird (schleiza, den Hanfbast von den Stengeln abstreifen; mhd. sleizen, scindere, schinden, abhäuten — daher unser schleiß).

Tobel n., im Plur. Töbler, im Dem. Töbele, kleine, thalähnliche Vertiefung am Abhang eines Berges; der Winkel, unter welchem zwei, größtentheils mit Wald überwachsene Abhänge sich unmittelbar aufeinander senken, der meistens zugleich auch ein Rinnsal bildet; Waldthal, Engthal, Schlucht; öder Platz neben einem Acker oder einer Wiese. Vgl. ahd. tubil, gatubili; mhd. tobel, Waldthal, Schlucht. Fr.

Tóbe f., siehe Täibe.

topfèba, topfeben, so eben, dass man einen bis an den Rand mit Flüssigkeit gefüllten Topf aufstellen könnte.

tósa verb., tosen; daher Getöse.

tribiliera verb., drängen, nöthigen, treiben; das mehr mittelalterliche tribulare (von tribulum, Dreschwalze, und dieses von terere, reiben; franz. tribouiller, necken, aufziehen; dann mit Anlehnung des Begriffs an das deutsche Verbum treiben: drängen, nöthigen. Fr.)

Trinke f., die Tränke; 's Veah zer Trinke triba, das Vieh zur Tränke treiben, im Brw.

Tripstrüll n. = Utopien.

trōchna verb. act., trocknen, bei den Walsern, die den Gurgel-laut ch für k lieben.

Trōg m., Kasten, liegender Schrank, namentlich zur Aufbewahrung von Feldfrüchten, gedörrtem Obst u. dgl.; verwandt mit unserem Trucka f., die Truhe.

[trôlo, siehe drôlo.]

Truble n., Träublein, Büschelchen mit Früchten; daher trüblet-voll, (von Bäumen) ganz voll.

trüiha verb., fett, stark werden, gedeihen.

trümla verb., neutr., unstet gehen, taumeln, tromulare.

Trumm n., das Fadenende: es gilt als Sprichwort: „Am rēchta Trumm züha, das Rechte beginnen, das thun, was zum Ziele führt.

Tschârpa m., Scherbe, altes abgenütztes Geräthe, nur im Montavon gebräuchlich; wie daselbst der roman. Quetschlaut tsch für t und ch steht (siehe Einleitung S. 10), so steht er auch, wie obiges Wort Tschârpa zeigt, für sch; vgl. die nachfolgenden vier Wörter:

Tschôpa-n-ärmel m., der Aermel der Jacke, des Wamses; im Dem. lautet Tschôpa — Tschôpli; vgl. das ital. giubba. — Das n zwischen den beiden Vocalen a und ä ist des Wohllautes wegen eingeschaltet.

Tschübile, dem. von Tschübel m., der Haufe, die Menge; etwa von schieben, Schub und mit roman. Quetschlaut Tschub, Tschubel, Tschübel?

tschuderig, struppig; vgl. bei Stalder: tsulen, tschaulen, struppig in den Haaren sein.

tschuppawis, haufenweise; von Tschuppa, der Haufe; verwandt mit obigem Tschübel; erinnert auch an das nhd. Truppe.

tummeln (sich), sich beeilen.

Tüpfle n., siehe Düpfle.

Tumolmutsch m., Verwirrung; Brw.

tüsem adj., kleinlaut, traurig; zu tüsa — tüsla, siehe dort.

tüsla verb. neutr., siehe düsla.

U.

Übli (übli) f., Ueblichkeit, Unwohlsein; vgl. obiges Füle f., Faulheit. und die Bemerkung zu Dünkle.

Ubschäd (übschäd) m., Unbescheid, Grobheit.

üdreaße, ungestüm, wild.

üfbîga verb., aufhäufen, in einem Haufen übereinander legen, namentlich Holz; daher Bîg, Holzbîg; ahd. pîgo, pîga, mhd. bîge f. Fr.

uffar und uffer, d. i. aufher, herauf wie:

uffi, aufhin, hinauf; ebenso uihe, im Brw.

[Ufrîda (üfrîda) m., Unfriede.]

[Ufschrift (üfschrift) f., Aufschrift.]

[ügfâhr adv., ungefähr.]

[Uglück (üglück) n., Unglück.]

uihe, siehe uffi.

umsos, umsonst.

umtüsa, herumschleichen; siehe düsla, tüsla, tüsa etc.

[ungên adv., ungern; Brw.]

ünig, sehr, über das Gewöhnliche; adj. und adv. bei Hebel
uding.

[uohe adv., hinauf; Brw.]

Urtel n., Urtheil; daher das Verb. urtla, Urtheil sprechen, aburtheilen.

[Urueb (ürueb) f., die Unruhe.]

üsagfâhr, unerwartet, von ungefähr; aus un und fâhra, erwarten.

üsdrôlo verb. neutr., überausrollen, hinabstürzen.

[Uslâ (ûslâ) n., das Auslassen.]

Usât (ûsât) m., der Unsaat, d. i. Unkraut.

ûsôd adv., unwirsch, mürrisch.

ussa, usser, ausher, heraus; usse, ussi, aushin, hinaus.

ûszêro verb. act., auszerren, ausreißen.

Uthier (ûthier) n., Unthier.

ûverseahas, unversehens.

Uwart (ûwart) n.. Unwort, d. i. böses Wort.

Uwèrt (ûwèrt) m.: nût um Uwèrt gê, gleichgiltig sein, ob man wert komme oder nicht.

V.

Váh, im Walgau und Klosterthale, Vêch. im Montavon, Vieh. verbrämt, unser nhd. verbrämt, mit einem Saum versehen.

verhilfli' sî, verhilflich sein.

verkô- (-men), verkommen, bekommen, begegnen.

Verlôb (mit), mit Erlaubnis; es stehe hier die Bemerkung: nhd.

au geht in unsern Dialecten entweder in langes u = û oder in langes o = ô über; dies geschieht aber nicht regellos, sondern es gilt in dieser Beziehung das Gesetz, dass der nhd. Doppellaut au nur dann in û übergeht, wenn er mhd. schon û lautete, in ô aber dann, wenn er aus mhd. ou erwachsen ist; z. B. für das nhd. Haus, Maus, Maul, Saul, Zaun, Faust, Bauer, Kraut u. s. f. spricht der Vorarlberger: Hûs, Mûs, Mûl, Sûl, Zû, Fûst, Bûr, Krût; für auch, Baum, Traum, glauben, laufen, taufen, Augen aber: ô', Bôm, Trôm, glôba, lôfa, tôfa, Oga; eine Ausnahme macht hier wie bei dem oben bei hâm aufgestellten sprachlichen Gesetze der Walser; derselbe behält mhd. û bei, das mhd. ou aber geht in seinem Munde in âu über, d. i. eine diphthongische Mischung dieser Laute, in welcher das längere â (= $\frac{2}{3}$) das kürzere u (= $\frac{1}{3}$) überwiegt. Der Walser spricht sohin zwar auch Hûs, Mûs, Mûl, Sûl u. s. w., hingegen aber (mit) Verlâub, âu', Bâum, Trâum, glâuba, lâufa, tâufa,

Auga (âuga). — Einzelne Fälle gibt es jedoch, dass mhd. ou in den nichtwalserischen Dialecten nicht in langes o übergeht, sondern in seiner ursprünglichen Reinheit beibehalten wird; so hört man bouwa (mhd. biuwen, bûwen, bouwen), Frou, houwa, bauen, Frau, hauen; in der Walser Mundart aber geht das mhd. ou meines Wissens ausnahmslos in âu über, also bâua, Frâu, hâua.

vernôrla, verduseln, verschlummern; **nôra**, einnicken, leicht schlummern; im Brw. sagt man in diesem Sinne nülle; siehe Bergmann, Cimbr. Wb. 1496: nello.

vernüela, verwühlen.

[verroatha verb., erröthen; Brw.]

verrücha verb., ausrauchen, im Perf. verrocha; der Zorn verrücht, der Zorn verraucht, raucht aus, legt sich.

verschlipfa verb. neutr., entgleiten, entfallen; vgl. oben schlápfa.

verschmôht, beschämt, verlegen.

verschôcht, verscheucht, scheu, menschenscheu; **verschôcht umtûsa**, menschenscheu herumschleichen.

verschoppa verb. act., verstopfen.

verspüela,erspülen, hinunterspülen, wegschwemmen.

[verştècha verb., zerstechen.]

verştûnt, staunend, erstaunt.

versûma verb. act., versäumen.

[vertlíha verb., entleihen.]

vertloada, verleiden.

vertôba verb. act., erzürnen jemanden; siehe oben das walserische ertâuba.

[vertschlâfa verb., entschlafen, einschlafen.]

[vertschlipfa verb., entschlipfen, entgleiten.]

[verwâga verb., wagen.]

[verwèttret adj., verwittert.]

verwerfen verb., von sich werfen.

verwiera verb. neutr., verirren.

verzella, erzählen.

verzókla verb. act., verlocken.

verzótera, verschütten, austreuen, zerstreuen; vielleicht das Verb. iterativ. von unserem mundartlichen zetten, verzetten, streuen, zerstreuen; Gras zetten, Gras mit einer Gabel auseinanderbreiten.

verzusla, verzausen.

vílrár, selten, lieblich, prächtig; diese Verstärkung durch víl (viel) ist bei den Walsern noch sehr beliebt.

[Vizotum n. p., eigtl. Vicedominus, dann Teufel; Brw.]

vorig, vorhin.

vor 'na, vor ihnen.

W.

Wád f., die Weide, nach dem im Brw. üblichen Uebergange des mhd. ei in á; so sagt man auch náßas statt neißas, mhd. neizwas, nescio quid; zága, d. i. zeigen; siehe oben hám und náiða.

wádle, hurtig, geschwind.

wághalsig adj., keck, kühn; en wághalsiga Kerle, ein Kerl, der den Hals wagt, Waghals; fast richtiger würde man sagen: halswágig.

Wágwárta, im Plur. Wágwártena, Wegwarte; Wegerich, *Plantago officinalis*.

wau, im Brw., wo, mit schwäbischem Anstrich.

[Webba f., Gewebe, Spinnweb.]

wêch adj., schön gekleidet, schmuck, auch zierlich, stolz; ahd. wâhi, mhd. waeh, künstlich, fein, schön, ornatus, venustus; z. B. die haube was von pilden waeh, V. 15 und 303 im Mayer Helmprechte (herausgegeben von Jos. Bergmann, Wien, 1830) und anderswo: durch dîne rede tuost du vile waeh.

Wegga m., der Keil; dann aber auch: keilförmiges Brot; ahd. weggi, wekki.

weidle, siehe oben wádle.

wèrcha, arbeiten; von Wèrk, Wèrch, Werk, Arbeit; Gmê-wèrch, gemeinsame Arbeit, z. B. bei Wuhungen.

Wèsa n., das Wesen, die Menge; an überpfächtigs Wèsa, eine überaus große, erstaunliche Menge.

Wetterleich m., Blitz.

Wichwasser, Weihwasser.

Wiehnèchtkindli, Weihnachtscindlein, Christuskind.

[wind = wollen, im Brw.]

wintara verb. impers., es wird Winter; es wintarat im Hâr, d. h. die Haare werden weiß, das Alter rückt an; neben wintara hört man auch winterla; es winterlat, es nähert sich dem Winter; analog sagt man auch es herbstelat und es längselat, es geht dem Herbste zu, das Wetter nähert sich dem Herbste (Frühlings). Ueberhaupt enden die Verba, deren Grundbedeutung Hinneigung zu, Annäherung an etwas ist, in unsern Mundarten auf ela und die Adjectiva und Adverbia, wenn sie neben dem Verbum vertreten sind, in elig; neben den schon angeführten herbstela und längsela stehen hier als Beispiele: lümpela, an die Handlungsweise eines Lumpen streifen, einem Lumpenstreich ähneln; knöbela, nach Knoblauch schmecken, sich diesem Geschmacke annähern; brändela, brenzlich schmecken; adj. brändelig; gröuela (von grou, grau), sich jenem Geruche annähern, den durch Abliegen oder schlechtes Aufbewahren grau gewordene Waren entwickeln; adj. gröuelig u. s. w.

[Wiouter m., Winter; vorderwälderisch.]

wislos, ohne Weisung, daher mit Gegend und Verhältnissen unbekant.

Wittlig m., Witwer, Wittiber.

woalle = wädle und weidle.

wondera verb., neugierig nachforschen.

[Wöormsül f., eigtl. Wurmsäule, ein Felsgebilde an der Kanisfluh.]

Wucha f., die Woche; a Wucha zwá, eine Woche oder zwei wie oben a Schöpple zwoa, ein Schöppchen oder zwei.

wulflig adj., wohlfeil; auch sagt man wolfl und wulfl.

wullig adj., aus Wolle bereitet, wollen; so sagt man auch lini,
hänfi, sídi, aus Leinwand, Hanf, Seide.

Wunder und Wunderwitz m., Neugierde, Vorwitz; daher
obiges wondera.

[wüscha verb., wünschen, wals.]

Z.

zabla = zappeln.

[Zágerle n., Zeigfingerlein.]

zämmet, auch zémma, zémmat, zusammen.

Zâra m., der Zorn, im Montavon; siehe oben die Bemerkung
zu Kâra-n-acker.

Zêba m., die Zehe.

[zeišt adv., zuerst, Brw.]

zitle, zeitlich, d. i. zu rechter Zeit, rechtzeitig, frühe genug.

Zitgâß, Zeitgeiß, eine Geiß, die zum erstenmale trüchtig ist.

z'lešt, zuletzt.

z'nêhšt, zunächst.

Zoacha, Zeichen; Zoacha und Mô, Himmelszeichen (des
Thierkreises) und Mond, Stand des Mondes.

Zoana f., im vordern Walgau; sonst Zeina, Zâna und Zêna,
Geflecht von Ruthen, Korb.

Zolfa m., ein Stiel, an dem unten ein rundes mit mehreren
Löchern versehenes Brettchen befestigt ist, und der beim
Buttermachen in dem Kübel auf- und abgestoßen wird;
daher sagt man für einfaches Zolfa häufiger Schmalz-
kübelzolfa.

Zôra, Zorn, bei den Walsern; vgl. obiges Zâra aus Montavon.

z'rock = zurück.

zueheba verb., wird mit dem Dativ construiert und bedeutet:
jemanden zuthätig sein, jemanden unter besonderer Vorsorge
haben.

zueher, herzu.

[zuepronga perf. = zugebracht.]

[zûgla, furtzûgla verb. intr., übersiedeln.]

[zūnda verb., leuchten (einem).]

[Zundera f.. Legföhre.]

z'wäg, z'wèg, auf den Weg; daher fort, weg; aber auch:
herbei, herzu; namentlich mit bringen (verschaffen),
gehen (nachgehen), kommen (herbeikommen; fortkom-
men, genesen).

[z w a h a verb., waschen.]

I N H A L T.

Die mit * bezeichneten Nummern sind in gebundener Rede erzählt.

	Seite
Vorwort	III
Dr. F. J. Vonbun, ein Lebensbild	VII
Beilagen. Briefe an Vonbun	LXXXIX
Die Sagen Vorarlbergs von Dr. F. J. Vonbun	I
Einleitung	8

A. Mythen und Märchen.

I. Wuotan. — Wuotans Heer	19
1. *Die Predigt am Lünser See	21
2. Der Schimmelreiter	23
3. Der Pferdehocker	23
4. Der Girenwagen	24
5. Die drei Stände	25
6. Der Pfarrer	27
7. Der Mann auf Salzndi	27
8. Das Nachtvolk	28
a. Des Nachtvolkes Zug durch Sattels	28
b. Das Nachtvolk in Bürs	28
c. Das Nachtvolk in Schruns	28
d. Das Nachtvolk auf dem Kläsefeld bei Frastanz	28
e. Das Nachtvolk in Raggäl	28
9. Die Verschmausung der Kuh	29
10. 'S Wuotas	29
11. Lie Musik und das Weib	30
12. Das nächtliche Gelage	30
13. Der Maultrommler	31
14. Der Schwegelpfeifer	32
15. Die Bedingung	33

	Seite
16. Das Nachtvolk warnt	24
a. Der Mann mit dem Taktierstock	24
b. »Götti, gang witer uff!«	24
c. »Nöthnagel«	24
d. Die Wäsche an Frohnfasten	25
17. Das Nachtvolk straft	26
a. Das Messer im Knie	26
b. Das Beil in der Achsel	26
c. *Der Einaug	27
II. Fenken	28
1. Das Alter des Fenken	42
2. Der Wechselbalg	44
3. Die Fenken und die Kinder	45
a. Die hilfreiche Fenkin	45
b. Die böse Fenkin	46
4. Selbst thun, selbst haben	47
5. Der Pflege Lohn*)	48
6. Der gute Kath	51
7. Fenken in der Menschen Dienste	51
a. Jochrumpla. — Jochringla	51
b. Moggastutz	52
c. Die Fenkin in Trantraues	52
d. Rohrinda	52
e. Der wohlfeile Hirt	52
8. Die Rutschfenken in Braz	54
9. Der bestrafte Fürwitz	55
10. Die Bergmännlein vom Heuberg im kleinen Walserthal	56
11. Die wilden Frauen auf dem Tannberg	56
III. Bütze	57
1. Die fremden Knechtlein	60
a. Das Bergmännlein auf der Bärenweid	60
b. Das Longamännlein	60
c. Das Hirtlein in Gävis	61
d. Das wilde Mänlein auf Profatscheng	61
e. *Der Hirte von Lagüz	61
f. Der wilde Mann auf Bürstegg	62
2. Der Stutzli	62
3. Der Graumann	64

*) Dabei als Anmerkung St. Nicolaus.

	Seite
<u>4. Der Badbutz</u>	65
<u>5. Die Wette</u>	65
<u>6. Das Schelmapfiffe</u>	66
<u>7. Der gesottene Kuhhirt</u>	67
<u>8. Die Decke weggenommen</u>	68
<u>9. Der Hausbutz und der Schuster</u>	68
<u>10. Der Bargabutz</u>	69
<u>11. Gaulzer</u>	70
<u>12. Vizotum</u>	70
<u>13. Das Walsermännlein</u>	71
<u>14. Die Pfaffenkellerin</u>	71
<u>15. Das Stöhawilch</u>	72
<u>16. Frau Rosa</u>	74
<u>17. Der Butz mit der feurigen Hand</u>	75
<u>18. Der Kellerbutz</u>	75
<u>19. Das Doggi</u>	76
<u>a. Das Doggi mit den großen Zöpfen</u>	77
<u>b. Das Doggi als Magd</u>	77
<u>c. Die bleiche Magd</u>	77
<u>20. Der Schrättlig</u>	78
<u>21. Der Butzomâ</u>	80
<u>a. Der Butzomâ und das Kind</u>	80
<u>b. Der schwarze Hund</u>	80
<u>22. Der Dreizehnte</u>	81
<u>23. Der Sechste</u>	82
<u>24. Alpenbütze im Bregenzerwalde</u>	83
<u>a. Die sennenden Bütze auf Osterguten</u>	83
<u>b. Die Bütze als Säumer auf Diedams</u>	83
<u>c. Die Senner auf Diedams</u>	84
<u>d. Die Elbputzen im Bregenzerwalde</u>	84
<u>25. Alpenbütze im Walserthale</u>	85
<u>a. Die Alpmueter auf Lagüz</u>	85
<u>b. Der Lagüzer Alpbutz</u>	86
<u>c. Die fremden Sennerinnen auf Fludriga</u>	86
<u>d. Die brennende Hütte auf Fludriga</u>	86
<u>e. Der Butz auf Huttla</u>	86
<u>26. Alpenbütze im Montayon</u>	87
<u>a. Der Butz auf Valzifenz</u>	87
<u>b. Die freude Sennerin auf der Gävner Alpe</u>	87
<u>c. Die schmausenden Bütze in Gargellen</u>	88
<u>d. Die Bütze auf Latonz</u>	88
<u>e. Die verschmauste Kuh auf Mansaura</u>	89

	Seite
IV. Geister	90
1. Die Sennerin auf Spullers	92
2. Der Geist auf der Kanisfluh	92
3. Vom Alphirt und dem weißen Ross	98
4. Der Rosshirt geistert	94
5. Der Geist auf der Alpe Hintern	95
6. Der Geist auf Gweil	95
7. Der Geist in dem Kuialoch	96
8. Der ewige Jude	97
9. Das Thränenbächlein (Przalanz)	98
10. Das Fräulein im Walde	100
11. Fräulein Ida	101
12. Mutter und Kind	101
a. Die Erlösung der Mutter	101
b. Das Gebet der Mutter	102
13. *Die goldene Schlange in Wolfurt	102
14. Der Schatzgräber	104
15. *Der Klüshund	105
16. *Der Säumer und der Geist	111
17. Der Mann im Mond	112
18. Der Stier im Sünser See	113
19. Der Geist beim Pestbild	114
20. Der Geist im Hohlweg	115
21. Der Buntlittenbock	115
22. Der Pftfer	116
23. Die Alte aus der Kehlen	116
24. Gebannte Geister	117
a. Der gebannte Geist auf Gamp	117
b. Der Äpele-Fuchs	117
25. Geister werden erlöst	118
a. Wie ein Geist in Hohenweiler erlöst wurde	118
b. Der Markenrücker	118
c. Die Näherin und der Geist	119
d. Die Fräulein von Neuenburg	120
e. Die Frau mit den rothen Haaren	120
f. Die Irrlichter	120
g. Die Muttergottes und die armen Seelen	121
V. Schätze	121
1. Verschiedene Schätze	121
a. Die Schätze bei Rosenegg	122
b. Das Goldlaub von Jagdberg	122

	Seite
c. Das Rebmesser von Schwarzhorn	122
d. Das Laub auf Ramschwag	123
e. Das goldene Kegelspiel auf der Burg Hörnlingen	123
f. Das Kegelspiel auf dem Bregenzer Schlossberg	123
g. Die Goldkiste auf Schönstein	123
h. Die Schatzhüterin auf Gutenberg	124
i. Ein anderer Schatz bei Gutenberg	124
j. Das goldene Kädlein von Valcastiel	124
k. Die schwebenden Thaler zu Damüls	124
l. Die Thaler auf der Tanne in Damüls	125
m. Der Kessel von Klesenza	125
2. Das Burgfräulein von Rosenegg	125
3. Ein Mühlstein verscheucht den Schatzgräber	127
a. Der Schatz im Walde	127
b. Der Schatz auf Neuenburg	128
4. Der Schatz auf dem Kläsefeld	129
5. Die Goldquelle	130
6. Der Böden-Schatz	130
7. Der Schatz auf der Bezegg	131
8. Das alte Mütterlein auf der »Spinnstube«	132
VI. Venediger	133
1. Die Venediger im Hittisberg	135
2. Das Venedigermännlein und die drei Schwestern	136
3. Die Spiegel der Venediger	138
a. Das Venedigermännlein auf Gaphäl und der Hirtenknabe	138
b. Das Venedigermännlein und der Hirte aus Glarus	139
4. Das vogelfreie Venedigermännlein	141
VII. Riesen. — Teufel	142
1. Wilde Leute	143
2. Der steinerne Mann auf der Stoangerhöhe	143
3. Das Teufelloch	144
4. Der Baumeister	145
5. Der glockentragende Teufel	146
VIII. Hexen	148
1. Hexen in Elsterngestalt	149
2. Die Hexe als Melcherin	150
3. Die Hexe vordirbt die Milch	151
4. Gegenmittel	151
a. Der »Küechlispiss«	151
b. Die eisernen Bundhaken	152

	Seite
c. Der Schuss durch den Kübel	152
d. Die Hexe als Henne	152
e. Die Hexe als Strohalm	152
f. Milch und Weibwasser	152
5. Windsbräute	152
a. Die Windsbraut auf Zamang	152
b. Die Windsbraut auf dem Schröcker Aelpele	154
6. Die Hexe will Donnerwetter machen	156
7. Der Fremdlinger aus Au	157
8. Die Anna-Alpe	158
9. Die Hexe reitet umgekehrt auf einer Kuh	159
10. Der Hexentanz auf Winterstauden	160
11. Hexenplatz in der Wildkirche	160
IX. Vergletscherung	162
1. Säntis	164
2. Kamor	165
3. Mauren	165
4. Scesa plana	166
X. Mythische Thiere	169
1. Die schwarze Katze	172
2. Kronschnagen	172
a. Was das Matta-Bäbele sah	172
b. Die weiße Natter auf der Alpe Schadauna	173
3. Schlangenkönigin und Kronldieb	174
a. Die badende Natternkönigin	174
b. Die Natternkönigin auf dem Schnüfiser Berg	174
4. Die Schlange schenkt eine Krone	175
a. *Die Schlange und die Braut	175
b. Die Schlange im Ställe	176
5. *Die Schlange und das Büblein	176
6. *Die Schlange und die Muttergottes	177
7. Die Muttergottes unter der Lasselstaude	178
8. Der Natternbanner	179
9. Der Drache im See Sonderdach	180
10. Der Jolerbüchel	181
11. Der Drache und das Venedigermäunlein	182
12. Der Drache im Gallinatobel	182
13. Die Eidechse und die Schlange	183
14. *Die Eidechse und der Heiland	184

	Seite
15. Der Zaunkönig	185
a. *Der Zaunkönig und die Spinne	185
b. *Der Zaunkönig und der Adler	185
16. *Der Kreuzschnabel	186
17. Die Habergeiß	187
18. Die Ameise	188
XI. Verschiedenes	189
1. Der Goldkämpfer	189
2. Die drei Buben	192
3. Das Fräulein von Ruckburg	193
4. Das Bäuerlein	195
5. Der Rothkopf	200

B. Sagen und Legenden.

1. Selvetta	205
2. Der Oberrhein	206
3. Gründung der Stadt Feldkirch	207
4. Die Abstammung der Grafen von Montfort	209
5. Kaiserin Hildegarde	211
6. Ulrich V., Graf des Argengaus	212
7. Heinrich das Findelkind	218
8. Die Stadtreterin Guta	216
9. Die Entstehung des Montavoner Wappens	219
10. *Herzog Friedrich mit der leeren Tasche in Bludenz	220
11. Die Schlacht bei Frastanz	226
12. *Kaiser Max in Valduna	227
13. Die Heidenburg in Gävis	229
14. Die ersten Bewohner von Damüls	250
15. St. Fridolin vor der offenen Gerichtsstätte zu Mäsinen	251
16. Der rothe Stein in der Fridolinskapelle zu Rankweil	252
17. St. Columban und seine Schüler in Bregenz	254
18. St. Arbogast	256
19. St. Eusebius	257
20. Der Konradsbrunnen in Hohenems	258
21. St. Gerold	258
22. Die seligen Geschwister Merboth, Diedo und Ilga	240
23. Entstehung des Klosters Valduna	245
24. Das Kirchlein auf dem Christberge	245
25. Das Bruderhütle	247
26. Der Bau der Pfarrkirche in Rankweil	248

	Seite
<u>27. Das wunderthätige Kreuz in Bankweil</u>	<u>249</u>
<u>28. Die Entstehung des Bades Rothenbrunnen</u>	<u>251</u>
<u>29. St. Amerta</u>	<u>252</u>
<u>30. Das Bildstöcklein auf der Losen</u>	<u>253</u>
<u>31. Die Bregenerwälderinnen erscheinen den Schweden als göttliche</u> <u>Wesen</u>	<u>254</u>
<u>32. Hattlerdorf</u>	<u>257</u>
<u>33. Rochusses</u>	<u>257</u>
<u>34. Der Spüsagang</u>	<u>258</u>
<u>35. Der Zimper</u>	<u>259</u>
C. Glossar	261



**This book should be returned to
the Library on or before the last date
stamped below.**

**A fine of five cents a day is incurred
by retaining it beyond the specified
time.**

Please return promptly.

26267.48.3

Die sagen Vorarlbergs.

Widener Library

003777604



3 2044 089 080 170